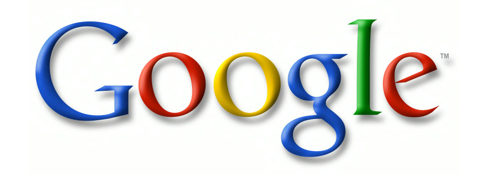
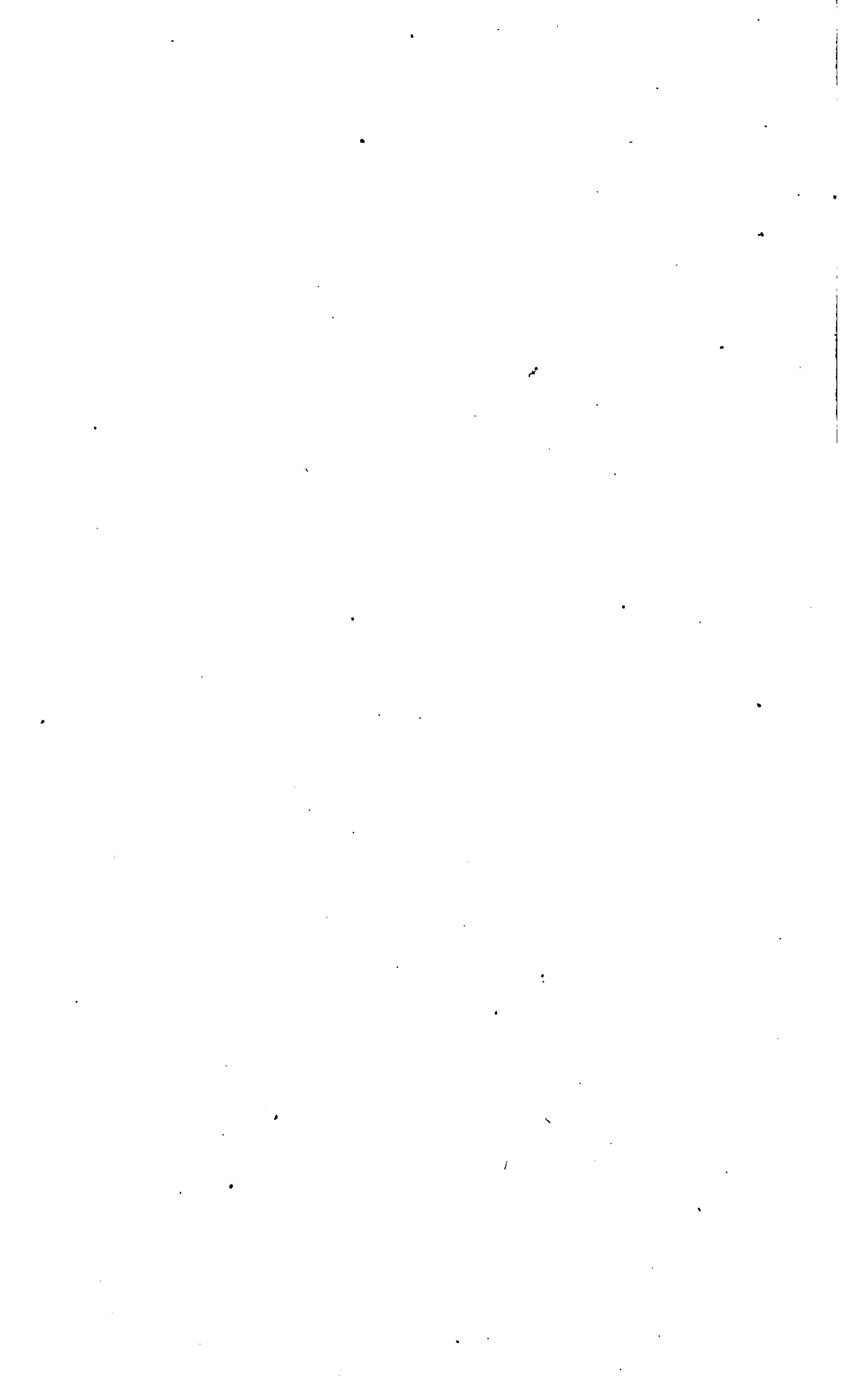
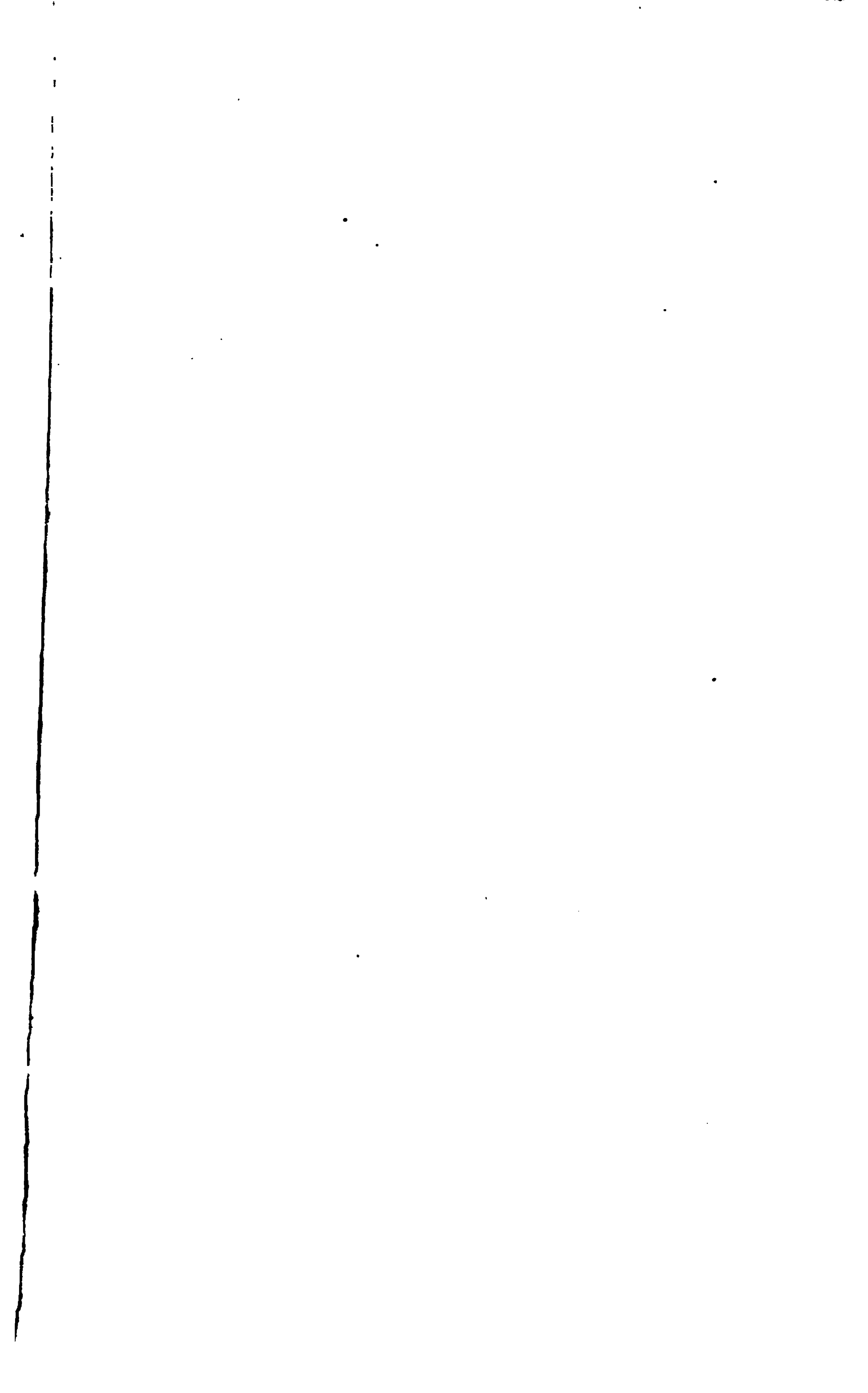
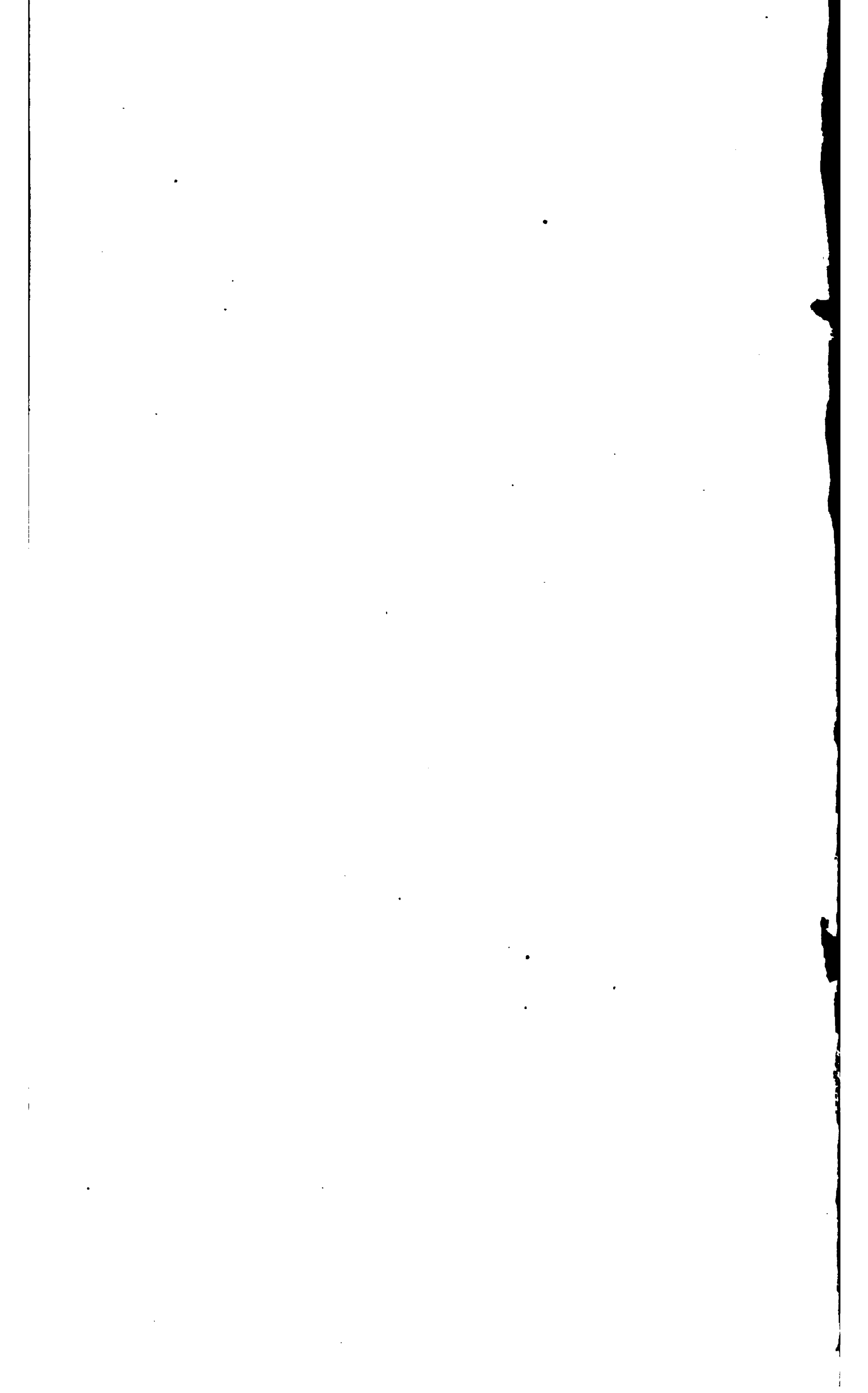








Russische Kulturbilder

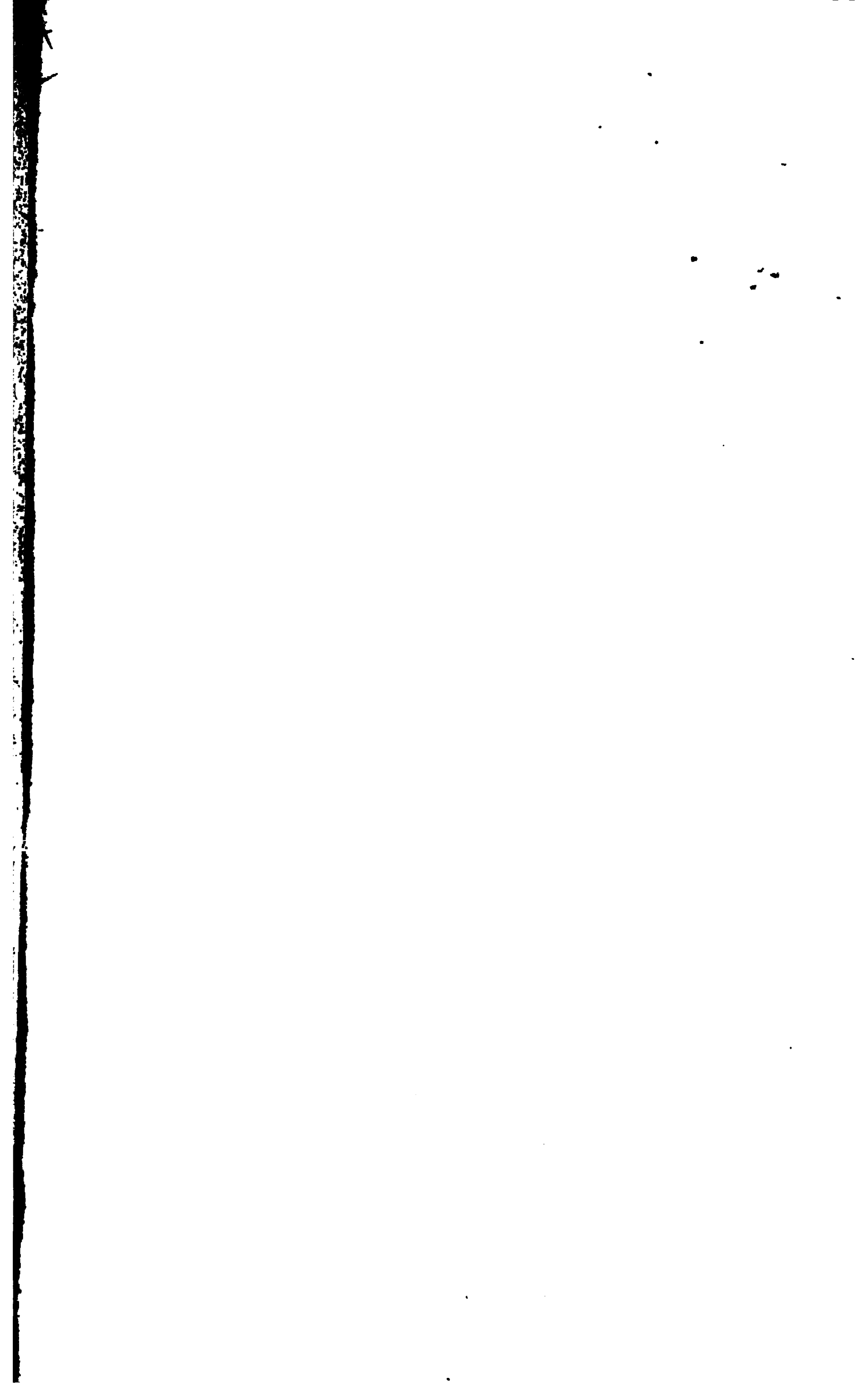
Erinnerungen und Erlebnisse

von

Eugen Zabel







Von **Eugen Zabel** sind früher folgende Werke über **Rußland** erschienen:

St. Petersburg. Mit 105 Abbildungen. „Berühmte Kunststätten", Nr. 32. Leipzig, Verlag v. E. A. Seemann. 1905.

Moskau. Mit 81 Abbildungen. „Berühmte Kunststätten", Nr. 12. Leipzig, Verlag von E. A. Seemann. 1902.

Auf der sibirischen Bahn nach China. Mit 36 Illustrationen und einer Karte. Dritte Auflage. Berlin, Allgemeiner Verein für Deutsche Literatur. 1904.

L. N. Tolstoi. Nr. VI der Sammlung „Dichter und Darsteller". Leipzig, Berlin u. Wien. Verlag von E. A. Seemann und der Gesellschaft für graph. Industrie. 1901.

W. W. Wereschtschagin. Mit 77 Abbildungen. Nr. XLVII der „Kunstlermonographien". Bielefeld und Leipzig, Verlag von Velhagen & Klasing. 1900.

Russische Literaturbilder. Zweite Auflage. Berlin, Allgemeiner Verein für Deutsche Literatur. 1899.

Im Reich des Zaren. Büsten und Bilder aus Rußland. Berlin, Ferd. Dümmlers Verlagshandlung. 1898.

Anton Rubinstein. Ein Künstlerleben. Leipzig, Verlag von Bartholf Senff. 1892.

Iwan Turgenjew. Eine literarische Studie. Leipzig, Otto Wigand. 1884.

Ferner erschienen von demselben Verfasser:

Zur modernen Dramaturgie. Studien und Kritiken. Erster Band: Deutschland. Dritte Auflage. Zweiter Band: Das Ausland. Dritte Auflage. Dritter Band: Aus alter und neuer Zeit. Zweite Auflage. Oldenburg und Leipzig, Schulzesche Hofbuchhandlung. 1905.

Europäische Fahrten. Zwei Bände. Oldenburg und Leipzig, Schulzesche Hofbuchhandlung. 1901.

Bunte Briefe aus Amerika. Berlin, Verlag von Georg Stilke. 1905.





Russische Kulturbilder

Erlebnisse und Erinnerungen

von

Eugen Zabel

Mit dem Bildnis Wereschtschagins nach
einer Büste von Reinhold Felderhoff



Berlin
Verlag von Karl Curtius
1907

Maschinensatz von Oscar Brandstetter in Leipzig.

K. S. Stanislawski-Alexejew,
dem Begründer und Leiter
des „Künstlerischen Theaters“ in Moskau
zugeeignet

Es stürmt Dein Volk in heißem Freiheitsdrang
Durch Nacht und Nebel fort auf schroffen Bahnen
Und läßt der Zukunft Morgenröte ahnen,
Macht auch die Finsternis den Herzen bang.

Ein holder Traum in Dir zum Leben rang,
Dich an die Not der Bühne zu gemahnen.
Da wehten lockend Deine stolzen Fahnen.
Den Lorbeer zu erringen er Dich zwang.

In deutschen Landen ward er Dir gewunden,
Wo in die Seele drangen Bild und Laut

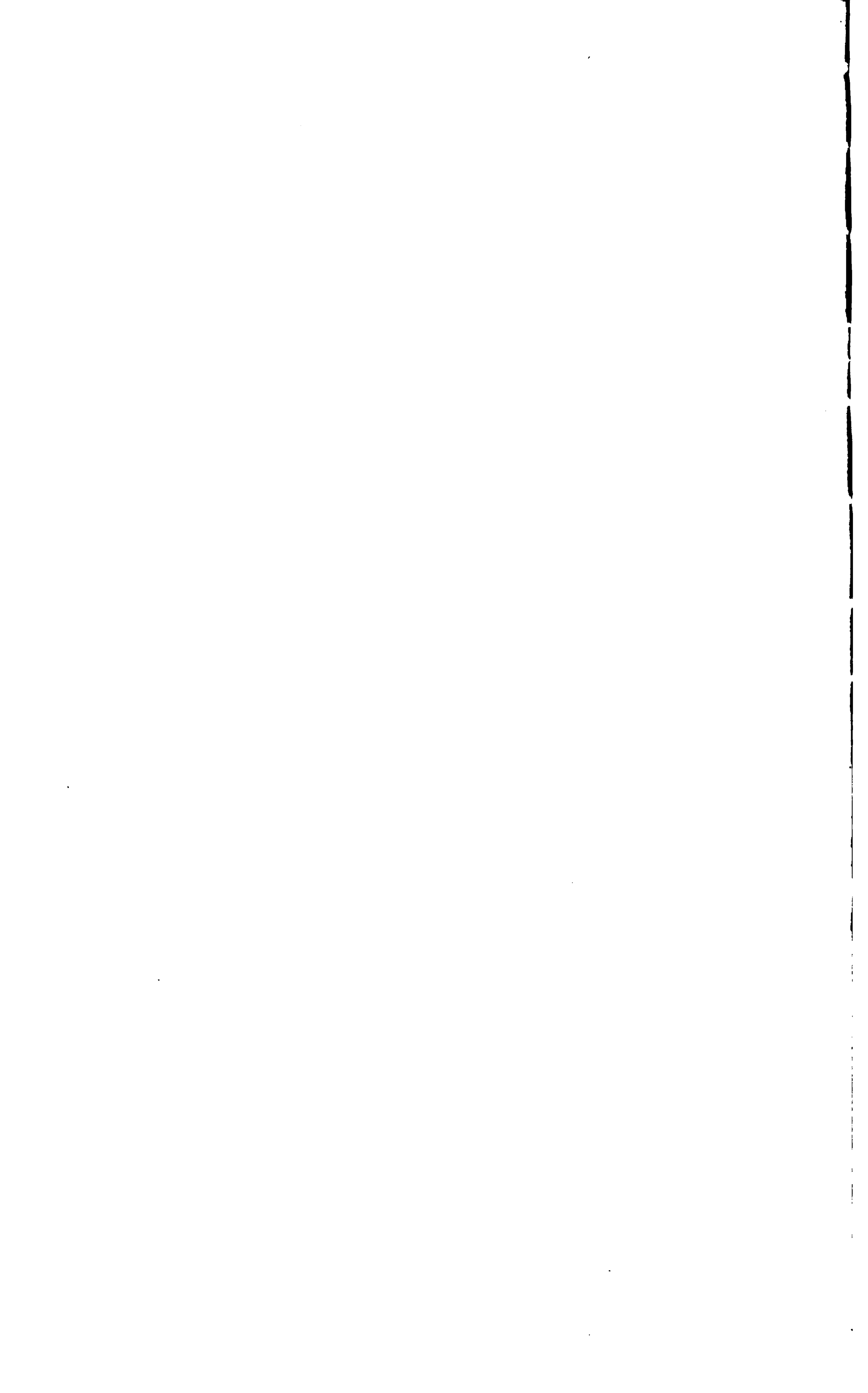
Und oft in ernst und froh verlebten Stunden
Des Lebens Fülle lauschend wir erschaut.

Umbraust vom Streit und Kampf verworrner Zeit
Hast still und stark Du Deine Kunst befreit.

Charlottenburg, Herbst 1906.

E. Z.

Inhalt.



„Iwan Wassiljewitsch!"

„Wassili Iwanowitsch!"

Mit diesen Worten begrüßten sich an einem der letzten Oktobertage dieses Jahres auf der Strandpromenade in Biarritz inmitten des lebhaften lustigen Verkehrs, der dort vor den Hotels, Restaurants und Cafés herrschte, zwei Männer in auffallender und drolliger Weise. Sie schüttelten sich kräftig die Hände, fielen sich um den Hals und küßten sich den Mund und beide Wangen. Die eleganten Pariser, die stolzen Spanier, die Damen der Halbwelt drehten sich schmunzelnd nach dem wunderlichen Paar um. Es waren zwei Russen, die sich seit mehr als einem Jahrzehnt nicht gesehen, auch wenig voneinander gehört hatten. Sie fühlten sich aber bei diesem unerwarteten Zusammentreffen sofort wieder als alte Freunde, die sich viel zu erzählen hatten. Arm in Arm gingen sie durch die Galerie des „Casino municipal", aus dem gerade zwei zierliche weibliche Gestalten, in einen nicht zu langen Bademantel gehüllt, hervortrippelten, die lustigen und listigen Augen blitzschnell nach links und rechts schweifen ließen und mit reizend gespielter Verlegenheit zum Strand hinunterliefen. Das Wetter war wundervoll. Die Sonne leuchtete auf den Gesichtern der Menschen, den hohen Gebäuden, von deren

Dächern bunte Fahnen im Winde flatterten und den Wellen, die feine weiße Schaumkämme an das Ufer warfen. Die gewaltigen schwarzen Felsblöcke im Meere erschienen wie ungeheure vorweltliche Tiere, die aus der Flut aufgetaucht waren, um das warme Licht begierig einzusaugen.

Wassili Iwanowitsch war ein kleiner dicker Herr, dem man wegen seiner sauberen, aber altmodischen Kleidung und seinem erstaunten und vergnügten Wesen auf den ersten Blick die „breite russische Natur" anmerkte. Er hatte buschige Augenbrauen, einen vollen viereckigen Bart und zeigte einen sich schwerfällig wiegenden Gang. Aus dem Innern Rußlands war er von seinen Gütern nach dem Westen gereist, um sich nach einer Reihe von Jahren wieder einmal die Luft der europäischen Kultur ums Antlitz wehen zu lassen. Er hatte fast ohne Unterbrechung die lange Eisenbahnfahrt über Moskau, Warschau und Berlin nach Hamburg gemacht, um sich dort an Bord des „Meteor" zu begeben und der Vergnügungsreise nach „berühmten Badeorten" anzuschließen. Er hatte Ostende, Scheveningen und Trouville besucht, war zwei Tage in San Sebastian gewesen und von Bayonne, wo der Dampfer vor Anker ging, mit der Eisenbahn nach Biarritz gefahren. Iwan Wassiljewitsch war dagegen von Paris mit dem Expreßzug nach Biarritz gereist. Man hätte ihn, wenn er nicht Russisch sprach, für einen echten Franzosen halten können. Er war lang und schlank gewachsen, vorsichtig in seinen Bewegungen und zeigte überhaupt die Manieren der großen Welt. Auf seinem Gesicht drückte

sich etwas Nachdenkliches und Melancholisches aus, namentlich wenn er seinen wohlgepflegten Spitzbart mit den Fingern seiner rechten Hand streichelte.

Die Männer waren Enkel jener beiden Reisenden, die der russische Erzähler Graf Sollohub in der Mitte des vergangenen Jahrhunderts zu Helden seines köstlichen Romans „Tarantaß" gemacht hat. Mit behaglichem Humor schildert uns der Dichter das vorsintflutliche Fuhrwerk, das diesen Namen führt. Es besteht aus einem ungeschlachten Gestell, das von zwei langen schwebenden Stangen getragen wird, wodurch zwischen den beiden Teilen eine unsagbar einfache Verbindung entsteht. In den bedeckten Wagen wird alles hineingestopft, was man bei langen Reisen durch einsame Steppengegenden braucht, Bekleidungsgegenstände jeder Art, Schinken und Würste, Samowar und Teekasten, Brot und Schnäpse, sogar Betten, auf denen man liegen und schlafen kann.

Die Insassen dieses Tarantaß sind zwei Gutsbesitzer, die von Moskau über Kasan nach einem entfernt gelegenen Gut reisen und während der Fahrt Beobachtungen über Land und Leute anstellen. Der eine, Iwan Wassiljewitsch, rechnet sich zu der Klasse der Neuerer, die sich mit westländischen Ideen erfüllt haben und sich über die Entwicklung Rußlands allerlei phantastischen Vorstellungen hingeben. Der andere, Wassili Iwanowitsch, ist ein Konservativer der alten Schule, der nicht über „Mütterchen Moskau" hinausgekommen ist und sich nur dann wohlfühlt, wenn alles in dem gewohnten Gleise schlecht und

recht weiter trottet. Die Reisenden werden auf der nächsten Station wegen angeblichen Mangels an Pferden aufgehalten und lernen in dem Aufseher einen unverschämten und unredlichen Patron kennen, der die Leute auf alle Weise zu ärgern und zu schröpfen sucht. Die beiden Freunde betrachten die Einrichtungen in den Gasthäusern mit ihrer Armseligkeit und ihrem Schmutz, lernen Menschen und Dinge aller Art kennen, den Edelmann, den Beamten, den Kaufmann und den Bauern, das häusliche und kirchliche Leben, Literatur und Kunst, städtische und ländliche Verhältnisse. Iwan Wassiljewitsch spielt dabei gewissermaßen die Rolle des Don Quixote, der alles in idealistischer Übertreibung betrachtet und Wassili Iwanowitsch die des Sancho Pansa, dem das Glück des gesättigten Magens über alles geht. Während dieser eines Abends in seliger Selbstzufriedenheit fest eingeschlafen ist, läßt sich jener von seiner phantastischen Überschwänglichkeit immer weiter hinreißen. Der Tarantaß verwandelt sich für ihn in einen bunten Vogel, die nächtliche Fahrt in einen Flug zu allem Schönen und Guten, das er längst erträumt und in dem Heft seiner Reiseeindrücke sorgfältig aufbewahrt hat. Plötzlich gibt es aber einen schrecklichen Ruck. Der Tarantaß liegt mit den Rädern nach oben im Graben und die beiden Reisenden wälzen sich im Schmutz und Schlamm der Landstraße, während der Kutscher, der sich langsam aus den Strängen herausgewickelt hat, die stöhnenden und ächzenden Fahrgäste mit den köstlichen Worten zu trösten sucht: „Hat nichts zu bedeuten, Euer Gnaden!“

Die Enkel dieser Männer, die sich in Biarritz trafen und die von ihren Großvätern auch die Rufnamen geerbt hatten, waren unter lebhaftem Gespräch bis zum früheren Schloß der Kaiserin Eugenie gelangt, in dessen Räumen gegenwärtig die Hotelgäste unaufhörlich kommen und gehen. Die Freunde setzten sich auf eine der dort befindlichen Ruhebänke, von wo man eine wundervolle Aussicht auf das Meer, das Leben am Strande und die schroffen Felspartien genießt. Die beiden fanden sich wenig verändert. Und doch lag etwas zwischen ihnen, über das sie sich klar werden mußten, bevor eine vertrauliche Aussprache möglich war, die gegenwärtige Lage Rußlands mit der revolutionären Bewegung, die das Reich im Innersten erschüttert und zur Umgestaltung aller Verhältnisse hinzudrängen sucht. Iwan Wassiljewitsch begann von seiner Frau und seinen Kindern zu sprechen, die er in Petersburg zurückgelassen hatte, als er plötzlich stockte und mehrmals kurz hustete.

„Was hast du, Brüderchen?" fragte ihn der andere. „Bist du erkältet?"

„Ein Vergißmeinnicht, ein unangenehmes an den 9. Januar vorigen Jahres," antwortete jener. „Ich ging ruhig auf dem Newski Prospekt spazieren als ich plötzlich von weitem Geschrei und Schießen hörte. Ein Haufen Männer, Weiber und Kinder, die von Kosaken mit ihren Knuten vorwärts getrieben wurden, drängte sich mir in atemloser Hast entgegen. Ehe ich wußte wie wir geschah wurde ich an die Mauer des Stroganow'schen Palais, wo

ich gerade stand, mit solcher Gewalt gedrückt, daß mir alle Glieder im Leibe knackten. Ich fühlte in der Brust einen heftigen Schmerz und mußte sofort Blut spucken. Seitdem kommt dieser abscheuliche Husten immer wieder. Eh!"

„Bestrafte Neugierde," meinte Wassili Iwanowitsch. „Was hast du dich unter den Pöbel zu mischen. Wenn etwas auf der Straße los ist, bleibt man als vernünftiger Mensch zu Hause."

„Was Pöbel!" antwortete ihm sein Freund. „Harmlose, gutmütige, bittende Menschen waren es, die ich gesehen habe und die niemandem Schaden zufügen wollten. Sogar ihre Taschenmesser hatten sie zu Hause gelassen, damit kein Blut fließe. Aber da hat man sie behandelt wie wilde Tiere, die aus dem Käfig ausgebrochen sind. Wäre doch nur der Kaiser im Winterpalais geblieben und hätte ein Dutzend von ihnen empfangen! In die Knie wären die andern gesunken — Gott erhalte den Zaren! hätten sie gesungen!"

„Was du da sprichst!" meinte Wassili Iwanowitsch, indem er sich mit der linken Hand selbstbewußt über den Bauch fuhr. „Hinter dem allen stecken ja nur die Juden und die ausländischen Verführer. Die ganze Revolution haben sie gemacht und unser armes Land vergiftet. Ordentlich dreinschlagen muß man! Was wollen uns solche Dummheiten wie Duma? Hast du nicht gelesen, was Tolstoi darüber gesagt hat?"

„Du bist doch der alte Steppensohn wie vor zehn Jahren geblieben," sagte Iwan Wassiljewitsch. „Willst du

denn nicht begreifen, daß in unserem Rußland seitdem alles anders geworden ist? Der schreckliche japanische Krieg hat die Menschen bei uns zum Nachdenken gebracht, wie man solche Mißwirtschaft beseitigen könne. Du siehst doch wie es überall gärt und brennt!"

„Willst du dich etwa an den lettischen Bauern begeistern, die ihren Gutsherren Haus und Hof über dem Kopf anstecken, oder an den Hooligans, die lärmend durch die Straßen ziehen und sich den Frauen so lange drohend in den Weg stellen, bis sie von ihnen ein paar Rubel erhalten? Oder an den Räubern, die unsere Banken und Eisenbahnzüge plündern? Ich spucke darauf!"

Sie waren inzwischen vom Strand nach der Stadt gegangen und in die Avenue de la Reine Victoria eingebogen, wo ihnen die elegante Welt von Biarritz vor den Schaufenstern der Juweliere und Modewarengeschäfte begegnete. Die beiden Männer gingen nicht mehr Arm in Arm, sondern nachdenklich und jeder für sich nebeneinander einher. Sie waren am Garten des Hotel Continental angelangt, wo Iwan Wassiljewitsch wohnte. Er führte seinen Freund auf sein Zimmer.

Auf dem Tisch lagen die Denkwürdigkeiten des Fürsten Chlodwig Hohenlohe, die er am Tage vorher vom Buchhändler bekommen und sofort gelesen hatte. Er schlug den zweiten Band und darin die Stelle auf, wo Turgenjew dem Fürsten im Jahre 1879 sagte, daß die Regierung die Bewegung in den gebildeten Ständen nicht verstehe, die schon damals eine konstitutionelle Verfassung verlangten. Iwan Wassi-

ljewitsch wies mit dem Finger auf folgende Zeilen hin: „Dem Kaiser würde es leicht sein, das Volk durch Konzessionen zu gewinnen und einen ungeheuren Enthusiasmus für sich hervorzurufen. Der Augenblick sei jetzt günstig. Allein der Kaiser, dem man stets vorhalte, daß Ludwig XVI. durch Konzessionen auf die Guillotine geführt worden sei, wolle davon nichts wissen." Und weiter: „Wenn man behaupte, es gebe in Rußland keine Männer, die zur Leitung der Geschäfte fähig wären, sei das ganz falsch, und nannte verschiedene tüchtige Beamte und Advokaten aus der Provinz." Hohenlohe schließt seine Betrachtung damit, daß er sagt: „Wenn ich der Kaiser Alexander wäre so würde ich Turgenjew beauftragen ein Ministerium zu bilden." Der Dichter meinte: „Le peuple russe est frémissant."

„Glaub' das nicht, Brüderchen!" meinte Wassili Iwanowitsch gutmütig lächelnd, indem er sich setzte. „Es wird alles so bleiben wie es ist. Weshalb sollen wir uns unnütz aufregen? Jeder für sich und Väterchen Zar für alle! Auch ich habe schwere Zeiten durchgemacht. Auch bei uns wurde geplündert und geschossen, daß ich dachte, es würde kein Stein auf dem andern bleiben. Aber man gewöhnt sich an alles. Jedesmal, wenn ich einen Schuß hörte, schlug ich mit der Faust auf den Tisch und rief ‚Bumm!' Und es ging vorüber."

Iwan Wassiljewitsch richtete sich in seinem Sessel auf und fuhr sich mit der Hand an die Stirn. Auf seinem Gesicht stieg die Röte des Zorns auf, den er so lange mühsam unter-

drückt hatte. Wütend schrie er: „Das ist nicht zu ertragen. Blind bist du und taub geblieben dein ganzes Leben! Weißt nicht, was um dich vorgeht! Ganz Rußland fiebert und leidet im Kampf um seine Ideale. Die Morgenröte der jungen Freiheit ist bereits überall sichtbar und die Geister eilen dem neuen Tag entgegen. Aber du sitzest noch immer wie unsere Großeltern in ihrem Tarantaß und fühlst dich wohl bei dieser Fahrt auf schmutzigen Landstraßen. Aber paß auf, wie du eines Tages mit deiner Kibitka umwerfen wirst."

Er redete sich in immer größere Erregung hinein, wobei er im Zimmer auf und nieder ging und lebhaft gestikulierte. Vor seinen Augen stand leuchtend das Bild seines Vaterlandes, befreit vom Druck seines bestechlichen Beamtentums, von der Willkürlichkeit seiner Justizpflege, geklärt und erleuchtet durch die immer weiter schreitende Bildung, die sich durch unzählige tausende Adern als belebendes, frisches Blut überall dem Körper des ungeheuren Volkes und Landes mitteilt. So redete er weiter ohne auf seinen Freund zu achten, wohl eine Viertelstunde lang. Er fand Worte wie ein Priester, wie ein Prophet und Dichter.

Eine Weile hatte ihm Wassili Iwanowitsch ruhig zugehört. Dann begann er den Kopf langsam auf die Brust sinken zu lassen und tiefer zu atmen. Die Augen schlossen sich bereits, aber noch hörte er einzelne Worte und versuchte zu antworten. „Ta — ran — taß!" rief er leise. „Ta — ran — taß! Schöne Zeit! . . . Die verfluchten

Westlinge ... Mit der Knute sollte man ..." Dann versank er in tiefen Schlaf.

Als Iwan Wassiljewitsch bemerkte, welchen Eindruck seine Beredsamkeit gemacht hatte, wurde er wütend, rüttelte ihn bei den Schultern und schrie ihn an: „Du alter Teekessel, willst du nicht Vernunft annehmen? Willst du denn ewig schlafen, wenn auch die ganze Welt um dich erwacht? Aber paß auf! Sie werden dich ordentlich bei den Beinen packen und dich zausen, dir Vernunft beibringen, weil du immer nur an dich und niemals an deine Mitmenschen gedacht hast. Erwache, zum Teufel, so erwache doch!"

Mühselig reckte sich Wassili Iwanowitsch in seinem Sessel, schlug die Augen auf und rief: „Waaas?" Man klopfte. Ein Kellner mit roten Frackaufschlägen trat herein und fragte, ob die Herrschaften nicht frühstücken wollten. Diese Worte machten Wassili Iwanowitsch wieder lebendig, als ob ihm ein elektrischer Schlag durch die Glieder gefahren wäre. „Komm Bruder, komm!" rief er. „Was sollen wir uns streiten! Wir sitzen ja nicht im Tarantaß und werden nicht umkippen. Wir sind ja hier in Biarritz und wollen lustig sein. Zuerst das Frühstück und abends reden wir weiter. Weiber gibt es hier, sage ich dir, Weiber!" Er schnalzte mit der Zunge und zog seinen Freund, der ihm widerwillig folgte, mit in den Speisesaal ...

Abends um elf Uhr erschienen die beiden Freunde wiederum Arm in Arm auf der Strandpromenade in Biarritz. Iwan Wassiljewitsch hatte seine müde, grüblerische Hamlet-

maske abgelegt und betrachtete mit sichtlichem Wohlgefallen das bunte, genußfrohe Treiben, das ihn im Glanz der elektrischen Lichter umschwirrte. Wassili Iwanowitsch befand sich in seliger Champagnerstimmung, und auf seinem geröteten Antlitz zeigte sich jenes echt russische Lachen, das Alexander Herzen einmal als „krankhaftes Grinsen" bezeichnet hat. Sie hatten Mühe, durch das Gewühl der Badegäste, die sich aus aller Herren Länder hier trafen, und der vorbeirollenden Automobile ihren Weg zu finden. Das Meer war unruhig geworden, die Wellen überschlugen sich und am Rocher de la Vierge spritzte der Schaum wie aus einer Riesenfontäne in die Luft. Die Freunde begaben sich in das nächstgelegene Kasino, wo die Musik gerade einen Straußschen Walzer angestimmt hatte und die Menge sich unter lebhaftem Gespräch und Lachen durcheinander drängte. Aber schon nach einer Viertelstunde sagte der Dicke zu seinem Freunde: „Hier ist es langweilig. Komm, gehn wir weiter!"

Sie kamen zu einer Tür, die von mehreren Herren in Frack und weißer Halsbinde bewacht wurde. Ein Sekretär saß an einem Tische und trug in ein großes Buch die Namen derer ein, die würdig befunden wurden, zum Allerheiligsten Zutritt zu erlangen.

„Ihren Namen, mein Herr! Führen Sie einen Paß bei sich?" fragte einer von den Türhütern des Spieltempels und fügte hinzu: „Bitte um zwanzig Franks für die Person."

Die Tür öffnete sich und ein heißer, süßlich betäuben-

der Duft drang aus dem Salon hervor, wo man sich um die Spieltische drängte. Die Männer starrten mit blassen, verlebten Gesichtern auf die Karten, während ihre Begleiterinnen ihnen mit kalt berechnendem Lächeln aus den gefüllten Sektgläsern zutranken.

Einen Augenblick zögerte Iwan Wassiljewitsch einzutreten. Er wurde wieder ernst, denn er erblickte gerade ein Paar von seinen Landsleuten, die es am tollsten trieben. Aber Wassili Iwanowitsch zog seinen Freund am Arm in den Salon hinein und sagte lachend: „Du sollst sehen, daß ich nicht mehr im Tarantaß sitze, sondern ein moderner Mensch geworden bin und ich will dir zeigen, wie das russische Volk ‚erbebt'. Ha, ha!"

Nikolaus II.

Als der Lenz vor zehn Jahren mit jenem raschen Übergang, den man beim Wechsel der Jahreszeiten nur in Rußland kennt, den letzten Schnee auf den Steppen zum Schmelzen und die eisigen Winde zum Schweigen brachte, als innerhalb weniger Tage aus den Zweigen und Sträuchern frisches Grün heraussprang, und die Maisonne den Winter ohne Übergang plötzlich in warm leuchtenden Sommer verwandelte, erfolgte in der Uspenskikirche im Kreml in Moskau die feierliche Krönung des Zaren Nikolaus II. zum Selbstherrscher aller Reußen. Das uralte Gotteshaus, in dem die russischen Zaren von der Geistlichkeit gesalbt werden und sich das Symbol ihrer Macht selbst aufs Haupt setzen, schimmerte im Glanz der mit Gold und Edelsteinen geschmückten Bilderwand, die den Altar vom Allerheiligsten trennt, bei dem flackernden Licht der Wachskerzen, die an den Kronleuchtern brannten, und dem Funkeln der Uniformen und Orden in der Schar der geladenen Gäste, die aus aller Herren Ländern zusammengeströmt waren, um dem feierlichen Akt beizuwohnen. Langsam füllte sich der Raum zur Linken mit den Damen der Aristokratie, die in ihren weißen Kleidern den altrussischen Kokoschnik als Kopfschmuck zur Schau trugen. Die Geistlichkeit verbeugte sich in ihren goldenen Gewändern unaufhörlich zum Altar und

murmelte wohl fünfzigmal hintereinander das „Boshe pomili“, „Herr erbarme dich“, während gleich darauf die gewaltigen Bässe der Männer und die lieblichen Stimmen der Knaben ohne instrumentale Begleitung einsetzten. Von meinem Standpunkt gleich hinter den Herren des Reichsrats, den Mitgliedern des Senats und den Bürgermeistern der Städte konnte man auf goldenem Tische Krone, Szepter und Reichsapfel erblicken. Von draußen tönten die Klänge der Nationalhymne, das Geläute der Glocken und das Hurrarufen der Menge immer lauter in den stillen Raum der Kathedrale hinein, an deren Wänden die Heiligenbilder zu erzittern schienen. Gleich darauf erschien der Kaiser in der Uniform eines Obersten des Preobraschenskischen Regiments mit dem roten Band des Alexander Newski-Ordens, das sich ihm von der linken Seite über die Schulter legte, mit der Kaiserin, die das dunkler gehaltene Band des Katharinenordens über der rechten Schulter trug.

Ein seltsames Paar, dessen Anblick viel zu denken gab! Die Kaiserin, die Verkörperung echter Weiblichkeit, eine ungewöhnliche Schönheit und wahrhaft majestätische Erscheinung, ein wenig streng und kühl in ihrem Gesichtsausdruck, der an das Wesen einer englischen Lady erinnerte, aber doch sofort für sich einnahm, wenn darüber ein sanftes Lächeln aufleuchtete. Sie fürchtete sich offenbar vor den Anstrengungen, die ihr der Krönungstag zumutete. Ihr schönes blondes Haar war zum Teil zu einem griechischen Knoten zusammengebunden, zum Teil fiel es ihr in langen Strähnen über die Schultern hinweg. Sie fühlte sich noch fremd in der Umgebung, und war kaum imstande, die Sprache ihrer neuen Heimat, auch wenn es sich nur um wenige fließende Sätze handelte, frei zu üben. Aber ihr Wesen imponierte allen, und das Volk fand in der Art,

wie sie sich nicht nur mit dem Kopf, sondern mit dem ganzen Oberkörper vor ihm verneigte, einen echt russischen Bojarengruß, an dem die Menge sich erbaute. Kaiser Nikolaus II., einen halben Kopf kleiner als sie, erschien daneben mit seiner zierlichen, schmächtigen Gestalt trotz seiner achtundzwanzig Jahre immer noch wie ein Jüngling. Ein stärkerer Gegensatz zu der Riesenerscheinung seines Vaters Alexanders III., der in seiner ungebrochenen Jugend die Kraft eines Athleten besaß, konnte unmöglich gedacht werden. Dem jungen Kaiser fehlten aber auch die großen, klugen, scharf dreinblickenden Augen seiner Mutter, von der nur die feine Gestalt auf ihn übergegangen zu sein schien. Während er vor den Metropoliten von Petersburg, Moskau und Nowgorod, die sich tief vor ihm verneigten, das Glaubensbekenntnis hersagte und sich dabei vier- oder fünfmal bekreuzigte, begann seine wohllautende, aber matt klingende Stimme bei sinnschweren Worten zu stocken. Als ihm und seiner Gemahlin die mit Hermelin besetzten Krönungsgewänder angelegt wurden, war sein Onkel, der Großfürst Wladimir, ihm behilflich, die Falten des Gewandes zu ordnen. Wenn er seinem Neffen kaum merklich etwas zuflüsterte, schien es beinahe, als ob er ihm Mut einflößen wollte, bei den unendlich ausgedehnten Zeremonien seinen Mann zu stehen. Der Kaiser nahm dem höchsten Vertreter der Geistlichkeit die Krone aus der Hand und setzte sie sich selbst aufs Haupt. Aber man konnte genau beobachten, wie sie ihn mit ihrer schweren, goldenen, mit Edelsteinen besetzten Wölbung die Stirn an einer erhöhten Stelle, die mit einer Narbe versehen war, drückte und ihn schmerzte. Einen Augenblick nahm er sie vom Haupt und berührte damit die Stirnfläche der Kaiserin, um diese dadurch zur Genossin seines Thrones zu weihen, bevor er ihr die kleinere Krone

selbst aufs Haupt setzte. Die hohe Geistlichkeit näherte sich wieder dem neuen Herrscherpaar mit langen, brennenden Wachslichtern und Weihrauchfässern, um die Salbung vorzunehmen, während die gewaltige Glocke des Iwan Weliki mit mächtigem Dröhnen dazwischen tönte.

Das Jahrzehnt, das seit dem glänzenden Schauspiel dahingegangen ist, hat den Zaren vor Aufgaben gestellt, deren glückliche Lösung ihn den größten Herrschern aus dem Hause Romanow zur Seite gestellt hätte. Statt dessen hat das Rad des Schicksals sich in furchtbarem Schwunge gegen ihn und sein Haus gewendet, Gefahren heraufbeschworen, die für die Zukunft das Schlimmste befürchten lassen und Wirrnisse ohne Ende zur Folge haben. Das glückliche Familienleben, das er führt, schützte ihn nicht einmal vor schweren Sorgen im eigenen Hause. Die vier Töchter, die zu seinen Füßen spielten und heranblühten, wie die vier Bäumchen, die ihnen zu Ehren im Schloßpark von Zarskoje Sselo eingepflanzt waren, berührten in dem leicht bestimmbaren Volksbewußtsein wie eine Enttäuschung berechtigter Erwartungen. Ein Sohn und Thronfolger mußte vorhanden sein, um der ausländischen Prinzessin auf dem Kaiserthron das entsprechende Ansehen zu geben. Inzwischen trieb die unüberlegte Eroberungspolitik der Militärpartei zur Einverleibung der Mandschurei und der Fortführung der sibirischen Bahn nach den eisfreien Häfen des Golfs von Petschili. Vergeblich suchte Witte vor dem gefährlichen Übermut zu warnen und darauf hinzuweisen, daß die fertiggestellte Bahn für den Weltverkehr zum Stillen Ozean treffliche Dienste leiste, seitdem es in Wladiwostok gelungen war, durch Eisbrecher auch im Winter eine Fahrrinne für Handelsschiffe zu schaffen. Die Japaner, von deren entschlossener Tatkraft alle Kenner des „fernen Ostens“

eine hohe Meinung hatten, galten den weisen Herren in St. Petersburg für zudringliche Affen, die man mit einer tüchtigen Tracht Prügel ohne weiteres auf ihre Inseln wieder zurücktreiben würde. Das Verhängnis brach in fürchterlicher Weise über Rußland herein, entzündete all die gefährlichen Kräfte, die im Innern gebrodelt hatten, und rief einen solchen Heißhunger nach Reformen, einen solchen fieberhaften Durst nach Freiheit hervor, daß die Geburt des Thronfolgers Alexei nur noch wenig von dem erwarteten Freudentaumel übrig ließ. Vater Johann von Kronstadt und all die Männer, die den Segen des Himmels herabbeschworen hatten, wären sonst als Wundertäter angestaunt worden. Jetzt dachte man aber nicht an die kommende Generation, sondern nur an die Rechte der gegenwärtigen.

In einer seiner politischen Reden hat Canning einmal das schwerwiegende Wort ausgesprochen: „Unschlüssigkeit und Verzögerung sind die Eltern des Mißlingens; sie bringen der Sache, bei der sie angewendet werden, jede Möglichkeit des Verderbens und bieten dem Gegner jeden Vorteil und jede Ermutigung." Nikolaus II. hat diesen Satz offenbar nie gelesen, jedenfalls den Sinn, der ihm zugrunde liegt, nicht verstanden. Er ist kein Herrscher, der durch seine Persönlichkeit einen Eindruck auf die Menge zu machen, sie durch die Kraft seines Willens zu beglücken oder zu erschrecken, zu belohnen oder zu bestrafen weiß. Alle Versuche, die man in früherer Zeit machte, um sein Wesen nach dieser Richtung hin zu idealisieren, sind völlig gescheitert und selbst von gefälligen Federn nicht wieder aufgenommen worden. Es wurden die verkehrtesten Mittel angewendet, um ihm den Blick für die Wirklichkeit der Dinge freizuhalten, ihm für die Beurteilung

der Dinge feste Handhaben zu geben, die Geschicke seines Landes von einem erhöhten Standpunkt zu betrachten und mit einem entschiedenen „Ja" oder „Nein" Zweckmäßiges zu schaffen oder schädliche Einflüsse abzuweisen. Die Weltanschauung des unseligen Pobjedonoszew wurde ihm unablässig eingeflößt und dadurch die Überzeugung in ihm großgezogen, daß das Selbstherrschertum und die orthodoxe Kirche die beiden mächtigen Pfeiler bilden, die einzig und allein das mächtige russische Reich sicher stützen können. Diese Lehren wirkten beruhigend auf einen Mann, dessen Eigenschaften für einen zum Guten, aber nicht zum Bedeutenden veranlagten Privatmann ausgereicht hätten, aber sofort zu bedenklichen Fehlern wurden, wenn es sich um die Wahrnehmung der wirklichen Volksinteressen handelte.

Der Zar, der in den anderthalb Jahren zwischen seiner Vermählung in Petersburg und seiner Krönung in Moskau noch so vertrauensvoll und gutmeinend um sich blickte, wurde, ehe er eine Ahnung davon hatte, von Einflüssen umgarnt, die mächtiger als er waren und ihn dorthin schoben, wo sie ihn brauchten, um rückständigen Ideen zu dienen. Wenn er das Richtige wollte, wurde es ihm in der Ausführung so dargestellt, daß beinahe das Gegenteil seiner Absichten zutage kam. Das giftgetränkte Netz, das ihm seine Umgebung umlegte, und das er mit einem entschlossenen Ruck hätte zerreißen müssen, erschien ihm wie ein wärmendes Kleid. Nikolaus II. suchte die Unnahbarkeit des Herrschertums durch manche liebenswürdige Züge menschlich abzuschwächen. Auch er erinnerte sich an ein goldenes Wort, das er bei Puschkin, dem nationalen Dichter der Russen, in dessen Drama „Boris Godunow" gefunden und das seinem Vater immer als Führung gedient hatte. In dieser Dichtung sagt der sterbende Zar zum Thronfolger:

„Sei schweigsam, Sohn, nicht soll des Zaren Wort
Zwecklos verhallen in der leeren Luft.
Es soll wie heilger Glockenton nur künden
Ein großes Leiden oder große Feier.“

Aber auch diesen weisen Rat wußte sich der junge Kaiser nicht zunutze zu machen. Wenn er sprach, schien es immer unter einem Zwang zu geschehen, dem er nur ungern nachgab. Seine Worte hatten keinen Hochflug und keine Spannkraft, sie zielten und trafen nicht in das Wesen der Dinge, sie tönten, als ob sie aus einer fremden Seele herausgesprochen wären. Der Zar fühlte bald selbst nur zu sehr, daß er nicht Situationen schaffe, sondern von ihnen geschoben werde. Er wunderte oder empörte sich sogar über das, was er aus der angeblichen Befolgung seiner Bestimmung entstehen sah, und wurde dann von einem Mißtrauen erfüllt, das ihn noch vorsichtiger in seinen Willensäußerungen machte, bis sie schließlich ins Stocken kamen, wenn man sie dringend erwartete und brauchte. Wie er es anstellte, um sich schwierigen Entscheidungen gewachsen zu zeigen, beweist die erste Entlassung Wittes im Herbst 1903. Der Minister fühlte sich niemals sicherer als gerade zu jener Zeit und erwartete von der Audienz, die er bei seinem kaiserlichen Herrn hatte, nur freundliche Wünsche beim Antritt seiner Urlaubsreise. Diese flossen auch tatsächlich wie milder erquickender Maienregen auf ihn nieder und mit einer tiefen Verbeugung wendete sich der Minister zum Ausgang des Zimmers. Der Zar begleitete ihn gnädig lächelnd bis dorthin, reichte ihm die Hand zum Abschied, schlug aber dann die Augen verlegen nieder und sagte zu ihm: „Sergej Juljewitsch, ich habe Sie zum Vorsitzenden des Ministerkomitees ernannt!“ Das bedeutete natürlich eine Kaltstellung, wie sie eindrucksvoller nicht gedacht werden

konnte. In eingeweihten und für zuverlässig geltenden Kreisen wurde noch hinzugefügt, daß der Zar, als er wieder allein war, sich die Hände vergnügt gerieben und für den im Vorzimmer diensttuenden Adjutanten vernehmlich ausgerufen habe: „Gott sei Dank, nun bin ich ihn los!" Die Kunde davon lief bald durch die höheren Beamtenkreise und wurde an den Winterabenden, wenn der eine oder der andere über die bestehenden Zustände seinem Herzen Luft machte, ganz offen besprochen. Witte hat das Vertrauen des Zaren niemals in vollem Maße zu erlangen gewußt. Das Energische, Drauflosfahrende, Selbstbewußte des Ministers erregten des Zaren Argwohn, als ob Witte mindestens ebenso sehr an sich als an das Wohl des Reiches denke. In schwierigen Situationen mußte Nikolaus II. ihn allerdings als unentbehrlich anerkennen und zu seiner Tatkraft zurückgreifen. Aber als „treuer Diener seines Herrn" wollte er ihm nie erscheinen, und das Wachstum seiner Bedeutung hat er nach Möglichkeit zu hindern gesucht als schädlich und gefährlich für das Ansehen seiner Krone.

Viele wollen die auffallenden Schwächen im Charakter des Zaren, das Zögernde, Schwankende und Unentschlossene seines Wesens aus seinem körperlichen Befinden erklären. Sie erinnern an jene Episode auf seiner Orientreise im Frühling 1891, als ein japanischer Polizist in Otsu bei Kioto mit gezogenem Säbel auf ihn einstürzte und ihn am Kopf nicht unbedenklich verwundete. An den Folgen dieses Schlags soll der damalige Großfürst-Thronfolger noch längere Zeit nachher zu leiden gehabt haben. Es hieß, heftige Kopfschmerzen, die ihn ab und zu immer quälten, beeinträchtigten seine Arbeitsfähigkeit zuweilen in bedenklicher Weise und ließen noch allerlei weitere Befürchtungen

aufkommen. Diese schienen frische Nahrung zu erhalten, als der Zar vor mehreren Jahren während seines Aufenthalts auf dem Schloß Livadia in der Krim nicht ungefährlich erkrankte. Von einer Seite wurde damals behauptet, daß die Lage des Palais am Schwarzen Meer der körperlichen Beschaffenheit des Kaisers unzuträglich gewesen sei und einen schweren Typhusfall zur Folge gehabt habe. Von anderer Seite wurde dagegen versichert, daß man in der kaiserlichen Küche den Speisen, die für die Zarenfamilie zubereitet wurden, Gift beigemischt habe. Aus den widersprechenden Gerüchten die absolute Wahrheit herauszuschälen, war bei dem Vertuschungssystem, das in den offiziellen Kreisen befolgt wird, und bei dem Mangel einer selbständigen öffentlichen Meinung fast ganz unmöglich. Fest stand nur das eine, daß Nikolaus II. seine Willenskraft fast immer nur in dem passiven Widerstand äußerte, den er notwendigen Entschließungen entgegensetzte, in dem Eigensinn, mit dem er den Vorschlägen seiner Umgebung widerstrebte, ohne aber selbst zu sagen, was er eigentlich wollte. In den intimen Kreisen Petersburgs wurde später Erstaunliches darüber erzählt, wie das Gleise der Regierungsmaschinerie nicht selten einfach um die Person des Zaren herumgeführt wurde und wie in seinem Namen amtliche Erlasse erfolgten, deren Inhalt er vorher kaum gekannt, denen er aber sicherlich nicht seine Unterschrift gegeben hatte.

Tatsache bleibt, daß seit dem unglückseligen 22. Januar vorigen Jahres auch bei dem ruhigen und wohlmeinenden Teile der Bevölkerung das Vertrauen in die ehrlichen Absichten der Regierung und die Willenskraft des Zaren immer mehr schwinden. Bis dahin war es immer noch möglich, die Unzufriedenheit, die während des Krieges in erschreckender Weise wuchs, zu vertrösten mit dem Ver-

sprechen, daß alle Hoffnungen in absehbarer Zeit erfüllt würden. Aber niemals konnte man in der Residenzstadt vergessen, daß Männer und Frauen jedes Alters hilfeflehend wie Kinder zu ihrem Vater nach dem Winterpalais geströmt waren und daß sie dabei durch Gewehre und Kanonen in langen Reihen niedergeknallt wurden. Daß der Zar damals, anstatt die Stimme der Bittenden zu seinem Ohr dringen zu lassen, heimlich nach Zarskoje Sselo abreiste, bildete einen Beweis von Schwäche, von der er sich nicht mehr erholt hat, und ein schweres Verschulden, das vielleicht nie wieder gutzumachen ist. Seitdem liegen ihm lauter kurzsichtige oder böswillige Geister in den Ohren, Männer, die von Trepow als tauglich befunden wurden, das schwankende und in allen Fugen bebende Staatsschiff in den richtigen Kurs zu bringen. Nun ertönt wieder das alte, traurige und dumme Lied, daß die Empörung über bestehende Mißstände wie Giftfläschchen in den Schränken der Apotheker verteilt sei, und daß man sie nur zu zertrümmern brauche, um alles wieder in Friede und Freundschaft verwandelt zu sehen. Nun sind wieder die Juden an allem schuld, und Menschen, die für ernsthaft gelten wollen, überlegen wirklich, wie man allmählich über fünf Millionen denkender und fühlender Wesen aus dem Lande hinaushetzen könne. Nun greift wieder der fluchwürdige Gedanke um sich, die geknechtete Bevölkerung mit schönen Verheißungen hinzuhalten, in der Hoffnung, daß schließlich doch alles beim alten bleiben werde. Und „Väterchen" weilt fern von der Hauptstadt, ohne zu bedenken, daß die Schillerschen Worte: „Und setzet ihr nicht das Leben ein, nie wird euch das Leben gewonnen sein!" für niemanden eine größere Bedeutung hat, als für die vom Schicksal Bevorzugten, in deren Hände das Wohl eines ganzes Volkes gelegt ist.

Zar Nikolaus wohnt in Peterhof nicht in dem großen, von Peter dem Großen erbauten Palais, das eine getreue Nachbildung des Schlosses von Versailles bildet und von dem zwischen überraschend schönen Baumanlagen prachtvolle Kaskaden über breite Stufen herabstürzen, um in einem weiten Becken die 25 Meter aufspringende Simsonsfontäne zu speisen. Der Wohnsitz des Kaisers liegt im untern Park, ganz nahe am Ufer der Newabucht, in dem Lustschloß Alexandria, dessen Bau schon von Alexander I. in Angriff genommen, aber erst von dessen Sohn Nikolaus I. zur Ausführung gebracht wurde. Es sollte damit ein beständiger Sommeraufenthalt für die kaiserliche Familie geschaffen werden, eine Absicht, die auch von den späteren Herrschern als zweckmäßig anerkannt wurde. Das Schloß steht auf einer kleinen Erhebung und macht mit seinen offenen Balkonen, Galerien und Terrassen einen freundlichen, aber keineswegs prunkhaften Eindruck. Am hübschesten wirken die schöngehaltenen Gartenanlagen, die sich um das Schloß herumziehen, das auch mancherlei künstlerischen Schmuck in Gestalt von Reliefs, Statuen und einer Pietà enthält. Die Zimmer der Kaiserin befinden sich in den unteren, diejenigen des Kaisers in dem oberen Teile des Gebäudes. In dem Dachzimmer sind Einrichtungen für eine Telegraphen- und Signalstation getroffen worden, die Alexandria mit der gegenüberliegenden Festung Kronstadt verbindet. Dem Kaiser Alexander III. war bei seinem Sommeraufenthalt auch dies Palais noch zu prunkvoll eingerichtet. Er zog sich daher mit Vorliebe auf ein in unmittelbarer Nähe davon befindliches kleines Gebäude zurück, dem der Charakter eines Bauernhauses gegeben war. Von Peterhof kann man in schönen Tagen die goldene Kuppel der Isaakskirche von St. Petersburg herüberschimmern sehen, wo jeden neuen Tag

Nachrichten von verhängnisvollen Begebenheiten zusammenströmen und die Ohnmacht der Regierung, den Sturm der erwachten Geister zu beruhigen, beständig zunimmt. Aber Nikolaus II. ist nicht aus dem Stoff geboren, den die Schöpfungskraft der Natur und des Lebens verwendet, um große Herrscher zu bilden. Der Geist Peters des Großen, der in den beginnenden Herbstabenden durch die Anlagen seines Parkes schwebt, scheint den schwankenden Mut des Mannes, der auf seinem Thron sitzt, nicht beleben zu können. Immer mehr verengt sich der Kreis seiner Interessen in dieser sorgenvollen Zeit, so daß der Zar nur noch von dem Gedanken an seine und seiner Familie Sicherheit beherrscht wird und als trauriges Zeichen seiner Machtlosigkeit die Worte des sterbenden Heinrich IV. bei Shakespeare wiederholen muß:

„So legt, Ihr Niedern, nieder Euch beglückt,
Schwer ruht das Haupt, das eine Krone drückt."



Der russische Muschik.

Iwan Turgenjew erzählte wenige Jahre vor seinem Tode, als die nihilistische Bewegung immer weiter um sich griff und von den Städten auf das flache Land hinüber zu springen schien, seinen Pariser Freunden einen Traum, der ihm kurz zuvor beim Erwachen den Angstschweiß auf die Stirn getrieben hatte. Er glaubte an einem schönen Sommermorgen wieder an den Stätten seiner Kindheit und Jugend, auf seinem bei Tula gelegenen Landgut zu weilen, wohin er so gern zurückkehrte, wenn ihm die Luft in den französischen Salons zu schwül wurde und er nach einfachen, natürlichen Menschen ein unwiderstehliches Verlangen fühlte. Er erfreute sich aufs neue an den alten Eichen und Silbertannen seines Gartens, sah die Dorfjugend zu dem im russischen Stil aufgeführten Schulhause eilen und hörte von dem weißgetünchten Glockenturm der Kirche leise Töne herüberklingen. Auf seiner mit Hopfen umrankten Veranda fand er sein Frühstück, einfach wie er es zu nehmen liebte, wobei ihm nur der dampfende Samovar mit seinem Summen Gesellschaft leistete. Er dachte der Vergangenheit, die ihre Spuren Haus und Hof überall aufgedrückt hatte und fühlte sich ganz in jene Stimmung versetzt, aus der viele seiner Novellen herausgewachsen waren. Plötzlich bemerkte er, wie sich ein

Häuflein Bauern langsamen Schrittes seinem Garten näherte, auf dem Wege wie beratschlagend innehielt, dann aber wieder vorwärts ging und dabei schon von weitem beim Anblick des Hausherrn den Hut abzog. Turgenjew rief ihnen wohlgefällig lächelnd einen „Guten Morgen!" zu, aber die Bauern zögerten verlegen, drängten sich zusammen und schienen für das, was sie wollten, nicht die richtigen Worte finden zu können.

„Nun, was denn?" fragte sie der Dichter, wobei er den schwachen Tenor seiner Stimme — er stand im Widerspruch zu seiner hohen, breitschulterigen Figur — anstrengen mußte, um sich verständlich zu machen. Da trat einer von den Bauern aus der Gruppe heraus, verneigte sich bis zur Erde, als ob er demütig um etwas bitten wollte und sagte verlegen: „Verzeih' uns Väterchen, daß wir dich stören. Aber wir sind gekommen, um dich zu hängen! Man hat es uns befohlen. Verzeih', aber wir müssen dich hängen!"

Was dem Dichter, als er diesen Traum erlebte, aus den Tiefen der Seele dumpf hervorquoll, war nicht nur der Gedanke an das Ende aller Dinge. Er stand in den Jahren, in denen man sich allmählich darauf vorbereitet, vom Leben Abschied zu nehmen. Er wurde von der Krankheit aller alten Jäger, der Gicht, schmerzhaft gequält und bald darauf durch ein furchtbares Leiden, Knochenfraß an der Wirbelsäule, dem er erliegen sollte, jeder freien Körperbewegung beraubt und ans Bett gefesselt. Aber es war nicht nur sein persönlicher Zustand, der ihn niederdrückte, sondern ebenso sehr das Bewußtsein, daß die breite Masse seines Volkes allmählich von einer Gärung erfaßt werde, deren Folgen sich nicht übersehen ließen, aber in der Entwicklung Rußlands jedenfalls eine verhängnisvolle Rolle spielen mußten. Turgenjew kannte wie kein Zweiter den russischen Bauern mit

all den guten und schlechten Eigenschaften, die bei ihm eng miteinander verwachsen sind. Tag und Nacht war er mit der Flinte auf der Schulter und seinem Hunde zur Seite durch Wald und Felder und Steppe gewandert, um alle Erscheinungen des Natur- und Volkslebens auf sich wirken zu lassen. In den Skizzen „Aus dem Tagebuch eines Jägers" hatte er das Nichtige und Verlorene der Landbevölkerung, dieser Menschen, die wie Grashalme kommen und vergehen, in den feinsten Unterschieden der Charakteristik mit wunderbarer Anschaulichkeit geschildert. Er hatte den Fluch der Leibeigenschaft, der auf der Nation lastete, erkannt und in ihr einen Feind gesehen, mit dem er nicht dieselbe Luft atmen, den er nicht mit Gleichmut ertragen konnte. In diesem Begriff vereinigte sich alles, wogegen er nach seiner eigenen Versicherung bis zum Ende seiner Tage zu kämpfen beschloß, womit er sich niemals auszusöhnen gelobte. Das war sein Hannibalschwur! Alexander II. hat es ausdrücklich betont, daß er in seiner Absicht, die Leibeigenschaft aufzuheben, durch Turgenjews Schilderungen bestärkt worden sei.

Zwanzig Jahre waren seit dem Reformwerk des „Zar-Befreiers" dahingegangen und schon glaubte der Dichter zu bemerken, daß sich im Wesen und Benehmen des Bauern, in dem das Gefühl der Menschenwürde erweckt war, etwas ganz anderes als Dank für die empfangene Wohltat widerzuspiegeln beginne. Der Bauer stand noch immer in gebückter Stellung vor seinem Herrn, küßte ihm die Zipfel seines Rockes, oder berührte gar mit der Stirn die Erde. In seiner armseligen „Isba" kauerte er mit Weib und Kind geduldig, nährte sich von schlechtem Kohl und klitschigem Brot und freute sich auf den Sonntag, an dem er dem berauschenden „Wodka" bis zur Bewußtlosigkeit zusprechen

und alle Leiden seines Daseins vergessen konnte. Da ihm Lesen und Schreiben fremd waren, erfuhr er nichts von den Kämpfen, die in den größeren Städten mit Wort und Schrift um freieres, politisches Leben ausgefochten wurden. Seufzend hielt er seinen Rücken ruhig all den Ränken und Heimsuchungen hin, die Polizei und Bureaukratie über ihn verhängten. Die Sorgen, die ihn drückten, kamen aus dem Magen, wenn er das armselige Stück Feld betrachtete, das er zu bearbeiten hatte, wenn die Ernte verhagelte oder das Vieh ihm wegstarb. In dieser Not versuchte er darüber nachzudenken, ob es nach Aufhebung der Leibeigenschaft mit der Verteilung von Land mit rechten Dingen zugegangen sei. Er fand, daß die schlechtesten Gebiete ihm zugefallen seien, daß man ihn übervorteilt habe, daß in Wahrheit das ganze Land ihm gehöre. Der Zar habe befohlen, so meinten sie, alles, was früher den Gutsherren gehörte, unter die Bauern zu verteilen, aber der „Barin" habe ihnen ihr Eigentum vorenthalten. So begannen sie ihre Herrschaft, auch wenn sie scheinbar vor ihr zitterten, mit scheelem Auge zu betrachten, ihr Tun mißtrauisch zu verfolgen und sich im stillen immer wieder zu sagen: „Das alles gehört ja uns! Man hat uns betrogen! Wir müssen uns selbst Recht verschaffen!"

Solche Ideen umschwirrten das Gehirn des Muschik, wie Mücken das Licht an heißen Sommerabenden, und begannen seine Phantasie in Wallung zu bringen. Dieser Prozeß vollzog sich unregelmäßig und ruckweise, meistens so still und geheimnisvoll, daß man im Herrschaftshause kaum eine Ahnung hatte von dem, was die Ofenbank der Bauernhütten zwischen Schlafen und Wachen oder im Lallen des Rausches zu hören bekam. Der Bauer ließ seinen Verdruß und Zorn an der Frau aus, indem er sie prügelte,

aber er wurde still und nachdenklich, wenn sie ihm etwas von der ungerechten Landverteilung ins Ohr raunte. Dann träumte er von einer seligen Zukunft in kommenden Tagen, in denen er sich ganz frei fühlen und so viel Acker bekommen werde, wie er braucht. Das bestärkte ihn in seiner natürlichen Trägheit, und er kam sich verteufelt schlau vor, wenn er seine Gedanken nicht vorzeitig verriet, sondern auf den geeigneten Zeitpunkt wartete, sie zu verwirklichen. In den fruchtbaren Boden dieser naiven Habsucht streuten die Nihilisten und Revolutionäre den Samen ihrer Überredungskunst ein. Sie wußten den Bauern den Glauben beizubringen, daß die Befreiungsakte, die ihnen verlesen wurde, gar nicht vom Zaren herrühre, sondern eine Fälschung sei, die ihnen die Herrschaft aufgeschwindelt habe. Die wahre Emanzipation laute ganz anders, sie werde ihnen aber betrügerisch vorenthalten und der gute Zar hätte nicht die Kraft, sie durchzusetzen. Hie und da kam es alsbald zu kleineren Aufständen, die mit Gewalt niedergeschlagen werden mußten, ohne daß es gelang, das Übel an der Wurzel zu packen. Immer wieder fabelten die Bauern von einer neuen Landverteilung, die ihnen das Paradies auf Erden verschaffen würde, und die Regierung mußte all ihre Hebel ansetzen, um die unsinnigen Erwartungen zu zerstören. Als die Bauern dem Kaiser Alexander III. im Jahre 1883 bei der Krönung in Moskau ihre Huldigung darbrachten, warnte sie der Zar ausdrücklich vor den „falschen Verführern und Aufwieglern", die ihnen dergleichen „törichte Versprechungen" machen. Der Maler Rjepin hat den Vorgang auf einem großen Bilde dargestellt, das man beim Betreten des großen Kremlpalastes im Vorsaal erblickt. Aber nur in fruchtbaren Jahren, wenn Sonne und Regen das Ihrige taten, um die Scheuern mit Getreide anzufüllen, ließ sich

die vorwärtsdrängende Bewegung innerhalb der Landbevölkerung aufhalten. Fehlte es an diesem Segen von oben, so fraß die Unzufriedenheit immer weiter, was auch die Bureaukratie und Polizeigewalt tun mochten, um sie äußerlich zu übertünchen.

In den Reihen der Gebildeten hatten sich mittlerweile die Vorstellungen über das Wesen, die Bedürfnisse und Charakter des Bauern von Grund aus verändert. Wer nichts anderes als die Steppe kannte, in deren Bezirk er geboren war, mochte ihn allerdings immer noch für ein besseres Tier halten, das jeder höheren Entwicklung unfähig sei. Aber wer westeuropäische Bildung eingeatmet hatte, begann anderer Meinung zu werden und dem russischen Bauern eine ähnliche Zukunft zu versprechen, wie sie der Landbevölkerung in den übrigen Reichen beschieden war. Die Literatur, die sich mit diesem Thema beschäftigte, war eine Macht geworden, mit der man rechnen mußte und die ihre Fäden nach allen Richtungen ausspann. So dumpf und starr sah es auf dem flachen Lande schon lange nicht mehr aus, wie es Gogol in seinem Roman „Tote Seelen" geschildert hatte. Schon vor Turgenjew hatte Grigorowitsch mit ähnlichem weichem Gefühl, wenn auch mit geringerer dichterischer Kraft das wehmütig zuckende, nach Erlösung verlangende Menschentum im Mushik zum Gegenstand seiner Romanschilderung gemacht. In seiner umfangreichsten Dichtung „Wer herrlich in Rußland lebt" schildert Nekrassow sieben Bauern, die sich über die Frage immer heftiger streiten und sich schließlich zu prügeln anfangen. Als sie sich ausgetobt haben, beschließen sie auf die Wanderschaft zu gehen, um sich diese Frage beantworten zu lassen. Zuerst treffen sie einen Popen, der aber von sich sagt, daß er nur ein armes, beklagenswertes und ungern geduldetes Geschöpf

sei. Auch auf dem Jahrmarkt, wohin sie kommen, sind wahrhaft glückliche Menschen nicht zu finden. Ebenso erhalten die Bauern von einem Gutsherrn, dessen Wagen sie anhalten, keine befriedigende Antwort, denn der Gutsherr ist durch die Aufhebung der Leibeigenschaft zum Schaffen und Sorgen genötigt worden, hat aber in seinem Leben niemals etwas getan und gelernt und fühlt sich infolgedessen ebenfalls unglücklich. Seufzend bekennen die Bauern: „Die große Kette riß entzwei und schlug im Schwunge weit umher, traf mit dem einen End' den Herrn und mit dem andern — uns."

Das tönte bereits ganz anders als alles, was der russische Burns, der Lyriker Kolzow, in seinen reizenden Volksgedichten von der Ernte und dem Wald, von den Schnittern und Pflügern, von Liebe und Leid unter den Burschen und Mädchen auf dem Lande zu erzählen wußte. Das klang so einschmeichelnd und süß, als ob es von den Natursängern auf den Zweigen draußen im Freien angestimmt wäre, und gewann überall die Herzen, die vom Gift des Zweifels und der Sorge um den kommenden Tag noch nicht angefressen waren. Die russische Dorfgeschichte hatte die Bauern ursprünglich in zwei Gruppen eingeteilt, die beide geeignet waren, die müden Sinne überbildeter Leser und Leserinnen wohlgefällig zu kitzeln. Auf der einen Seite standen schmutzige, grobe, fast teuflische Gestalten, an deren Übeltaten man sich billig aufregen konnte wie an Verbrecherromanen. Man betrachtete sie nur von weitem, als ob sie in einem Käfig ausgestellt wären, wo sie niemandem mehr Schaden zufügen konnten. Auf der anderen Seite waren dagegen die braven, gutmütigen Naturmenschen der Reihe nach aufgepflanzt, deren Empfindungsleben auf alle Weise parfümiert und gezuckert war und denen man sich

daher ohne Gefahr nähern konnte, um sie selbstgefällig zu streicheln. Der Realismus Turgenjews, der das Volk wirklich kannte und dem wirren Spiel der Leidenschaft einen krystallklaren Spiegel vorhielt, brach dann die Bahn für wahrheitsgetreue Schilderung von Land und Leuten. Pissemski erzählte bereits von grauenvollen Gewalttaten, die von den Gutsherren an den Mädchen und Frauen auf dem Dorfe verübt werden und von den traurigen Schicksalen, die den reichgewordenen Bauern bevorstehen, wenn sie sich nach St. Petersburg verirren. Potjechin, die beiden Uspenski, Reshetnikow und andere verschärften die Tonart, die dabei angeschlagen war und zeigten den Zusammenstoß zwischen dem Landleben und dem Treiben der modernen Industrie. Wie schwer beweglich der Bauer in seinen Instinkten und der Befriedigung seiner Instinkte ist, betonte Graf L. N. Tolstoi bereits in seinen Jugenderzählungen, wenn er uns einen jungen Gutsherrn schildert, der von früh bis abends sich bemüht, das Los seiner Bauern zu verbessern, aber von ihnen nicht verstanden wird und für seine Wohltaten nur Mißtrauen und Abneigung erntet. In der „Macht der Finsternis" stiert uns das verglaste Wesen des russischen Bauern, den die Trunksucht zum Tier gemacht hat, in schrecklicher Verwilderung an.

Die Zeiten sind vorbei, in denen der Gutsherr über seine Bauern wie über eine tote Sache verfügen, sie willkürlich und schmachvoll behandeln, in roher Weise körperlich strafen, nach Sibirien oder unters Militär schicken oder wohin es ihm beliebte, verkaufen konnte. Aber vier und ein halb Jahrzehnte sind seit der Aufhebung der Leibeigenschaft dahingegangen, und wenn sie in ihren Folgen schon damals Enttäuschungen hervorrief, ist die Stimmung auf dem Lande seitdem noch viel mehr beunruhigend umge-

schlagen. Über hundert Millionen zählt die Landbevölkerung in Rußland, die durch Ausnutzung des Bodens, Mißernten und wirtschaftliche Übelstände immer weiter geschädigt worden ist. Auf dieser gewaltigen und unabsehbaren Flut, die früher einem endlosen Sumpfe glich, haben sich seitdem fortwährend Kräuselungen, Strömungen und Wirbel bemerkbar gemacht, die auf eine starke, von unten nach oben treibende Bewegung schließen lassen. Noch hat die alte Sklaverei in den Lebensformen und Gesinnungen deutlich erkennbare Spuren hinterlassen, aber zugleich bemerkt man, wie die alte Schlangenhaut immer mehr abgestreift wird. Es geht von Dorf zu Dorf wie ein langsames, aber unaufhaltsames Aufatmen, das durch keinerlei Betäubungsmittel mehr zu unterdrücken ist. „Freiheit" und „Land" sind die Stichworte geworden, die man früher nur vereinzelt vernahm, jetzt aber als Massenaufruf zu hören bekommt. „Das Dorf ist erwacht!" flüstern sich die Besitzer zu und fürchten, daß die revolutionäre Bewegung, die das Land erfaßt hat, über die Landbevölkerung hinwegrasen könnte wie ein plötzlich losbrechender Sturm über die Fluten des Ozeans. Die Gutsherren klagen schon lange, daß die Bauern im Laufe des letzten Jahrzehnts ganz andere Menschen geworden seien, daß sich in ihrem Benehmen künstlich verhaltene Abneigung ausspräge, die für die Zukunft das Schlimmste befürchten lasse. So lange die Duma in St. Petersburg tagte, waren den Paul und Iwan die Reden im taurischen Palais wie süße, beruhigende Musik erschienen, die ihnen eine Wendung zum Bessern versprach. Seitdem die Volksvertretung aufgelöst ist, sehen die Bauern ihre Abgeordneten, die wieder in die Heimat zurückkehren, mit bitterer Enttäuschung an. Sie fühlen, daß sie wieder ganz auf sich angewiesen sind, daß ihnen niemand helfen werde, so

viel auch von neuen Landverkäufen die Rede ist. Sie träumen aufs neue von einer Freiheit, die man ihnen versprochen, aber in Wirklichkeit nicht gehalten hat, und von einem unbeschränkten Landbesitz, den sie noch immer mit ihrer Herrschaft teilen müssen.

Und in den herrschaftlichen Gutshäusern spuken unheimliche Ahnungen über das umher, was möglicherweise eine nahe Zukunft bringen könnte, wenn die Bauern damit fertig sind, den dürftigen Ertrag dieses Sommers unter Dach und Fach zu schaffen. An den länger werdenden Abenden, wenn die Muschiks wieder in der raucherfüllten Hütte sitzen, sich an dem Ofenfeuer wärmen und die Weiber beim Licht des brennenden Kienspans spinnen, tritt aufs neue der alte Versucher zu ihnen, diesmal aber eindringlicher und beredter als früher, um sie an die Wünsche zu erinnern, die bei ihnen im Herzen schlummern. Fehlt es dem Bauern etwa an Kraft, sich gegen seine Feinde und Bedrücker zu erheben? Auch Ilja von Murom, der von der Sage und dem Volkslied verherrlichte Held, hielt sich als Knabe für zu schwach, um gehen zu können. Träumerisch verloren lag er auf dem Ofen, bis man ihm befahl, aufzustehen und er sofort imstande war, große Taten zu verüben. Das Bild Iljas leuchtet in mancher Bauernhütte unsichtbar von den Wänden herab, wo die Heiligenbilder nur zu äußeren Bezeugungen der Gottesfurcht anregen.

Ängstliche Seelen sehen schon das Schlimmste kommen und denken an die Zeit, wo der unwissende, rohe, betrunkene Kosak Pugatschew mit seinen Banden das Reich der großen Katharina in Angst und Schrecken versetzen und von der Wolga in der Richtung nach Moskau marschieren konnte. Sein Anhang wuchs deshalb so erschreckend an, weil er den Bauern überall Land und Freiheit versprach. Derselbe

Lockruf geht jetzt ebenfalls durch das Volk und erschreckt die besitzenden und wohlhabenden Klassen. Sie sehen, wie sich das Gespenst der entfesselten und wild aufgestachelten Volksseele an sie heranschleicht und glauben dieselben Worte zu hören, die Turgenjew in seinem bösen Traume vernahm, dieses Mal aber nicht mit dem äußeren Schein der Unterwürfigkeit, sondern mit gebieterischer Stimme und der Gewalt des entschlossenen Machtbewußtseins, das unter den Verheerungen des nationalen Niedergangs die Bauern zu erfassen und in wilden Taumel zu versetzen droht.

Anfang und Ende der russischen Flotte.

Als die Nachricht von dem Verlust der russischen Flotte in der Straße von Korea im Frühling 1905 nach Petersburg gelangte und die öffentliche Meinung von dem demütigenden Gefühl beherrscht wurde, daß der Befehl des Zaren an der ostasiatischen Küste keine Geltung mehr habe, saß auf der Festungsinsel der Residenz ein schlichter Mann vor einem kleinen Hause und dachte mit Tränen in den Augen an den Schatz, der ihm zur Bewachung übergeben war. Er blickte nach der daneben befindlichen Kathedrale, wo die Marmorsarkophage der kaiserlichen Familie nebeneinander gestellt sind, und beschwor den Geist des Ersten und Größten in dieser Reihe, der im Morast der Newa seine neue Hauptstadt begründet hat, ihm das Rätsel dieser furchtbaren Niederlage zu deuten.

In dem Häuschen wird ein kostbares Erbstück aus der Zeit Peters des Großen aufbewahrt und angestaunt, ein Boot, das der geniale Herrscher mit eigener Hand in den Planken zurechthämmerte, mit Kupfer beschlug und mit Rudern und Segeln versah. Törichterweise hat man diesem vielsagenden Denkmal einer Vergangenheit, in welcher das Russenvolk aus der Kindheit erwachte, nicht seine ursprüngliche Beschaffenheit gelassen, sondern es gesäubert und herausgeputzt, so daß es eine bedenkliche Ähnlichkeit mit einer geschminkten alten Frau bekommen hat. Aber das Boot

als solches ist in seinem Ursprung nicht anzuzweifeln und mit dem Titel „Großvater der russischen Flotte“ als Gegenstand hoher Verehrung in die Phantasie des Volkes eingezogen. Über zweihundert Jahre alt, ist es, obwohl nach unseren Begriffen nur eine Nußschale, noch nicht geborsten, während die stählernen Ungetüme von heute, die einer schwimmenden Festung gleichen, zertrümmert auf dem Grund des Stillen Ozeans liegen oder von feindlichen Fahrzeugen in den nächsten japanischen Hafen geschleppt wurden.

Peters Augenmerk war frühzeitig darauf gerichtet, sein Volk aus den Mauern der alten Hauptstadt Moskau, wo es weltverloren schlummerte, aus der Enge der Ansiedlungen und dem Staub der Steppe aufzuscheuchen und auf das Wasser hinauszutreiben. Der Gedanke, was die großen Ströme Rußlands als Handelswege bedeuten könnten, ließ sein Herz höher schlagen. Nach Norden, Süden und Westen suchte er einen Ausweg zum Meer, um aus der Stickluft seines Reiches einen Weg zu Wind und Wellen zu finden, die seine Zukunft tragen sollten. In den Jahren 1693 und 94 reiste er an die Küste des weißen Meeres nach Archangelsk, dem einzigen Seehafen, den er damals besaß, lernte dort englische und holländische Seeleute kennen, mit denen er wie mit seinesgleichen verkehrte. Erst hier ging ihm der Begriff auf, was das Meer mit dem Verkehr an der Küste und zu fremden Ländern für die Entwicklung eines Volkes zu bedeuten habe, das so wie Rußland von kontinentalen Vorstellungen eingeschnürt war. Während er die Schiffe besichtigte und sich von den Matrosen erklären ließ, wie man Masten erklettere und mit dem Tauwerk umgehe, während er vom Wirtshaus in die Kajüte hinabstieg und überall aufmerksam aufpaßte, wo er etwas lernen konnte, setzte sich der Plan bei ihm fest, daß er irgendwo für seine Zwecke das

Meer erobern müsse. Das Wasserfahren wurde für ihn zu einem Sport, dem er leidenschaftlich huldigte. Was seiner Umgebung als Spiel und Zeitvertreib erscheinen mochte, war für ihn tatsächlich ein ernstgemeintes Manöver, durch das er seine Umgebung an freie Bewegung, Geschicklichkeit und Ausdauer auf den Wellen gewöhnte. Auf dem Pleschtschejewo-See, in der Nähe von Moskau, hatte er schon bei seiner Thronbesteigung eine Werft errichtet, wo er unter der Anleitung von holländischen Lehrmeistern das Beil in der Werkstatt so eifrig schwang wie irgend ein Geselle. Als das erste Schiff, bei dessen Herstellung er beschäftigt war, vom Stapel lief, wußte er kaum, was er vor Freude beginnen sollte. Er schrieb seiner Mutter in abgerissenen Sätzen von den Fortschritten, die er bei der Beherrschung der Schiffstechnik gemacht habe und veranstaltete öffentliche Belustigungen, bei denen er Thron und Reich ganz zu vergessen schien.

In Wahrheit hatte er aber immer nur das eine Ziel vor Augen, als Seemann seiner Nation mit gutem Beispiel voranzugehen und aufzupassen, wo er sich durch Verbindung mit dem Westen und Süden Europas eines bequemeren Hafens versichern konnte als Archangelsk war. Er dachte anfänglich an die Krim und versuchte die Festung Asow von der Landseite zu nehmen, wo er zuerst eine schwere Niederlage erlitt. Dann schuf er sich in kurzer Zeit eine Flotte, um den Angriff auch von der Seeseite unternehmen zu können. Die Wälder in der Umgebung wurden ausgeholzt, um Material für die Galeeren zu finden, für welche holländische Schiffe als Vorbild dienten. An 26000 Menschen wurden gewaltsam ausgehoben und an die Ufer des Schwarzen Meeres geschafft, um die Flotte auszubauen. Im Sommer 1696 gelang es Peter, eine Schlacht zur See zu gewinnen und

in Verbindung mit seinen Landtruppen Asow zu nehmen. Nun konnte er für einige Zeit aufatmen, denn sein nächstliegender Wunsch war erfüllt. Er stand mit seinen Soldaten am Meer und hatte sie gelehrt, mit Schiffen umzugehen. Seine anderthalbjährige Reise ins Ausland diente ebenfalls vorzugsweise dem Zweck, sich als Seemann, vor allem in Holland, weitere Kenntnisse anzueignen. Wie mögen seine Augen aufgeblitzt haben, als er zum erstenmal in Liban die Ostsee erblickte und die Küste betrachtete, die für die Bewegung einer Flotte wie geschaffen war. Er tat das Gelöbnis, dieses Gebiet so bald als möglich an sich zu reißen.

Während des nordischen Krieges vollzog sich eine Wandlung in dem Reformgedanken Peters. Er lenkte seine Gedanken vom Süden ab und wendete sie mit um so größerer Energie dem Nordwesten zu. Die Schweden aus der Newamündung zu vertreiben, dort feste Plätze anzulegen, und innerhalb des Deltas, welches der Fluß bildet, zur Verteidigung des schnell erworbenen Besitzes eine Festung anzulegen, wurde das Ziel seines Ehrgeizes. So entstand im Jahre 1703 St. Petersburg, das „Fenster nach dem Westen", wie es Algarotti einmal in seinen Schriften geistreich genannt hat. Der Plan, den Peter für den Ausbau der Stadt angab, ist genau innegehalten worden, nur mit dem Unterschied, daß die Gebäude, die er aus Holz errichtet hatte, später in solche aus Stein verwandelt wurden. Er hatte die wasserscheue Haut des Altrussen, der sich von der Hütte und Ackerfurche höchstens bis zum nächsten Verkaufsladen oder Wirtshaus bewegt, so vollständig abgestreift, daß er sich mit seinen Barken und Segelschiffen auf den Wellen der Newa so sicher wie auf festen Straßen tummelte. Das noch heute erhaltene Haus, von wo er den Bau der Festung und das Wachsen der neuen Stadt überwachte, stand auf

einer Insel, die nur durch Erdwälle gegen Überschwemmungen geschützt werden konnte. Oft wateten die Arbeiter bis an die Knie im Wasser, während sie die Verteidigungswerke aufrichteten. Petersburg wurde von einem Netz von Kanälen durchzogen, und wo noch vor kurzem Wölfe und Bären hausten, landeten jetzt englische und holländische Schiffe, um Waren auszutauschen und Ansiedelungen ins Leben zu rufen.

Auch die Admiralität legte Peter genau an derselben Stelle zwischen dem Winterpalais und dem Senat, wo sie sich an der Newa jetzt befindet, mit bescheidenen Mitteln an. Zwei Jahre nach seinem Tode, 1727, wurden die Gebäude aus Stein ausgeführt und unter der Kaiserin Anna mit dem hohen Turm und der langen, goldenen Nadel versehen, die jetzt als Wahrzeichen der Stadt nach allen Richtungen sichtbar sind. Immer wieder suchte Peter an die Küsten vorzudringen. Als am Kaspischen Meer Unruhen ausbrachen und russische Kaufleute beraubt wurden, fuhr er mit seinen Schiffen die Wolga hinunter bis nach Astrachan und ließ Baku besetzen. Unter Katharina II. war die Flotte auf dem Schwarzen Meer stark genug, um innerhalb zweier Tage vor den Mauern von Konstantinopel erscheinen zu können. Unter Alexander I. schien sich Rußland immer mehr auch als Seemacht fühlen zu wollen. Die Fassade der Admiralität am Alexandergarten wurde mit Reliefs geschmückt, auf denen man Peter den Großen erblickte, wie er den Dreizack aus den Händen Neptuns empfängt und wie Engel die Reichsfahne an die Ufer der Newa tragen. Von der Newa aus sieht man gegenwärtig nur die Seitenflügel der Admiralität, zwischen denen inzwischen andere palaisartige Gebäude errichtet sind.

Der Krimkrieg, der die Hilfskräfte des Landes aufs äußerste in Anspruch nahm, hatte zur Folge, daß das

Schwarze Meer in neutrales Gebiet verwandelt wurde, auf dem Rußland nur eine Anzahl leichter Schiffe zur Küstenbewachung unterhalten durfte, das aber allen Kriegsschiffen verschlossen blieb. Während des deutsch-französischen Krieges setzte es Gortschakow allerdings in London durch, daß der Vertrag von 1856 revidiert und Rußland im Einverständnis mit der Türkei das Erbauen von festen Plätzen und die Unterhaltung einer Kriegsflotte gestattet wurde. Aber diese blieb eingesperrt innerhalb des alten Pontus Euxinus, und die Türme des Serails bildeten ein unerreichbares Ziel für die Flotte, die sich nach einem offenen Meere sehnte, um dem verhängnisvollen Traum der Weltherrschaft zu dienen.

Die freie Bewegung auf dem Meere, die im Norden, Westen und Süden versagt war, sollte der Osten bringen. England hatte während des Opiumkrieges China gezwungen, seine Häfen zu öffnen, und in Gemeinschaft mit den Vereinigten Staaten, Frankreich und Rußland Handelsbeziehungen mit dem Reiche der Mitte angeknüpft. Der sibirische Besitz konnte unter diesen Umständen weiter vorgeschoben werden. Graf Murawiew fuhr im Jahre 1854 mit seinen Truppen den Amur hinauf und erwarb am linken Ufer des Flusses ein Ländergebiet, das ihm 1857 von China zugesprochen wurde. Drei Jahre darauf kam durch den Vertrag von Peking auch das Ussurigebiet in die Hände Rußlands. Jetzt endlich schien die Politik des Zaren das erreicht zu haben, was ihr seit anderthalb Jahrhunderten vorschwebte. Sie hatte an der Ostküste Asiens festen Fuß gefaßt. Unabsehbar breitete sich der Stille Ozean vor den kühnen Eroberern aus. Das ersehnte Weltmeer war gefunden, allerdings fast zehntausend Kilometer von der Hauptstadt entfernt, aber doch unter Bedingungen, welche die Anlage einer Stadt und eines befestigten Hafens ermöglichten.

Im Jahre 1860 wurden Hacke und Spaten geschwungen, um den Grund zu Wladiwostok zu legen. Das Wort klang wie ein Trompetenstoß und bedeutet „Beherrscherin des Ostens“. Das „Goldene Horn“, an dessen Ufern Konstantinopel liegt, suchte man zu vergessen und übertrug diesen Namen auf die Bucht am japanischen Meer, die auf der Nord- und Westseite von schützenden Bergen umgeben ist. Auch die größten Schiffe konnten dort einfahren und vor Anker gehen, und was der Handel an Ein- und Ausfuhr bieten mußte, schien durch die Forts und Batterien auf den Höhen ausreichenden Schutz zu finden. So entwickelten sich die Dinge bis zum Bau der sibirischen Bahn, von der man annehmen durfte, daß sie dem Tatendrang der russischen Politik im Osten endlich Ruhe gebieten würde. Wladiwostok hat, obwohl es auf demselben Breitegrad wie Venedig liegt, doch einen äußerst strengen Winter, und von Anfang Dezember bis Ausgang März ist die ganze Bucht mit Eis bedeckt. Tatsächlich war es aber durch die Anwendung von Eisbrechern möglich, auf dem Wege vom japanischen Meere zur Stadt eine Fahrstraße für die Schiffe beständig offenzuhalten. Eine Pacificbahn, ähnlich der nordamerikanischen, war geschaffen, ein Eroberungszug für den friedlichen Verkehr beendigt.

Da regte sich der unselige Übermut, den Endpunkt der sibirischen Bahn von hier abzulenken und an die Küste des Gelben Meeres zu verlegen, die Mandschurei zu durchschneiden und zu dem Besitz von Port Arthur in Dalny eine neue Stadt aus der Erde zu stampfen. Dadurch erzog man sich in Japan einen Gegner, dessen Erbitterung von Monat zu Monat größer wurde und dessen Stärke und Überlegenheit zu Land wie zu Wasser von niemandem so sehr wie gerade von Rußland unterschätzt wurde. Wieder einmal

zeigte es sich, daß wir zwar im Zeitalter des Verkehrs leben, daß die Nationen aber im tieferen Sinne wenig voneinander wissen und die Triebkräfte, die ihre Seele bewegen und ihre Kraft ausmachen, nicht kennen.

Durch die Vernichtung der russischen Flotte ist der Krieg auf dem Meere beendet. Wie wenig haben die stolzen Namen, die am Bug der Schiffe prangten, ihre Verheißung erfüllt! Aus der Üppigkeit einer wahrhaft orientalischen Phantasie, die ein ganzes Füllhorn von kühnen Bildern ausschüttet, schienen sie geboren zu sein. Man hörte nur Bezeichnungen wie „Schnell", „Prächtig", „Kühn". Die Kriegsschiffe der Russen sollten wie „Adler" durch die Lüfte fliegen oder wie „Perlen" in der Sonne schimmern. Das alles ist verloren und zerstoben in einer einzigen Schlacht, welche die Schrecken von Abukir und Trafalgar in sich vereinigt. Rußland ist als Seemacht um eine ganze Generation zurückgedrängt und auch zu Lande von dem Stillen Ozean abgeschnitten worden, der einzigen freien Straße auf dem Meer, über die es überhaupt verfügt, dem Ziel seiner langjährigen, unaufhörlichen Träume und Hoffnungen. Was Peter der Große als Zar und Zimmermann zu schaffen begann, muß von neuem begonnen werden.

Noch immer sitzt der Wächter in Petersburg nachdenklich vor dem „Großvater der russischen Flotte" und betrachtet dabei ein aus Holz geschnitztes Bild. Es zeigt einen russischen Popen, wie er seine Hand zum Meer ausstreckt und die russischen Schiffe zu großen Taten segnet. Der Wächter faßt das Bild schärfer als sonst ins Auge, und zum erstenmal will es ihm scheinen, als ob der Pope die Finger beim Segnen nicht richtig ausgestreckt habe ...

Vom fernen Osten.

Ob er noch lebt, der Kommandant des englischen Kanonenboots „Algerine“, das 1857 bei der Beschießung Kantons durch die Engländer und Franzosen im chinesischen Kriege, als erstes europäisches Kriegsschiff an den steil aufragenden Höhen der Halbinsel Liaotung vorbeidampfte, durch die schmale Einfahrt zwischen schroff aufragenden Höhen steuerte und in die malerische Bucht kam, wo sieben Monate hindurch das furchtbare Ringen zwischen den Russen und Japanern zu Wasser und zu Lande stattgefunden hat? Vielleicht sitzt er als längst ergrauter Seebär in einer englischen Hafenstadt an seinem Stammtisch und rückt sich, nachdem er an einem Glase Whisky genippt hat, seine Hornbrille zurecht, um mit müden Augen die neuesten Depeschen vom fernen Osten zu lesen, während die jungen Seeleute ihm von weitem zunicken und in das faltenreiche Gesicht blicken. Kapitän W. Arthur würde dann sagen können, daß er seinen Namen wie wenige Zeitgenossen unsterblich gemacht hat, als er ihn auf den Hafen übertrug, in dem damals eine Anzahl armseliger chinesischer Dschunken kreuzte und vier Jahrzehnte später eine Welt in Waffen starrte.

Es muß für diesen Kapitän eine seltsame Überraschung gewesen sein, als er an den steilen, schwach bewaldeten Höhen, unter denen sich der Samson bis zu zweitausend Fuß erhebt, vorbeifuhr und dann bemerkte, wie sich die Bergwand

teilte und bald darauf das schimmernde Oval der Bucht vor ihm lag, wo er vor Anker ging. Schon damals hatten sich gewaltige Ereignisse an der Küste des Stillen Ozeans abgespielt. Kanton war von den Engländern beschossen worden, die sich später mit den Franzosen vereinigten und siegreich bis nach Peking vordrangen. Während dieser ostasiatischen Wirren spielte der eben Port Arthur getaufte Hafen noch keine Rolle, während er später häufiger genannt wurde als irgend ein anderer Ort der bewohnten Erde. Erschien er doch gewissermaßen als Zeiger an der Wage, die das Ringen der weißen und gelben Rasse um den Besitz des ostasiatischen Küstengebiets darstellte.

Auf dem damals gerade vollendeten sibirischen Schienenwege war ich im August 1903, wenige Monate bevor der russisch-japanische Krieg ausbrach, in Port Arthur angelangt und konnte die ungeheuren Anstrengungen beobachten, welche die Russen machten, um sich dort, wie sie glaubten, für alle Ewigkeit festzusetzen. Der Vizekönig Lihungtschang hatte unendliche Kosten aufgewendet, um die Bucht in einen Kriegshafen erster Klasse zu verwandeln und damit jedem Angriff, ob er nun von Norden oder Osten erfolgen würde, die Spitze zu bieten. Die Einfahrt war so tief, daß sie sogar von den größten Kriegsschiffen benutzt werden konnte und die Bucht selbst das ganze Jahr hindurch eisfrei. Die Höhen, die sie umgeben, schienen von der Natur zum Ausbauen von Forts bestimmt zu sein, mit denen man die ganze Umgebung beherrschen konnte.

Die Chinesen fühlten sich darin so sicher und unüberwindlich, daß sie die einfachsten Vorsichtsmaßregeln versäumten, als die Japaner im Herbst 1894 mit ihren Kanonen heranrückten und die Stadt nach kurzer Beschießung einnahmen. Es war die denkbar schwerste Enttäuschung, von

der die Sieger heimgesucht werden konnten, als durch die Intervention von Frankreich, Rußland und Deutschland diese Kriegsbeute ihnen wieder abgenommen und den Chinesen zurückgegeben wurde. Diesem ersten Schlag, der durch den Frieden von Schimonoseki auf die Japaner herabfiel, folgte drei Jahre darauf der zweite, der von ihnen noch schmerzlicher empfunden wurde, als Port Arthur von den Russen besetzt und das Gebiet Kwantung auf fünfundzwanzig Jahre von ihnen „gepachtet" wurde. Die sibirische Bahn, die ihre Schienen immer weiter nach dem Süden vorstreckte, war in den Augen der Japaner ein förmlicher Eroberungszug und die Erregung, die sich ihrer bemächtigte, steigerte sich um so heftiger, als es wie ein offenes Geheimnis behandelt wurde, daß die Russen niemals wieder aus der Mandschurei herausgehen, sondern sich darin nur immer mehr festsetzen wollten.

Noch steht mir das ameisenartige Gekribbel vor Augen, das sich bei der Einfahrt vor Port Arthur auf dem Wasser, an den Uferstraßen, auf den befestigten Höhen und den Straßen zur alten und neuen Stadt abspielte, dies malerisch belebte Durcheinander von Kriegsschiffen, Handelsdampfern, Segelböten aller Nationen, Dschunken und Kähnen, das Ausladen von Gütern und Maschinen aller Art auf den Landungsplätzen, das Aufstapeln der Kohlen zu ganzen Bergen, das fieberhaft erregte Gedränge der Menschen vom schmutzigen Kuli, der so herumläuft, wie ihn Gott geschaffen hat, bis zur Modedame, die ihre Seidenkleider und Spitzenbehänge aus Paris bezieht. Noch höre ich das Ächzen der Krähne, das ohrenzerreißende Gedröhn der Dampfpfeifen, das wirre Geschrei der Menschen, die im Begriff waren, eine neue Stadt aus dem Boden zu stampfen. Was mag aus den palastähnlichen Gebäuden geworden sein, die sich neben stin-

kigen Gräben und elenden Lehmhütten erhoben, aus den riesigen Warenhäusern von Kunst und Albers, in denen man vom einfachsten Gebrauchsgegenstand bis zum kostbarsten Luxusartikel alles erhalten konnte, was aus dem Heim des Architekten, der den wunderlichen Einfall hatte, sich an dem öden Bergabhang eine Villa im grellsten Sezessionsgeschmack mit kokett hervorspringenden Ecken und Türmen in allen nur denkbaren Farben zu errichten? Das alles wird sich mittlerweile in einen einzigen wüsten Steinhaufen verwandelt haben, der kaum noch ahnen läßt, was vor einem halben Jahr an dieser Stelle gestanden hat. Port Arthur dürfte nicht anders aussehen wie Sebastopol am Ende der Belagerung während des Krimkriegs, wo man noch heute einen Haufen Schutt ersteigt und sich von dem begleitenden Führer sagen läßt, daß sich auf diesem Punkt der vielgenannte Malachowhügel erhoben habe.

Zahlreiche Bekannte und Freunde, denen ich damals in Dalni und Port Arthur begegnet bin, haben sich noch rechtzeitig retten können, als der Krieg ausbrach und sind nach Europa zurückgekehrt, um sich von dem Schreck, den sie ausgestanden haben, zu erholen und zu überlegen, was sie von der Zukunft zu erwarten haben. Mehrere von ihnen fühlten sich mit den wirren und werdenden Zuständen im fernen Osten so verwachsen, daß sie sich in unseren ruhigen und geordneten Verhältnissen nur noch schwer zurechtfinden konnten. Ein romantischer Trieb hatte sich ihrer bemächtigt, der sie mit einer wahren Sehnsucht nach dem verlassenen Heim und Schauplatz ihrer Tätigkeit erfüllte, der alle Widerwärtigkeiten und Gefahren, die sie dort bestanden hatten, vergessen ließ. Sie sprachen von Port Arthur in Ausdrücken, als ob sie durch eine unwiderstehliche, magnetische Kraft immer wieder dorthin zurückgezogen würden.

Wir sitzen beim Glase Wein und plaudern über diesen und jenen, mit dem wir vergnügte Stunden verlebt haben. Den einen hat eine schleichende Krankheit hinweggerafft, der andere ist schwer verwundet im Lazarett gestorben. Von der Terrasse des deutschen Klubs in Dalni konnte man mehrmals am Tage ein bildhübsches, blondes, hochgewachsenes Fräulein erblicken, wenn sie auf ihrem Zweirad vorbeisauste und die Grüße ihrer Bekannten mit frischem Lachen und einer koketten Handbewegung erwiderte. Sie befand sich gerade in Port Arthur, als die Beschießung der Stadt begann. An so etwas gewöhnt man sich bald, meinte mein Freund, der in der Tat einmal in seinem Garten, während die Granaten durch die Luft sausten, gemütlich eingeschlafen war. Als man ihn, da die Gefahr immer größer wurde, aufrüttelte, erfuhr er, daß jene Schöne mit ihren Verwandten ahnungslos bei Tisch saß, als der Splitter einer Granate, die auf der Straße geplatzt war, durch das Fenster flog und ihr zum Entsetzen der anderen den Kopf abriß. Von den Schreckensszenen, die sich in Port Arthur abgespielt haben, kann man sich vorläufig noch gar kein Bild machen. Man muß aber an der Überzeugung festhalten, daß selbst die ausschweifendste Phantasie nicht mehr erfinden kann, als was sich in Wirklichkeit tagtäglich dort ereignet hat.

Besonders aufregend gestaltete sich für meinen Freund die Flucht von Port Arthur nach Tschifu, die bei Nacht und Nebel in einer chinesischen Dschunke auf gut Glück unternommen werden mußte. Allen Teilnehmern dieser gefährlichen Reise klopfte das Herz, als die aus Matten angefertigten Segel an den Masten emporgezogen wurden, das plumpe Fahrzeug den inneren Hafen verließ und durch die nur dreihundert Meter breite Wasserstraße zwischen der Tigerschwanzhalbinsel und dem goldenen Berg dem Gelben

Meere zusteuerte. Von den Forts, die auf den Höhen von Port Arthur errichtet waren, und die damals allgemein für uneinnehmbar gehalten wurden, blitzten elektrische Lichter hernieder und ließen die Kanonen, Verschanzungen und Zelte mit einer Deutlichkeit erkennen, daß man glaubte, alles mit Händen greifen zu können. Die von Schmutz starrende Dschunke war ein alter, schwerfällig gebauter Kasten in der seltsam gebauten Form, welche die Chinesen ihren Segelschiffen von altersher zu geben pflegen, mit einer tiefen Senkung in der Mitte und den krummen, muldenartig aufsteigenden Ausläufern vorn und hinten. Unheimlich glotzten die beiden großen Augen, mit denen jedes dieser Fahrzeuge am Bug bemalt ist, ins Weite, denn es herrscht der festeingewurzelte Aberglaube unter den Zopfträgern, daß ihre Schiffe ohne ein solches ihnen aufgepinseltes Augenpaar ihren Weg nicht finden können und von Wind und Wellen zertrümmert oder auf den Strand geworfen werden.

Den chinesischen Bootsleuten war natürlich nicht zu trauen, und um ihnen im voraus klarzumachen, mit wem sie es zu tun hatten, versäumten es die Passagiere nicht, vor ihren Augen die mitgenommenen mehrläufigen Revolver zu laden und sie sich behutsam in die Brusttaschen zu stecken. Wollte man überhaupt noch auf dem Seewege aus Port Arthur herauskommen, so hatte man keine Zeit zu verlieren, obwohl der Wind von Süden her wehte und die Dschunke infolgedessen mühselig hin und her lavieren mußte. Die zwanzig Europäer, die in ihr mit nachdenklichen Gesichtern kauerten und unfreundlich durcheinander geschaukelt wurden, kamen sich wie Menschen aus der Urzeit vor, als man sich in einem ausgehöhlten Baumstamm zum erstenmal den Fluten anvertraute. Die Flüchtlinge mußten mit der doppelten Gefahr rechnen, entweder von Seeräubern über-

fallen, ausgeplündert, vielleicht gar niedergemacht oder durch Schüsse von japanischen Kriegsschiffen zum Sinken gebracht zu werden. So verbrachten sie, ohne wesentlich von der Stelle zu kommen, in dem Fahrzeuge drei aufregende Tage und Nächte. Jedesmal, wenn der Nebel sich teilte und der rauchende Schlot eines Kriegsschiffes am Horizont sichtbar wurde oder der blitzende Lichtkegel eines Scheinwerfers sie in der Nacht traf, zuckten sie ängstlich zusammen.

Einmal konnten sie deutlich wahrnehmen, wie ein japanischer Torpedozerstörer auf sie zufuhr. Sie glaubten es schon zu fühlen, wie ihre Dschunke krachend auseinanderbarst oder sahen sich zum mindesten als Kriegsgefangene nach Nagasaki abgeführt. Sie wollten schon eine Anzahl inhaltsschwerer Dokumente, die sie bei sich trugen, ins Wasser werfen, als das japanische Kriegsschiff, dem offenbar etwas Wichtigeres als eine wackelige Dschunke aufgefallen war, seinen Kurs plötzlich änderte und schnell wieder verschwand. Fast noch bedenklicher erschien die Begegnung mit einem Fahrzeug, das von Chunchusen besetzt war und in keinesfalls freundlicher Absicht bis auf etwa fünfzig Meter herankam. Während die übrigen Passagiere in bestem Schlaf auf Deck lagen, stand mein Gewährsmann mit seinem sechsläufigen Revolver in der ausgestreckten rechten Hand am Bug der Dschunke, um den Fragen und Wünschen der Seeräuber eine nicht mißzuverstehende Antwort zu geben. Aber in demselben Augenblick, als der erste Schuß loskrachen und die Schlummernden wecken sollte, entwickelte sich zwischen der chinesischen Besatzung der beiden Dschunken unter heftigem Gestikulieren und Geschrei eine hastig geführte Unterhaltung, offenbar des Inhalts, daß für die Chunchusen hier nichts zu holen wäre, weil die Europäer sich zu ihrer Verteidigung reichlich mit Waffen versehen hatten. So ging auch diese

Gefahr vorüber. Die auf mannigfache Weise Bedrängten, denen bereits der mitgenommene Proviant auszugehen drohte, erblickten endlich einen englischen Dampfer, der sie gegen eine Entschädigung von zwölf Rubel für die Person glücklich nach Tschifu brachte. Dort hatte man sie bereits für verschollen und verloren gehalten, und als sie in der schönen Bucht des reizend gelegenen Hafens und wichtigen Stützpunktes für den ostasiatischen Handelsverkehr ans Land kamen, wurden sie im ersten Augenblick wie Geister längst Verstorbener angestarrt. Die Zikaden, die sich in Tschifu auf allen Büschen und Bäumen niederlassen, und immer gleich zu Dutzenden ihr drolliges Zirp- und Knarrkonzert veranstalten, begrüßten sie aber mit einem mächtig anschwellenden Fortissimo, und in dem gastlich eingerichteten „Beach Hotel" wurden sie an sauber gedeckten Tischen für die Entbehrungen, die sie in der letzten Zeit erduldet hatten, reichlich entschädigt.

Vierzehn Tage vorher hatte die Gattin meines Freundes, eine Deutsche, unter ähnlich aufregenden Umständen ihren Aufbruch von Dalni bewerkstelligen müssen. Ganz unerwartet war von dem Gouverneur Sacharow der Befehl eingetroffen, daß sämtliche Europäer, die nicht den Truppen eingereiht waren, die neu begründete Handelsstadt zu verlassen hätten und zwar sofort. Am Vormittag waren die Briefe mit der überraschenden Botschaft ausgetragen worden, und am Nachmittag sollten bereits alle Wohnungen geräumt sein. Ich hatte während meiner Reise auf der sibirischen Bahn nach Ostasien gerade in Dalni, wo die gewaltige Verkehrsstraße ihr Ende erreicht, viele angenehme Bekanntschaften gemacht und suchte mir das Bild der allgemeinen Bestürzung auszumalen, die Platz griff, als alle die nett eingerichteten Häuslichkeiten innerhalb weniger Stunden auf-

gelöst und ihre Insassen auf die im Hafen ankernden Schiffe geschafft werden sollten. Ich sah die kleinen, schmucken Häuser, die aus rotem Gestein gebaut waren, mit ihren hübschen Giebeldächern, den sauber gehaltenen Garten und den massiven Umfassungsmauern, die schmucken, sich fächerartig ausbreitenden Straßen, die abends im Glanze des elektrischen Lichts erstrahlten, die halbnackten, schreienden oder sich prügelnden Kulis mit ihren Rickshaws, in deren Deichsel sie sich einspannen, um im Trab davonzueilen, im Geist wieder vor mir, als ob es sich um Eindrücke von gestern gehandelt hätte.

Die japanischen Kriegsschiffe, die ich damals auf der Reede von Dalni erblickte und die unaufhörlich Vermessungen vornahmen, bis sie von den russischen Kreuzern vertrieben wurden, gehörten zu den beunruhigenden Symptomen, aus denen man unzweifelhaft sichere Schlüsse auf die Absichten und Vorbereitungen ziehen konnte, mit denen man sich im Lande der aufgehenden Sonne dem Zarenreiche gegenüber schon seit Jahren beschäftigte. Leider prallten alle Warnungen, die im fernen Osten von urteilsfähigen Persönlichkeiten nach St. Petersburg abgeschickt wurden, an dem Eigensinn der russischen Staatskunst ab, die einen Krieg mit dem kleinen Japan für undenkbar hielt, solange im Kaiserpalast an der Newa friedliche Gesinnungen herrschten.

Dalni war bereits im Hochsommer 1903, als ich mich dort aufhielt, kein sehr sicherer Ort. Seitdem mehrten sich aber die Klagen über das Diebsgesindel, das sich aus der chinesischen Bevölkerung zusammensetzte, immer mehr. Die Frau meines Freundes hatte eines Abends, als sie von ihrem Spaziergange nach Hause kam, in der Ecke ihres Salons einen baumlangen Chinesen zusammengekauert vorgefunden, der mit Hilfe mehrerer an dem Hause gerade vorübergehen-

den Bekannten mit einer tüchtigen Tracht Prügel bestraft und zur Haustür hinausgeworfen wurde. Tags darauf stand der unheimliche Kerl in der Dämmerstunde wieder an demselben Platze, diesmal mit einem langen Messer bewaffnet. Der „Boy“, der durch den Angstruf der Hausfrau aufmerksam gemacht wurde, begann mit dem Chinesen einen regelrechten Ringkampf und hätte sicher den Kürzeren gezogen ohne die Hilfe des Hausherrn, der gerade hinzueilte und dem Kuli das Messer aus der Hand wand, um ihn dann der Polizei zu übergeben.

Die Erinnerung an dies Erlebnis hatte sich kaum verwischt, als der erwähnte Befehl an alle Europäer erlassen wurde, Dalni sofort den Rücken zuzukehren. Man versetze sich in die Lage einer deutschen Hausfrau, die an die Ufer des Stillen Ozean verschlagen ist, sich in die fremden Verhältnisse gerade einigermaßen eingelebt hat und nun plötzlich, anstatt an ihre Mittagsmahlzeit zu denken, das Notwendigste zusammenraffen muß, um noch rechtzeitig auf den Dampfer zu kommen, der zur Abfahrt bereit lag. Mit ihrem anderthalbjährigen Baby auf dem Arm, dem ersten in Dalni geborenen Deutschen, ging die Fahrt in der nächsten erreichbaren Droschke zum Hafen. Dort stellte es sich aber heraus, daß die Passagiere sich mit einem Kohlendampfer begnügen mußten, auf dem für den Personenverkehr überhaupt keinerlei Einrichtungen vorhanden waren. Mit von Rauch und Kohlenstaub geschwärzten Gesichtern kam die flüchtige Gesellschaft in der denkbar traurigsten Verfassung nach fünf Tagen, die jedermann endlos dünken mußten, in Schanghai an, wo das Ehepaar, das so lange nichts voneinander wußte und die schlimmsten Befürchtungen hegte, schließlich doch ein freudiges Wiedersehen feierte.

Es beruht übrigens auf einem großen Irrtum, wenn

seinerzeit behauptet wurde, daß Dalni ebenfalls beschossen oder gar zerstört wurde. Man vergaß dabei, daß Dalni keine Festung, sondern ein offener Handelshafen ist, in den die Japaner bei ihrem siegreichen Vordringen ohne weiteres einrücken konnten. Sie haben sich in den behaglich eingerichteten Wohnungen mittlerweile häuslich niedergelassen und werden bis zu den Wäsche- und Silberschränken alles vorgefunden haben, was sie zum Leben brauchten, denn den Russen sowie den deutschen Ingenieuren und Kaufleuten blieb nicht einmal so viel Zeit, um wertvolle Andenken mitzunehmen. Sie waren schon froh, mit heiler Haut auf die Schiffe zu kommen. Ist Port Arthur zum Teil in Grund und Boden zerstört, so daß viele Jahre vergehen werden, bis man wieder von einer Stadt dieses Namens sprechen kann, so dürfte Dalni unter der rührigen und klugen Herrschaft der Japaner, falls das Schlachtenglück keine andere Wendung mit sich bringt, vermutlich bald eine neue Blütezeit erleben und der gelben Rasse zu einem wichtigen Ausgangspunkt für ihre weiteren Unternehmungen werden.

P. J. Tschaikowsky.

Neben Anton Rubinstein ist keinem russischen Komponisten außerhalb seines Vaterlandes eine solche Anerkennung zuteil geworden, wie Tschaikowsky, von dem man gegenwärtig mit Recht behaupten darf, daß in seinem Schaffen die slawische Natur ihren reinsten und vollsten Ausdruck im Reich der Töne gefunden habe. Beide Männer, zwischen denen ein Altersunterschied von zehn Jahren lag, standen durch das Verhältnis von Lehrer und Schüler eine Weile in näherem Zusammenhang, gingen aber später ganz verschiedene Wege, so daß sie weder künstlerisch noch menschlich in irgend einem Punkte wieder zusammentrafen. Erst der Tod hat sie einander genähert, denn sie starben im Verlaufe eines Jahres und sind auf demselben Kirchhof, beim Alexander-Newski-Kloster in St. Petersburg, beigesetzt worden, wo so vielen Berühmtheiten aus allen Gebieten der russischen Geschichte ihre letzte Ruhestätte bereitet ist.

Peter Iljitsch Tschaikowsky zeigt innerhalb des Russentums nicht nur in der Musik eine eigenartige Persönlichkeit, die erst nach seinem Tode zu voller Anerkennung gekommen ist, sondern berührt auch in seinem Charakter und seiner Weltanschauung so seltsam, daß es eine dankbare Aufgabe war, den tieferen Zusammenhang zwischen dem Künstler und dem Menschen genauer nachzuweisen. Der eigene Bruder des Verstorbenen, Modest Tschaikowsky, hat es als

eine Pflicht der Pietät empfunden, ihm auf Grund persönlicher Beobachtungen, der Schicksale seiner Werke, des literarischen Nachlasses und zahlreicher Briefe, die sich von ihm fanden, ein Denkmal zu errichten. Trotz der rührenden Liebe, die auch das scheinbar Zufällige und Nebensächliche nicht übersieht, hat er es doch vermieden, in den Ton der Ruhmredigkeit und Überschätzung zu verfallen und fast gar keine Urteile ausgesprochen, sondern in dem ruhigen Fluß der Schilderung die Tatsachen dieser merkwürdigen Künstlerlaufbahn, die so viel Rätselhaftes enthält, für sich selbst sprechen lassen. Die allzu üppigen Auswüchse, an denen die russische Ausgabe des Werkes „Das Leben Peter Iljitsch Tschaikowskys" in seinen drei Bänden (Moskau-Leipzig, bei P. Jürgenson) leidet, sind in der deutschen, von Paul Juon besorgten Übersetzung in wohltuender Weise beseitigt worden, so daß diese sich auf zwei handliche Bände beschränkt.

Die Abstammung und Entwicklung Tschaikowskys scheint alles Lügen zu strafen, was man über die Vererbung künstlerischer Talente und vor allem über das frühzeitige Erwachen des musikalischen Sinnes zu behaupten pflegt. Obwohl man die Familiengeschichte väterlicherseits ziemlich weit, bis zu einem echten rechtgläubigen Russen aus dem Kreise Krementschug, zurückverfolgen kann, läßt sich doch innerhalb seiner Vorfahren und Verwandten niemand nachweisen, dessen musikalische Begabung das Maß des gewöhnlichen Dilettantismus überschritten hätte. Sein Vater, der aus dem Kadettenkorps für Bergbau hervorgegangen war und sich als eine bescheidene, zuverlässige, aber nicht hervorragende Kraft gezeigt hatte, erfreute sich wegen seiner Freundlichkeit und Liebenswürdigkeit einer großen Anzahl guter Bekannter. Im Jahre 1837 wurde er zum Direktor des

Bergwerks Kamsko-Wotkinsk im Gouvernement Wjatka ernannt. Aber sein Verständnis für Kunst und Wissenschaft war nur gering, wenn er es auch noch als achtzigjähriger Greis liebte, allwöchentlich ins Theater zu gehen und sich von jedem Stück bis zu Tränen rühren zu lassen, auch wenn eine solche Wirkung gar nicht beabsichtigt war. Von seiner zweiten Frau, die ihm am 7. Mai 1840 unseres Stils Peter Iljitsch schenkte, pflegte er zu sagen, daß sie wundervolle Augen und außergewöhnlich schöne Hände gehabt habe, wie es solche nicht wieder gab und nie wieder geben wird.

Peter Iljitsch zeigte schon als Kind eine große geistige Regsamkeit bei auffallender Reizbarkeit. Mit Tränen in den Augen verlangte er, viereinhalb Jahre alt, daß man ihn an dem Unterricht der älteren Geschwister teilnehmen lasse, so daß er mit sechs Jahren neben dem Russischen auch Deutsch und Französisch fließend lesen konnte. In seinem Äußern zerstreut und nachlässig, gewann er die Herzen seiner Umgebung durch die große Zärtlichkeit und Anhänglichkeit seines Wesens. Er war aber durch jede Kleinigkeit so leicht zu verletzen, daß er wegen dieses übertriebenen Ehrgefühls für ein richtiges „Porzellankind" galt. Neben der Liebe zu allen Unglücklichen zeichnete ihn eine unbegrenzte Vaterlandsliebe aus, die bis zum Chauvinismus gesteigert war, so daß er einmal die Karte von Europa aufschlug und das russische Reich mit Küssen bedeckte, während er den übrigen Teil unseres Kontinents verächtlich anspie.

Das musikalische Talent, das von allen künstlerischen Anlagen sonst immer am frühesten zu erwachen pflegt, trat bei Tschaikowsky in den Kinderjahren nicht stärker als bei vielen mittelmäßigen Söhnen dieser Erde zutage. Nicht zum Künstler, sondern zum Juristen sollte er herangebildet werden und trat infolgedessen in die Vorbereitungsklasse der

Rechtsschule in St. Petersburg ein. Auf der Schule fand er nirgends musikalische Anregung, und auch in den Briefen, die er von dort schrieb, erwähnt er nur zweimal flüchtig, daß für ihn das Reich der Töne überhaupt vorhanden sei. Die Musik des „Don Juan“ war es, die ihn zuerst tief ergriff und in ihm ein heiliges Entzücken hervorrief. „Durch sie bin ich in jene Welt der künstlerischen Schönheit gedrungen, wo nur die größten Genien leben,“ sagte er später. „Mozart verdanke ich es, daß ich mein Leben der Musik geweiht.“

Mit neunzehn Jahren hatte Tschaikowsky die Juristenschule absolviert und trat in die erste Abteilung des Justizministeriums ein. Er spielte zunächst die Rolle eines liebenswürdigen, fröhlichen und vergnügungssüchtigen jungen Mannes, der sich für alles Schöne und Große interessierte, nur nicht für den Beruf, der ihm aufgedrungen war. Dafür gewann er Freude am Klavierspiel und Gesang und versenkte sich in Klavierauszüge, um die Meisterwerke der westeuropäischen Musik kennen zu lernen. Aber er galt dabei immer nur für einen begabten Dilettanten, und seine Verwandten sahen darin eine unnütze Spielerei.

Er war schon einundzwanzig Jahre alt, als er ernstlich daran dachte, der Jurisprudenz, die ihn sicher, wenn auch bescheiden, ernährte, aufzugeben und sich der musikalischen Laufbahn zu widmen, die so viel Verlockendes, aber auch ebensoviel Ungewisses hatte. Eine Reise, die ihn nach Berlin und Hamburg, London und Paris führte, bestärkte ihn in diesem Vorhaben. Als er im Oktober 1861 heimgekehrt war, schrieb er seiner Schwester: „Ich habe begonnen, den Generalbaß zu studieren, und mache darin gute Fortschritte. Wer weiß, vielleicht wirst du nach drei Jahren meine Opern anhören und meine Arien singen.“

Der Übergang von der Kanzlei mit den Akten zu dem Petersburger Konservatorium vollzog sich in aller Stille, ohne Nervosität und Hast, als ob sich eins aus dem andern notwendig ergäbe. Als er im Jahre 1863 sein Amt im Ministerium niederlegte, hatte er bereits zwei Jahre bei Zaremba Harmonielehre, Kontrapunkt und Formlehre studiert.

In der Klasse für Instrumentationslehre hatte Tschaikowsky Anton Rubinstein zum Lehrer, von dessen wundervollem Klavierspiel und originellem persönlichem Wesen er wie alle andern Schüler bezaubert war. Der Ruhm des in ganz Europa Gefeierten, der scheinbar unerbittliche, in Wahrheit aber von unbegrenzter Herzensgüte erfüllte Ernst, mit dem er die von ihm begründete Anstalt leitete, und das liebevolle Interesse, das er aufstrebenden Begabungen gern entgegenbrachte, ließen ihn für viele als ein Wesen höherer Art erscheinen.

Im November 1865 siedelte Tschaikowsky nach Moskau über, um als Lehrer für Harmonie in das dortige Konservatorium einzutreten. Das Leben der altehrwürdigen Zarenstadt, die mit Recht das Herz Rußlands genannt wird, übte mit seinen neuen Eindrücken und Menschen einen starken, wenn auch zunächst verwirrenden Einfluß auf den Komponisten aus. Noch wichtiger wurde es jedoch für ihn, daß er in dem Direktor dieser Anstalt Nikolai Rubinstein einen treuen Führer und Freund fand, auf den er sich in allen künstlerischen und menschlichen Angelegenheiten unbedingt verlassen konnte. Der um sechs Jahre jüngere Bruder Anton Rubinsteins blieb als genialer Klavierspieler und Pädagoge hinter diesem kaum zurück und hatte sich als Mittelpunkt des ganzen musikalischen Lebens in Moskau eine allgemein anerkannte Stellung errungen. Voll Tem-

perament und Begeisterung für die Aufgabe, die er übernommen hatte, unermüdlich tätig, um jüngere Kräfte heranzuziehen, eine Herrschernatur, die in jedem Kreise ihren Willen durchzusetzen wußte, dabei hilfsbereit bis zur Aufopferung, mit allen Schichten der russischen Gesellschaft befreundet oder bekannt, außerdem gern bereit, die halben oder auch ganzen Nächte im „Englischen Klub" beim Kartenspiel zuzubringen, bildete er für das zarte, empfindliche und leicht einzuschüchternde Naturell Tschaikowskys einen beständigen Antrieb, sich schöpferisch zu betätigen. Peter Iljitsch wohnte bei ihm und arbeitete in einem kleinen Raum neben dessen Schlafzimmer oft bis zum frühen Morgen. Einen ebenso wichtigen Gönner fand er in der Person des Musikverlegers Jürgenson, der, aus kleinen Verhältnissen hervorgegangen, durch die Herausgabe der musikalischen Klassiker Deutschlands sowie der Kompositionen der jüngeren russischen Tondichter sein Geschäft zu einer bedeutenden Höhe gebracht hatte. Er erwarb später fast alle Kompositionen Tschaikowskys für seinen Verlag.

Nikolai Rubinstein ließ es sich nicht nehmen, auch für Tschaikowskys äußeren Menschen zu sorgen, der damals in vieler Beziehung arg vernachlässigt war. Er führte ihn zum Wäschefabrikanten und zum Schneider, lockte ihn von seinem Schreibtisch fort, wenn er sich müde gearbeitet hatte, und brachte ihn in fröhliche Gesellschaft. Erst ganz allmählich gelang es ihm, sich an die neue Umgebung zu gewöhnen und das Gefühl der Vereinsamung, das ihn zunächst niederdrückte, zu überwinden. Durch sein angestrengtes nächtliches Arbeiten schädigte er seine Nerven schon frühzeitig in solchem Maße, daß sich bei ihm beständige Schlaflosigkeit einstellte, die wieder seltsame und gefährliche Wahnvorstellungen hervorrief. Der Arzt, der zu Rat gezogen

wurde, erklärte, daß Peter Iljitsch nur noch „einen Schritt vom Wahnsinn entfernt" sei, und verbot ihm ein für allemal, in der Nacht zu komponieren, was der Patient fortan auch mit strenger Gewissenhaftigkeit unterließ.

Wenn er schließlich einmal Moskau die „liebste Stadt der Welt" nannte, so verließ ihn doch niemals die Sehnsucht nach Petersburg, wo er die Anerkennung seines Talents erwartete. In Wahrheit war er für den Lärm der Großstadt, so wenig er sie seines Berufes wegen entbehren konnte, nicht geschaffen. Ein „himmlisch stilles, ruhiges, glückliches Dasein" schwebte ihm vor, die Unabhängigkeit von äußeren Sorgen, die Freiheit, ungestört schaffen zu können, nach der er ein unstillbares Verlangen trug.

Um diese Zeit, im Frühling 1868, war Desirée Artôt, die berühmte Sängerin, mit ihrer Gesellschaft in Moskau erschienen und im Großen Theater in einer Reihe von Opernvorstellungen aufgetreten. Ihre Erfolge waren so groß, daß sie im Herbst wiederkehrte und durch die Kunst ihres Vortrags, das Lebendige ihres dramatischen Spiels und das Bezaubernde ihrer Persönlichkeit alles hinriß. Zu den wärmsten Verehrern der Künstlerin gehörte Tschaikowsky, der bald mit ihr Freundschaft schloß, ihr eins seiner Klavierstücke widmete und oft in ihrer Gesellschaft gesehen wurde. Weihnachten 1868 richtete der Komponist an seinen Vater einen ausführlichen Brief, in dem er ihm schrieb, daß er die junge Dame liebe und zu heiraten beabsichtige. Erfahrene Freunde, wie Nikolai Rubinstein, sprachen sich gegen diesen Plan offen aus, denn Tschaikowsky war zwei Jahre jünger als die Sängerin und hätte sich zunächst mit der Rolle eines „Mannes seiner Frau" begnügen müssen. Da sie der Bühne um keinen Preis entsagen wollte, wäre Peter Iljitsch in die Unruhe und Aufregungen einer solchen Künst-

lerlaufbahn hineingerissen und vollständig um die Möglichkeit gebracht worden, an seiner Entwicklung weiterzuarbeiten. Dem Komponisten lag schon nach kurzer Zeit das Schicksal seiner ersten Oper „Der Woiwode“ viel mehr am Herzen als seine Braut, und Desirée Artôt war viel zu klug, um das Unhaltbare dieser Situation nicht sofort einzusehen. Sie verheiratete sich gleich darauf in Warschau mit dem Bariton Padilla und unterließ es, ihrem früheren Bräutigam hiervon Mitteilung zu machen. Tschaikowsky schien diese Enttäuschung mit ziemlicher Gelassenheit hinzunehmen, weil er durch die Proben zu seiner Oper sehr in Anspruch genommen war. Aber als die Künstlerin nach einem Jahre wieder in Moskau erschien und im „Schwarzen Domino“ von Auber auftreten sollte, für den er die Rezitative und Chöre bearbeitet hatte, empfand er nur zu sehr, was er an ihr verloren hatte. Ein Freund erzählte damals von ihm, wie er beim Erscheinen der Künstlerin das Opernglas vor die Augen hob und es während der ganzen Vorstellung nicht wieder absetzte, obwohl er schwerlich etwas sehen konnte, da ihm die Tränen unaufhörlich über die Wangen gelaufen seien.

Die Frau, die auf Tschaikowskys künstlerische Entwicklung den stärksten und wohltuendsten Einfluß ausüben sollte, war Nadeshda Filaretowna von Meck. Als sie an Tschaikowsky im Frühjahr 1877 den ersten Brief schrieb, war sie vor kurzem Witwe geworden und Mutter von elf Kindern, von denen sieben in ihrem Hause wohnten. Ihr Mann war ursprünglich Ingenieur des Verkehrswesens und mußte sich mit seinem Gehalt aufs äußerste einschränken. In dieser schweren Zeit zeigte diese Frau eine ungewöhnliche Klugheit und Willenskraft, indem sie alle Sorgen, die ihr durch die Erziehung der Kinder und die Verwaltung ihres

Hausstandes erwuchsen, ohne Murren auf sich nahm und nach ihrem Geständnis Amme, Kinderfrau, Lehrerin, Näherin und Kammerdiener in einer Person war. Trotzdem drang sie in ihren Mann, daß er dem Staatsdienst entsagen möge, bei dem beide geistig zu verkümmern drohten. Von Meck, der kein Vermögen besaß, erfüllte diesen Wunsch nicht ohne ernste Bedenken, warf sich aber auf Eisenbahn-unternehmungen, und zwar mit solchem Glück, daß er es dabei allmählich zu einem Vermögen von sieben Millionen Rubel brachte. Bei seinem Tode war die Frau fast sechs-undvierzig Jahre alt, durch die Entbehrungen ihrer Jugend-jahre in ihrem Charakter gestählt, aber durch den Reich-tum, der ihr später zuströmte, nicht übermütig gemacht, eine selbstbewußte, energische Persönlichkeit, die alles Schwächliche und Verschwommene, Kleinliche und Gewohn-heitsmäßige mit männlicher Bestimmtheit von sich wies und sich nach einer hohen Aufgabe sehnte, für die sie wirken und schaffen könnte. Von ihrem Vater hatte sie die Liebe zur Musik ererbt und sich durch ihr Klavierspiel eine über das Alltägliche weit hinausragende Kenntnis der musika-lischen Literatur angeeignet. Besonderes Interesse zeigte sie für Tschaikowsky, nicht nur für sein künstlerisches Schaffen, sondern auch für seine Persönlichkeit. Durch den Geiger Joseph Kotek, den sie für ihre musikalischen Abende ge-wonnen hatte, und der ein Schüler Tschaikowskys war, erfuhr sie, daß dieser beständig mit materiellen Sorgen zu kämpfen habe, und bestellte bei ihm durch Kotek gegen ein sehr ansehnliches Honorar Arrangements seiner Komposi-tionen für Geige und Klavier. Tschaikowsky fühlte sich durch diesen Beweis von Interesse für seine Kunst und Person zu lebhaftem Dank verpflichtet, den er ihr aber immer nur durch seinen Schüler ausrichten lassen konnte. Nadeshda

Filaretowna hatte nämlich jeden gesellschaftlichen Verkehr aufgegeben und lebte nur ihrer Häuslichkeit und der Erziehung ihrer minderjährigen Kinder. Selbst vor ihrer Schwester und ihrem Schwager, deren Tochter mit einem ihrer Söhne verheiratet war, ließ sie sich nicht sehen. Nur Nikolai Rubinstein hatte das Vorrecht, sie zu besuchen.

Das Seltsame und gerade Unfaßbare dieser Beziehung lag aber darin, daß auch Tschaikowsky seine Gönnerin und Wohltäterin niemals gesprochen hat, obwohl sich zwischen ihnen ein reger Briefwechsel entspann und sie längere Zeit in derselben Stadt, in Moskau, wohnten. Trafen sie sich im Theater, bei Konzertaufführungen oder sonst einer Gelegenheit, so kam es zu keinem Wort oder Blick, zu keinem noch so flüchtigen Gruß. „Wenn sie sich zufällig begegneten, so gingen sie aneinander vorüber wie zwei ganz fremde Menschen. Sie verkehrten nie anders als nur schriftlich und starben beide, ohne daß einer jemals des andern Stimme gehört hätte," sagt Modest Tschaikowsky in der Biographie seines Bruders.

Dabei steigerte sich gleich in den ersten Briefen der Dank der Frau für die schnelle Erfüllung des Auftrages zu dem Bekenntnisse, daß die Musik Tschaikowskys für sie den Gegenstand höchsten Entzückens bilde, und daß sie nur von der Furcht erfüllt sei, deswegen vor ihm lächerlich zu erscheinen. Wie ein verliebtes junges Mädchen bittet sie ihn mit einer Bescheidenheit und Innigkeit, als ob es sich um etwas schwer zu Erfüllendes handle, um seine Photographie mit Unterschrift und gesteht, daß sie fast zu jeder Zeit wisse, was er tue, wie er sich befinde, worin seine Wünsche und Abneigungen, seine Vorzüge und Schwächen bestehen. So bezaubert sie jedoch von seiner Musik war, so sehr fürchtete sie sich vor seiner persönlichen

Bekanntschaft, als ob sie Angst vor einer schweren Enttäuschung gehabt hätte. In den Briefen aber findet die seelische Verwandtschaft dieser beiden, deren Empfindungsleben bis zur wahren Scheu vor Menschen krankhaft gesteigert war, und von denen der eine nur durch künstlerische Arbeit, die andere nur durch künstlerisches Genießen sich über ein unbefriedigtes Dasein hinwegtäuschen konnte, den wärmsten und beredtesten Ausdruck.

Tschaikowskys Beziehung zu dieser Frau hatte ein halbes Jahr gewährt, als er sich zu einem Schritt verleiten ließ, der ihn an den Rand der Verzweiflung brachte, zugleich aber auch die Güte und Opferfreudigkeit seiner Gönnerin noch mehr als bisher erkennen ließ. In unbegreiflicher Schwäche verheiratete er sich mit einem Mädchen, das ihm in einem Briefe ihre Liebe gestanden hatte, für die er aber selbst nur Sympathie und Dankbarkeit empfand. Er sagte es ihr ganz offen, wie es mit seinem Herzen, seinem Charakter, der Reizbarkeit seines Temperaments und dem Ungewissen seiner Zukunft stehe. Mit Zittern gab er seine Freiheit auf und führte das Mädchen, das nicht mehr jung, ohne Mittel und ohne das Naturell einer Künstlerfrau war, vor den Altar. Die unmittelbare Folge dieser Ehe war geradezu entsetzlich. Schon nach acht Tagen sah Tschaikowsky das Unvernünftige seiner Handlungsweise ein. Er verlor die Kraft zum Schaffen, glaubte tatsächlich, wahnsinnig zu werden, und reiste allein aufs Land, um an seiner Oper „Eugen Onegin" weiterzuarbeiten. Als er nach einigen Wochen in Moskau mit seiner Frau wieder zusammentraf, erkrankte er plötzlich und reiste, wiederum allein, nach Petersburg. Dort erlitt er einen heftigen Nervenanfall und verfiel in eine Bewußtlosigkeit, die fast vierundzwanzig Stunden anhielt. Die Ärzte verordneten als

einziges Mittel zur Genesung eine sofortige Reise ins Ausland. Die Ehe wurde getrennt, um die beiden Menschen nicht noch unglücklicher werden zu lassen, als sie bereits waren.

In diesem Zustand tiefster Niedergeschlagenheit, als Tschaikowsky in Clarens am Genfer See durch die Wiederaufnahme seiner Arbeit und im Verkehr mit einer herrlichen Natur allmählich die ersehnte Genesung fand, bot ihm Frau von Meck in Worten, die von zartester Fürsorge Zeugnis ablegten und alles Beschämende für den Empfänger zerstreuten, eine jährliche Beihilfe von sechstausend Rubel an. Von diesem Augenblick begann sich der Lebensweg des Komponisten zu ebnen. Noch eben seelisch und materiell schwer bedrückt und von dem Gedanken gequält, daß er seine Lehrtätigkeit am Moskauer Konservatorium nicht wieder aufnehmen könne, sah er sich als freier Mann seiner Kunst im beglückenden Gefühl der Schaffenskraft zurückgegeben und ahnte, daß ihm fortan der Erfolg zur Seite stehen werde.

Ende Oktober 1877 nahm Tschaikowsky vom Genfer See, von den Bergen Savoyens und dem Dent du midi Abschied, um einen kurzen Abstecher nach Paris zu unternehmen. Von dort reiste er über Mailand und Florenz nach Rom, wo er innerlich zur Ruhe zu kommen hoffte, begab sich nach Venedig und Wien, kehrte Anfang Dezember nach Italien zurück und hielt sich Weihnachten in San Remo auf. Von allen diesen Orten schrieb er seiner Freundin ausführliche Briefe über die Eindrücke von Natur und Kunst, die ihn umgaben, über die Tagesereignisse, die ihn beschäftigten, wie über den damals ausbrechenden russisch-türkischen Krieg, vor allem aber über seine Tätigkeit als Komponist. Sein ganzes Streben war darauf gerichtet, jene seelische Ruhe zu gewinnen, die ihm unentbehrlich zum Schaf-

fen war, in der er sich aber durch äußere Eingriffe beständig bedroht sah. Ein lästiger Besuch, ein ausbleibender Brief, sogar das Schlagen der Uhr konnten ihn unter Umständen zur Verzweiflung bringen. Das Anerbieten, das Amt eines russischen Delegierten für Musik auf der Pariser Weltausstellung 1878 anzunehmen, lehnte er ab und machte sich zugleich darüber Vorwürfe, daß man ihm diese Weigerung übelnehmen und seinen reizbaren Zustand für Verstellung halten könnte. Italien bezauberte ihn, aber für immer dort zu leben, wäre ihm die größte Strafe gewesen, denn er konnte seine nordische Heimat nicht vergessen und fühlte sich auch im Anblick der ewigen Kunstwerke als Russen, dem die heimatliche Steppe unentbehrlich war.

Vor allem sammelt er seine ganze Kraft auf zwei neue große Werke, die vierte Symphonie und die Oper „Eugen Onegin", die er während dieser Zeit vollendete. Von jener gibt er Frau von Meck eine ausführliche, nur für sie bestimmte Analyse und schildert den fieberhaften Zustand, in dem er sich jedesmal befindet, wenn in ihm ein neuer musikalischer Gedanke auftaucht und nach Gestaltung ringt. Von der Oper, die später mit so beispiellosem Erfolg über die russischen Bühnen gehen sollte, glaubt er nicht, daß sie jemals auf dem Theater Glück machen könne. Viel besser würde ihm eine Darstellung auf der Bühne des Konservatoriums mit den Schülern der Anstalt zusagen. Aber auf den Ruhm als solchen „spuckt" er und beeilt sich, diese echt russische Redensart ein Dutzend mal zu wiederholen. Nur das Schaffen in völliger Abgeschlossenheit kann ihm Befriedigung gewähren. Leider griff er schon damals, um sich in die richtige Stimmung zu versetzen, häufiger zur Kognakflasche, als es seiner Gesundheit zuträglich war. Je mehr er seinen Geist anspannte, desto mehr untergrub er seine Gesundheit.

Die unter so seltsamen Umständen geschlossene und gepflegte Freundschaft zwischen dem Komponisten und seiner Gönnerin fand, nachdem sie dreizehn Jahre hindurch ungetrübt bestanden hatte, ein plötzliches und rätselhaftes Ende. Wiederholt hatte Frau von Meck darüber Andeutungen gemacht, daß sie von finanziellen Einbußen betroffen sei, aber auch stets hinzugefügt, daß der für Tschaikowsky bestimmte Ehrensold hierdurch in keiner Weise berührt werden könne. Nachdem sie dies Versprechen noch im Sommer 1900 in der bisherigen Weise erfüllt hatte, erklärte sie ihm jedoch im September desselben Jahres, daß sie völlig ruiniert und infolge davon nicht mehr imstande sei, ihn zu unterstützen. Tschaikowsky ward durch diese Mitteilung äußerst bestürzt und glaubte als schlechter Rechner, der er stets war, sich allerlei Entbehrungen auferlegen oder gar fürs Brot arbeiten zu müssen, obwohl seine Einnahmen gerade in jener Zeit bedeutend waren und durch den Erfolg seiner Oper „Pique-Dame" noch wesentlich vermehrt wurden. Er machte aber von dieser überflüssigen Sorge seiner Wohltäterin keinerlei Andeutung, betonte vielmehr, daß er es niemals vergessen könne, wie sie ihn durch ihre Freundschaft und Unterstützung vor dem Untergang gerettet habe, und nahm es als selbstverständlich an, daß ihr geistiger Verkehr unter dieser Schicksalswendung nicht leiden dürfe. Frau von Meck ließ ihm jedoch darauf keine Antwort zukommen, und wenn sie früher an den geringsten Kleinigkeiten, die ihren Schützling betrafen, den wärmsten Anteil nahm, blieb sie jetzt selbst seinen größten Erfolgen gegenüber völlig stumm. Hatte sie nur für das Ringende und Sorgenvolle in dem Künstler Interesse, nicht auch für seinen fertigen Ruhm? Oder war sie in einen Zustand geistiger und seelischer Verwirrung geraten, der ihr Bewußtsein trübte? Tatsächlich war sie nach

wie vor eine reiche Frau. Tschaikowsky suchte nach allen möglichen Erklärungen für dies Verhalten, das sein Selbstgefühl aufs tiefste kränkte, und verlor völlig die Fassung, als es auch einer Mittelsperson nicht gelang, den abgebrochenen brieflichen Verkehr wiederherzustellen. Frau von Meck erkrankte aber zu jener Zeit an einem Nervenleiden, das sie langsam dahinsiechen ließ. Sie war eine Sterbende, als sie die Nachricht erhielt, daß ihr Freund dahingegangen sei, und folgte ihm im Januar 1894 in die Ewigkeit. Wie tief sich aber das Bild der edlen Frau der Phantasie Tschaikowskys eingeprägt hatte, beweist, wie sein Bruder mitteilt, daß er auf dem Sterbebette immer ihren Namen wiederholte, und daß dieser das einzige Wort blieb, das bei den unartikulierten, im Fieber ausgestoßenen Lauten deutlich zu verstehen war.

Ähnliche seelische Erregungen, wie sie Tschaikowsky durchzumachen hatte, als er sich von der Jurisprudenz lossagte und zum Studium der Musik überging, stellten sich bei ihm ein, als er mit dem Entschluß rang, seine Stellung am Konservatorium niederzulegen und als frei schaffender Künstler von einem festen Arbeitsplan und Aufenthaltsort unabhängig zu sein. Er wurde immer reizbarer gegen seine Umgebung und las aus allem, selbst aus den schmeichelhaftesten Äußerungen, Mangel an Anerkennung oder gar feindselige Absichten heraus. Wie krankhaft diese Empfindlichkeit war, geht daraus hervor, daß er von einzelnen absprechenden Kritiken, wie sie unter anderem Hanslick veröffentlicht hatte, so stark beeinflußt wurde, daß er sie auswendig wußte und häufig hersagte.

In einem Brief an seine Freundin meinte er einmal:

„Ich genieße zwar den Ruf der Bescheidenheit, ich muß Ihnen aber ganz im geheimen beichten, daß meine Bescheidenheit nichts andres ist als ein verkappter und sehr großer Ehrgeiz. Unter allen

lebenden Musikern gibt es nicht einen einzigen, vor dem ich gutwillig mein Haupt neigen würde. Die Natur, die mich mit so viel Stolz ausgestattet, hat mir gleichzeitig das Geschick versagt, meine Ware ins rechte Licht zu setzen. Je ne sais pas me faire valoir. Ich verstehe es nicht, meinem Ruhm aus eigner Initiative entgegenzugehen, und ziehe es vor, abzuwarten, bis er selbst zu mir kommt."

Um so dankbarer war Tschaikowsky, wenn Männer von Bedeutung aus freiem Antrieb an seinem künstlerischen Schaffen Anteil nahmen. Als er, um seinem beständigen Geldmangel abzuhelfen, im März 1871 in Moskau ein Konzert veranstaltete, bei dem F. Laub an der Spitze des Quartetts der russischen musikalischen Gesellschaft, Nikolai Rubinstein und die ausgezeichnete Sängerin Frau E. Lawrowskaja in seinen Kompositionen mitwirkten, befand sich unter den Zuhörern auch Turgenjew, der sich für den Komponisten sehr interessierte und von ihm bereits im Auslande viel gehört hatte. Das bloße Erscheinen des gefeierten Mannes, der mit westeuropäischer Bildung gesättigt war, und sich in seinen Erzählungen als einen so feinen Kenner der Musik gezeigt hatte, genügte, um ein günstiges Vorurteil für den Erfolg dieses Abends bei den Zuhörern zu erwecken. Neun Jahre später wohnte Turgenjew in Moskau ebenfalls einem Konzert Tschaikowskys bei, der mittlerweile ein berühmter Mann geworden war. In einer seiner ergreifendsten, kurz vor seinem Tode verfaßten Novellen „Nach dem Tode" (in der deutschen Übersetzung „Klara Militsch") schildert der Dichter, was Modest Tschaikowsky in seinem biographischen Werk zu erwähnen vergessen hat, einen solchen musikalischen Abend und den Eindruck von Mignons Lied „Nur wer die Sehnsucht kennt" in der Komposition von Tschaikowsky auf das Gemüt eines krankhaft veranlagten Mannes.

Im Herbst 1876 trat Tschaikowsky in nähere Beziehungen zu dem Grafen L. N. Tolstoi, für den er seit dem Erscheinen seiner ersten dichterischen Arbeiten eine besondere Verehrung hegte, und dessen großen Roman „Krieg und Frieden" er als Nationalepos der Russen über alles liebte. Er stellte sich die Erscheinung des Mannes, der so tief im Herzen seines Volkes zu lesen wußte, als etwas Phantastisches und Ungeheuerliches vor, um so mehr als man von der Persönlichkeit des Dichters damals noch wenig wußte und Bilder von ihm nicht annähernd so verbreitet waren wie heute. Der Komponist bekannte zehn Jahre später, daß er vor der Begegnung mit Tolstoi eine namenlose Furcht empfunden habe, weil er glaubte, daß dieser selbst in die geheimsten Winkel seiner Seele dringen und auch nicht das geringste Schlechte darin verborgen bleiben würde, so daß es müßig wäre, ihm nur die guten Seiten zeigen zu wollen.

„In Wirklichkeit kam es aber ganz anders," fährt Tschaikowsky fort. „Der größte aller Menschenkenner erwies sich im Umgang mit seinen Mitmenschen als ein sehr einfaches, herzlich, aufrichtiges, liebevolles Wesen, dem gar nichts daran gelegen schien, jene Allwissenheit, die ich so sehr fürchtete, vor jedermann zu betonen; er schonte durchaus nicht die kranken Stellen, tat aber andrerseits wissentlich nie einem Menschenherzen weh."

Die Unterhaltung bewegte sich vorzugsweise um Musik, wobei Graf Tolstoi sich als ausgesprochenen Gegner Beethovens bekannte, dessen Genialitat er durchaus bezweifelte. „Das ist allerdings ein Zug, unwürdig eines großen Mannes," meinte Tschaikowsky. Er bat seinen Freund Nikolai Rubinstein, dem berühmten Gast zu Ehren im Konservatorium einen Musikabend zu veranstalten. Bei dieser Gelegenheit gelangte auch des Komponisten Andante aus dem D-dur-Quartett zum Vortrag, wobei Tolstoi vor Rüh-

rung in Tränen ausbrach. Tschaikowsky schrieb damals in sein Tagebuch: „Nie in meinem Leben war mein Ehrgeiz so über und über befriedigt — nie war mein Autorenehrgeiz so beglückt wie damals, als L. Tolstoi, neben mir sitzend, den Klängen meines Andante lauschte und Tränen über Tränen seinen Augen entflossen."

Merkwürdig, daß die Beziehungen zwischen diesen beiden Männern nicht weiter gepflegt wurden. Als „Anna Karenina" im „Russischen Boten" erschien, äußerte sich Tschaikowsky seinem Bruder Modest gegenüber sogar sehr abfällig. Außerdem konnte er sich mit dem Philosophen in Tolstoi niemals befreunden. In seinem Tagebuch finden wir 1886 nach dem Erscheinen von „Was ist mein Glaube?" folgende Stelle:

„Warum, denke ich, muß dieser Mann, der die köstliche Gabe besitzt, die Seele eines Menschen so wundervoll harmonisch zu stimmen, der die Kraft hat, unsre schwachen Köpfe zum Begreifen und Verstehen der geheimsten Winkel der Ethik zu zwingen — warum muß dieser Mann den Moralprediger spielen, warum will er unser Lehrer und Vormund sein? Früher konnte er durch die einfache Erzählung eines gewöhnlichen, alltäglichen Vorgangs den stärksten Eindruck hinterlassen. Das, was da zwischen den Zeilen zu lesen, war eitel Liebe zu seinen Mitmenschen, eitel Mitleid zu ihrer Hilflosigkeit, Vergänglichkeit, Winzigkeit... Aber aus allen seinen jetzigen Schriften weht ein kalter Luftzug; man empfindet eine gewisse Furcht und fühlt, daß auch er ein Mensch sei, d. h. ein Wesen, welches gegenüber unsrer Bestimmung, dem Zweck und Ziel des ganzen Daseins, Gott und Religion gegenüber ebenso hoffärtig eingebildet, aber auch ebenso unwissend und gering ist wie ein Insekt, das an einem warmen Julitag geboren wird, um gegen Abend für ewig zu verschwinden. Der frühere Tolstoi war ein Gott, der jetzige — nur ein Priester."

Es entsprach der träumerischen und empfindlichen Natur Tschaikowskys, der bei jeder Berührung mit der Wirklich-

keit wie eine Mimose ängstlich zusammenzuckte, von dem Gedanken an die Vergänglichkeit alles Irdischen melancholisch niedergedrückt wurde und sich frühzeitig mit Todesahnungen trug, seine unmittelbar empfangenen Eindrücke und Erlebnisse in Form von Tagebuchnotizen festzuhalten. Er hoffte, mit diesen Selbstbetrachtungen einen Schatz für sein Alter zusammentragen und die entschwundene Jugend beim Durchblättern der Hefte noch einmal durchleben zu können. Wie Modest Tschaikowsky mitteilt, hatte er sich dabei ein System von kurzen Skizzen und abgerissenen Sätzen gebildet, die niemandem außer ihm verständlich waren. Aber die Betrachtungen über seine Kindheit und Jünglingsjahre erweckten in ihm später ein gewisses Gefühl von Scham, und er vernichtete sie, um sich in Zukunft nur an Tatsächliches zu halten. Doch auch diese Beichte fing an, ihn zu beunruhigen, und er nahm seinem Bruder das Wort ab, das meiste von diesen Blättern nach seinem Tode zu verbrennen. Selbst damit nicht zufrieden, übergab er einen großen Teil seiner Notizen selbst den Flammen, so daß sich in seinem Nachlaß nur wenig Material dieser Art vorfand, das aber immerhin für die Beurteilung seines Charakters, seines Sinnens und Ringens, seiner Hoffnungen und Enttäuschungen von Wert ist.

Große Freude machte es ihm, als nach der Aufführung seiner zweiten Sinfonie und der Oper „Opritschnik" in Petersburg sein Schaffen auch außerhalb Rußlands Beachtung fand. Als die russische Nationaloper „Das Leben für den Zaren" von Glinka in Mailand zum erstenmal aufgeführt wurde, machte Hans v. Bülow in einer an die „Allgemeine Zeitung" gerichteten Korrespondenz (1874) auf Tschaikowskys Streichquartett, seine Klavierkompositionen und vor allem auf seine Ouvertüre zu „Romeo und Julia" auf-

merksam: „Vermöge seiner Vielseitigkeit wird dieser Komponist vor der Gefahr geschützt sein, einer Nichtbeachtung im Auslande anheimzufallen, wie sie dem mit vaterländischem Ruhme zufriedengestellten Glinka zuteil geworden ist.“ Tschaikowsky widmete sein im Jahre 1874 komponiertes Klavierkonzert Bülow an Stelle Nikolai Rubinsteins, dem diese Arbeit ursprünglich zugeeignet war, der sich aber darüber sehr abfällig geäußert hatte, während Bülow sie wegen der edlen, kraftvollen und originellen Ideen das vollkommenste unter den ihm bekannten Werken Tschaikowskys nannte.

Nur der eine, der ihn als Künstler am besten kennen mußte, an dessen Urteil ihm am meisten gelegen war, blieb ihm dauernd fremd — Anton Rubinstein. Vergeblich hat es die zarte, für alles Große empfängliche Seele Tschaikowskys versucht, sich durch die Bewunderung seines Lehrmeisters dessen Wertschätzung und Freundschaft zu erringen. Sein Bild sowie ein Porträt des unglücklichen Ludwigs XVI. von Frankreich bildeten lange Zeit den einzigen Schmuck seiner Behausung. Er hat es immer als den Schmerz seines Lebens empfunden, daß er der Persönlichkeit Rubinsteins, so sehr er sich darum auch bemühte, nie näher treten durfte, von ihm niemals ein Wort der Aufmunterung zu hören bekommen, ja nicht einmal einen Brief empfangen sollte.

Im Frühling 1878 schreibt er seiner Gönnerin aus Clarens:

„Sie sprechen von A. Rubinstein. Wie kann ich mich ihm gleichstellen? Er ist doch gegenwärtig der größte Pianist der Welt. In ihm hat sich ein außerordentlicher Virtuos mit einem begabten Komponisten vereinigt, so daß der letztere vom ersteren sozusagen auf den Schultern getragen wird. Ich werde bei Lebzeiten nicht den zehnten Teil dessen erreichen, was Rubinstein erreicht hat. In betreff Rubinsteins möchte ich Ihnen noch folgendes sagen: In

seiner Eigenschaft als mein Lehrer kennt er meine musikalische Natur besser als irgend ein andrer, so daß er meinen Ruf im Auslande sehr fördern könnte. Zum Unglück hat sich diese Größe mir gegenüber stets sehr hochmütig, ja verachtend verhalten. Kein andrer hat meinem Ehrgeiz schmerzlichere Wunden beigebracht als er. Äußerlich war er stets liebenswürdig und freundlich zu mir. Durch diese Liebenswürdigkeit und Freundlichkeit ließ er aber hindurchschimmern, daß ich ihm nicht einen Groschen wert sei."

Als ich im Jahre 1892 meine Biographie Anton Rubinsteins schrieb und Tschaikowsky um Auskunft über seine persönlichen Beziehungen zu seinem ehemaligen Lehrer bat, hat er sich über diesen für ihn so empfindlichen Punkt in seinem Antwortschreiben mit einer Ausführlichkeit und Offenheit ausgesprochen, die ihm zu großer Ehre gereichen. Tschaikowsky klagte mir in dem erwähnten Brief, den sein Bruder in dem biographischen Werk wieder abgedruckt hat, daß sich der Abgrund zwischen Anton Rubinstein und ihm im Laufe von fast dreißig Jahren nur noch erweitert habe, und fügte hinzu:

„Ich wurde als Professor in Moskau der wahre Freund Nikolai Rubinsteins und hatte das Glück, Anton von Zeit zu Zeit zu sehen. Ich habe ihn fortdauernd immer verehrt und in ihm den größten Künstler und den edelsten Menschen gesehen — aber ich bin niemals sein Freund geworden und werde niemals sein Freund werden. Dieser große Fixstern zieht immer durch meinen Himmel — aber immer, wenn ich sein Leuchten bemerke, fühle ich ihn weit von mir."

Tschaikowsky drückte am Schluß seines Briefes die Überzeugung aus, daß Anton Rubinstein seine Musik nicht liebe und sich von seiner Persönlichkeit abgestoßen fühle.

Es lag in der Tat eine ganze Welt zwischen der ungebrochenen, männlichen, lebensfrohen Kraft Rubinsteins, der gar keine Nerven zu kennen schien, obwohl er die feinsten besaß, und der reizbaren, fast weiblichen Empfindlichkeit

Tschaikowskys, der sich von der Wirklichkeit des Lebens wie von einer Brennessel berührt fühlte, zwischen dem Weltbürger, der überall zu Hause war und an seinem Frühstückstisch im Hotel eine Unterhaltung in vier Sprachen führte, und dem ausschließlichen Russen, der auch beim Anblick der Sixtinischen Madonna und beim Durchwandern der Peterskirche immer den Wind über seine heimatlichen Steppen wehen hörte und von dem Leben in einem kleinen russischen Dörfchen träumte, wo die Bauern beim Pflücken der Beeren ihre sanft verklingenden Volkslieder anstimmten, zwischen dem Liebling der Gesellschaft, der ohne Frauen nicht leben konnte, und dem verlegenen, ängstlichen Manne, der plötzlich verstummte, wenn ihn schöne Augen zärtlich anblickten, dem der „große Wurf" so wenig gelang, daß er darüber fast den Verstand verloren hätte, zwischen dem musikalischen Wunderkind, das schon mit zehn Jahren den Beifall der Menge begierig aufsog, und dem ernsten Beamten, der erst in reifen Jahren den Sprung in das Ungewisse des künstlerischen Schaffens unternahm. Diese beiden Persönlichkeiten konnten wohl dieselbe Straße wandern, aber nicht unmittelbar nebeneinander hergehen. Sie konnten sich achten, aber sie hatten sich im Grunde nur wenig zu sagen. Der eine hatte den Blick immer nach Petersburg gerichtet, wo das Russentum die Farbe der westeuropäischen Bildung annimmt, der andere lebte mit seinem ganzen Denken und Fühlen in Moskau und wurzelte in dem altslawischen Wesen, der sich durch die Jahrhunderte dort rein erhalten hat.

Ganz verständnislos steht Tschaikowsky einem Manne wie Brahms gegenüber. Beim Erscheinen von dessen erster Sinfonie sagt er: „Für mich hat er gar keinen Reiz. Ich finde, daß er sehr dunkel und kalt ist, dabei voller Prätension, aber ohne rechte Tiefe." In der krankhaften Stim-

mung, in der er sich im Frühling 1878 während seines Aufenthalts in Clarens befand, spricht er ihm sogar jede schöpferische Kraft ab und macht kein Hehl daraus, daß er sich viel höher schätze als ihn. Februar 1880 sucht er in einem andern Brief an Frau von Meck nach Worten, um auszudrücken, weshalb ihm die Musik von Brahms antipathisch sei.

„Ich will sagen, daß er niemals etwas ausspricht, und wenn er es ausspricht, so spricht er es nicht voll und ganz aus. Künstlich zusammengeklebte Teilchen eines unbestimmten Etwas bilden seine Musik. Die Zeichnung entbehrt der Prägnanz, des Kolorits und des Lebens. Eigentlich müßte ich, unabhängig von irgendwelchen Beschuldigungen, einfach bekennen, daß Brahms als musikalische Persönlichkeit mir antipathisch ist. Ich kann ihn nicht verdauen, er läßt mich kalt. Das ist eine rein instinktive Empfindung."

Als er später mit Brahms in Wien zusammenkam, konnte er sich der Liebenswürdigkeit seines Wesens nicht entziehen und mußte bekennen, daß die in seiner Gesellschaft verbrachten Stunden in ihm eine überaus angenehme Erinnerung zurückgelassen hatten. Auffallend ist es nur, daß er ihm die charakteristischen Züge eines Germanen abspricht und bei seinem Anblick weit mehr an einen gutmütigen, schönen, nicht mehr jungen russischen Priester, an den Typus eines rasseechten Großrussen erinnert wird. Ratlos steht er der ersten Aufführung des „Rings" in Bayreuth, August 1876, gegenüber. Bei der Vorstellung des „Rheingold" machte nur die bewunderungswürdige Ausstattung Eindruck auf ihn. „In musikalischer Beziehung," fährt er fort, „ist es ein unglaublicher Unsinn, in dem jedoch hin und wieder sehr schöne, ja entzückende Momente aufblitzen." Er konnte das Getümmel der Menschen in Bayreuth während der Festspieltage, die Unbequemlichkeit des Lebens in der kleinen Stadt, den Aufenthalt in dem verfinsterten Zuschauerraum

kaum ertragen und verfiel wieder in jene nervöse Abspannung, bei der ihm die sofortige Rückkehr nach Rußland als einziges Heilmittel erschien. Obwohl er mit der Tetralogie nichts anzufangen wußte, schwingt er sich zum Schluß doch zu dem Geständnis auf, daß sie ein „welterschütterndes Ereignis, ein epochemachendes Kunstwerk" bedeute.

Von ähnlicher Unsicherheit zeugt alles, was er später über Richard Wagner sagt. Bald findet er einzelnes groß und herrlich, bald nennt er den Dichterkomponisten einen Don Quichotte, der seine Kraft bei der Jagd nach dem Unmöglichen aufbiete, während er nach seiner Meinung im Grund Sinfoniker sei und ein ganzes Meer musikalischer Schönheit aus sich hervorzaubern könnte. Den „Lohengrin" bezeichnet er als die Krone aller Wagnerschen Schöpfungen und meint, daß nachher der Niedergang seines Talentes begonnen habe, das durch den „satanischen Stolz dieses Menschen" erstickt worden sei. Nach einer Aufführung von „Tristan und Isolde", die er Silvester 1882 in Wien hörte, kam er sogar zu dem Schluß, daß Wagner trotz seiner außerordentlichen schöpferischen Begabung, trotz seines scharfen Verstandes, trotz seines dichterischen Talentes und seiner umfassenden Bildung um die Kunst überhaupt und die Oper im besonderen nur negative Verdienste habe. Das Höchste leistet er aber mit dem Satz: „Was das dramatische Interesse seiner Opern anbelangt, so ist es in meinen Augen sehr gering, manchmal sogar kindisch naiv."

Je weniger er zum Urteil über die Schöpfungen anderer berufen war, desto sicherer ging er um diese Zeit seinen eigenen Weg, um einem der populärsten Werke der russischen Poesie musikalisches Leben einzuhauchen.

Im Frühling 1877 war er bei der Sängerin, Frau Lawrowskaja, die beim Gespräch über Operntexte plötzlich

die Bemerkung fallen ließ: „Wie wäre es mit ‚Eugen Onegin'?" Tschaikowsky fand die Idee, die berühmte poetische Erzählung Puschkins in Musik umzusetzen, zunächst kurios, und er erwiderte auf diesen Vorschlag nichts. Später aber, als er in einem Restaurant allein zu Mittag aß, begann er darüber nachzudenken und nun fand er die Idee gar nicht so absurd. Er las die Werke des Dichters, und zwar mit solchem Entzücken, daß er eine schlaflose Nacht verbrachte und das „Szenarium einer köstlichen Oper mit Puschkins Text" gefunden zu haben meinte.

„Du glaubst nicht," schreibt er seinem Bruder Modest, „wie wild ich auf dieses Sujet bin. Wie froh ich bin, den üblichen Pharaos, äthiopischen Prinzessinnen, Vergiftungen und dergleichen Puppengeschichten aus dem Wege gegangen zu sein. Welche Fülle von Poesie ‚Onegin' birgt! Ich bin durchaus nicht verblendet, ich weiß genau, daß die Oper zu wenig Handlung, zu wenig Bühneneffekte haben wird, aber der große Poesiereichtum, die Lebenswahrheit und Einfachheit der Vorgänge sowie die genialen Verse Puschkins wiegen gewisse Mängel sicherlich auf."

Er sucht ein intimes, aber erschütterndes Drama, das auf dem Konflikt solcher Stimmungen beruht, wie er selbst sie durchgemacht oder gesehen hat. Er fühlt im voraus, daß seine Oper keinen Erfolg haben werde bei der gemeinen Routine, die auf den Hoftheatern eingerissen sei. Deshalb wolle er sie dem Marientheater nicht nur nicht einreichen, sondern jede Aufführung an dieser Bühne zu verhindern suchen und sie viel lieber der Bühne des Konservatoriums anvertrauen. In der Tat erfolgte die erste Aufführung durch die Schüler des Moskauer Konservatoriums im dortigen Kleinen Theater im März 1879, aber merkwürdigerweise ohne besonderen Erfolg. Allerdings muß zugegeben werden, daß die jugendlichen Kräfte, die dem Komponisten zur Verfügung standen, nicht ausreichten, dies

Werk in seinem vollen musikalischen Glanz zu zeigen, und daß die Zusammenstellung des Librettos nach der Puschkinschen Dichtung, die allen Zuhörern als etwas Heiliges und Unantastbares erschien, für eine unerhörte Kühnheit angesehen wurde. Selbst Anton Rubinstein, der zu dieser Vorstellung nach Moskau gekommen war, sagte dem Komponisten bei dem Abendessen in der Eremitage, wo seine Freunde nach der Aufführung versammelt waren, kein Wort. Niemand hatte die Empfindung, an der Geburtsstätte eines Werkes zu stehen, dessen späterer Erfolg in der Geschichte des russischen Theaters ohnegleichen sein, in einer endlosen Reihe von Wiederholungen seine Anziehungskraft auch nicht im mindesten erschöpfen und das dauernde Entzücken von Liebhabern und Kennern in allen Schichten der Bevölkerung werden sollte. Selbst die erste Aufführung im Großen Theater in Moskau ging vorüber, ohne daß das Publikum den eindrucksvollsten Momenten der Oper, wie der Erklärung Onegins und Tatjanas, ein wirkliches Verständnis entgegengebracht hätte. Auch die Kritiker, die dem Werk alles Gute nachsagten, zweifelten an der Nachhaltigkeit seines Erfolges. Das Erstaunlichste lag aber darin, daß die Oper sogar bei der ersten Aufführung in St. Petersburg, die im April 1883 im Saale der Adelsgesellschaft durch die „Musikalische dramatische Liebhabergesellschaft" stattfand, durchaus kühl aufgenommen wurde und die Zeitungen fast gar keine ausführlichen Besprechungen darüber veröffentlichten.

Im Februar 1879 schreibt Tschaikowsky an Frau von Meck:

„Mein ganzes Leben lang bin ich Märtyrer der unerläßlichen Beziehungen zu den Menschen gewesen. Meiner Natur nach bin ich ein Sohn der Wildnis. Jede neue Bekanntschaft, jede neue Be-

gegnung mit einem unbekannten Menschen waren für mich stets eine Quelle der fürchterlichsten moralischen Leiden. Es ist schwer zu sagen, welcher Art diese Leiden gewesen sind. Möglicherweise ist es eine bis zur Manie gesteigerte Bescheidenheit, oder es ist die absolute Abwesenheit jeglichen Bedürfnisses nach menschlicher Gesellschaft, oder auch es ist das Unvermögen, ohne Zwang über sich selbst etwas zu reden, was man nicht denkt, denn das ist bei keiner Bekanntschaft zu vermeiden — kurz: ich weiß nicht, was es ist. Solange ich nicht in der Lage war, Begegnungen aus dem Wege zu gehen, verstellte ich mich stets in Gesellschaft, heuchelte Freude, spielte beständig irgend eine Rolle — denn es ist gar keine Möglichkeit vorhanden, das zu vermeiden — und litt die schrecklichsten Qualen. Darüber könnte ich viel erzählen. Die Gegenwart eines Menschen ist nur dann angenehm, wenn man infolge langjähriger Beziehungen oder der Gemeinsamkeit der Interessen, namentlich der Familieninteressen, sich keinen Zwang aufzuerlegen braucht. Ist das nicht der Fall, dann ist jegliche Gesellschaft eine Last, welche mein moralischer Organismus zu tragen nicht Kraft genug hat."

Bei solchen Empfindungen bedeutete es für ihn eine wahre Selbstaufopferung, Konzertreisen durch Rußland und Deutschland, nach London und Paris anzutreten, die für jeden andern mit Anstrengung verbunden sind, ihm aber zur kaum erträglichen Qual wurden. Nach jedem fröhlich durchlebten Abend erwachte er am nächsten Morgen matt und nervenschwach. Immer wieder mußte der gefährliche Tröster aus der Charente zu Hilfe gerufen werden, dessen prickelnde und duftende Tropfen ein vorübergehendes Gefühl von verstärkter Lebenskraft hervorriefen. Tschaikowsky verlor dabei niemals die ihm angeborene Vornehmheit, Feinheit und Liebenswürdigkeit, aber der Wurm fraß doch an seinem Innern. Seine Nerven waren durch Kognak geschwächt, daß er Angstempfindungen bei einem Gewitter bekam, daß er sich im Hotel vor Ratten und Mäusen fürchtete und bei seiner Reise nach Nordamerika weniger unter der Seekrankheit als unter

der Furcht litt, daß der prachtvolle Dampfer, dem er sich für die Überfahrt anvertraut hatte, untergehen würde.

Er hatte eine Höhe des Ruhmes erklommen, von der er sich anfänglich schwerlich etwas träumen ließ, und sah sich überall von einer Schar von Freunden und Verehrern seiner Werke umgeben. Auch der Großfürst Konstantin Konstantinowitsch erfreute ihn mit wertvollen Zeichen seines Wohlwollens und unterhielt mit ihm eine fesselnde Korrespondenz, in der wichtige musikalische Fragen erörtert wurden. Allerdings waren mehrere ihm teure Personen dahingegangen, aber er selbst dachte kurz vor seinem Ableben, das so erschreckend schnell erfolgen sollte, weniger als je an sein Ende, sondern fühlte nur, wie die Kraft zum Schaffen in ihm wuchs und der Kreis, den er mit seinen Werken zog, sich immer mehr ausdehnte. Die sechste Sinfonie, die er nach dem Vorschlag seines Bruders die „pathetische" nannte, machte bei der ersten Aufführung in Petersburg allerdings nicht den erwarteten Eindruck, während sie später mit Enthusiasmus aufgenommen wurde. Tschaikowsky fühlte nur zu sehr, daß er die selbstbewußte zwingende und hinreißende Persönlichkeit eines Orchesterdirigenten nicht in vollem Maße besaß. Schon früher litt er, wenn er auf das Podium vor dem Orchester stieg, an einer solchen nervösen Angst, daß er das Gefühl hatte, „als müsse ihm der Kopf von den Schultern fallen". Tatsächlich liebte er es, infolgedessen das Kinn mit der linken Hand zu stützen, und nur mit der rechten zu dirigieren. Kam ein Versehen bei der Aufführung vor, so verlor er sofort die Fassung und verfiel in Ermüdung und Gleichgültigkeit, mit der er wirksame Feinheiten verwischte. Dieser Mangel machte sich namentlich bei der sechsten Sinfonie bemerkbar, in der alles Kraft und Schwung atmet. Doch behauptete Tschaikowsky, der

sonst leicht von Zweifeln gequält wurde, mit unerschütterlicher Zuversicht, daß er nie etwas Besseres geschrieben und auch niemals schreiben werde.

Drei Tage vor seinem Tode sah er im Alexandratheater in Petersburg ein Stück von Ostrowsky, besuchte einen der Hauptdarsteller in seiner Loge und lachte von Herzen, als dieser in launiger Weise seine Angst vor dem Tod ausdrückte. „Es hat noch Zeit," meinte Tschaikowsky, „mit dieser abscheulichen Stumpfnase Bekanntschaft zu machen. Übrigens holt sie uns beide noch lange nicht. Ich weiß, daß ich lange leben werde." Tags darauf klagte er beim Tee über eine schlecht verbrachte Nacht und beging während des Gespräches die Unvorsichtigkeit, aus einem Glase mit ungekochtem Wasser zu trinken, obwohl gerade zu jener Zeit in Petersburg die Cholera herrschte. Die Anwesenden erschraken, aber Tschaikowsky selbst blieb ruhig. Gegen Abend verschlimmerte sich sein Zustand, so daß zwei namhafte Ärzte, die Brüder Bertenson, geholt werden mußten. In der Nacht wurde als Krankheitsursache Cholera festgestellt. Am nächsten Tage schien eine Besserung im Befinden des Patienten einzutreten, aber man fürchtete die Nachwirkungen, die dem Kranken bei seiner Schwäche gefährlich werden mußten. Die verordneten Mittel hatten keinen Erfolg. Als der Priester aus der Isaakskathedrale geholt wurde, um ihm das Abendmahl zu reichen, fand er Tschaikowsky bereits bewußtlos und mußte sich damit begnügen, laute Gebete zu sprechen, die von dem Sterbenden nicht mehr vernommen wurden. In den Morgenstunden des 6. November 1893 unseres Stil hauchte er seine Seele aus.

Während die Lieder und Klavierkompositionen Tschaikowskys sich bei uns schon lange einer großen Beliebtheit erfreuen, haben sich seine Sinfonien, Opern und Quartette

nur schwer durchgerungen. Andere Schöpfungen von ihm, wie die reizende Ballette „Dornröschen" und „Nußknacker", die von Geist und Anmut übersprudeln, werden höchstens stückweise in Konzerten unserem Publikum vorgeführt. An dem schweren und späten Ringen um den Erfolg, an der bis zum äußersten getriebenen Anspannung seiner Kräfte, an dem Widerspruch zwischen seinem zarten, weltscheuen Temperament und seinem schöpferischen Talent, mit dem er die Welt erobern wollte, hat er sich innerlich verzehrt, aber, wie jeder echte Künstler, den ganzen Inhalt seines Lebens in seine Schöpfungen ergossen.

„Weiße Nächte" in St. Petersburg.

Langsam ist die Sonne als rote Scheibe zum Finnischen Meerbusen hinabgesunken. Ihr warmes Licht hat über Wolken und Wasser, die schmalen Uferstreifen und vorbeiziehenden Schiffe einen weithin leuchtenden Glanz ausgebreitet. Wie allabendlich haben sich die Petersburger an der „Pointe" ein Stelldichein gegeben, um auf der nördlichsten von den vielen Inseln, welche die Newa beim Verlassen der Stadt bildet, dem wundervollen Schauspiel beizuwohnen, wenn die goldene Säule noch einmal auf den Fluten zittert, dann plötzlich verschwindet und der Dämmerung weicht. An Gärten und Landhäusern vorbei wendet sich der Strom der Equipagen, Reiter und Spaziergänger über Brücken und Kanäle entweder zu den Wirtschaften im Freien oder kehrt zum Hauptarm des Flusses zurück, der von breiten steinernen Promenadenwegen und Palästen eingefaßt ist. Aber trotz der vorgerückten Stunde will es nicht Nacht werden und die Menschen können nur schwer zur Ruhe kommen. So weit das Auge reicht, ist alles wie von einem silbernen Schein umflimmert, so daß man die Personen, die auf den Dampfern ankommen und sich auf den Gondeln schaukeln, genau erkennen kann. Das Licht sticht durch alle Vorhänge und Fenster. Es wirkt mit seltsamer Kraft auf die Phantasie. Es erzeugt in den Menschen eine seltsame Unruhe und läßt sie nicht schlafen. Wie bleiche Schatten schweben sie über den Newakai oder sitzen am offenen Fenster, wo sie ohne Lampe lesen können.

Das sind die „weißen Nächte" Petersburgs, von denen

Puschkin schwärmt, die alle Lyriker des Nordens besungen haben, und die man nicht vergißt, wenn man sie einmal in der Träumerei eines einsamen Spazierganges oder in fröhlicher Gesellschaft genossen hat. Es liegt etwas Geheimnisvolles in dieser unaufhörlichen Helligkeit, ein rätselhafter Reiz, den es schwer hält, in Worte zu kleiden. Wenn in Norwegen die mit Gletscher bedeckten Gipfel der Berge, die herabstürzenden Wasserfälle, die Fjorde und Schären um Mitternacht taghell erglänzen, wird der Reisende von diesem Schauspiel mit Andacht erfüllt, als ob er die Stimme der Ewigkeit vernähme. Die Petersburger Nächte im Juni und Juli berühren den Beschauer dagegen wie ein geheimnisvolles Brüten und Brodeln. Man glaubt den Atem der Millionenstadt zu hören, die sich nach Ruhe sehnt und sie nicht finden kann. Durch die endlosen Prospekte wandeln allerlei absonderliche Gestalten. In einer solchen Nacht läßt Dostojewski das krankhaft erregte Gehirn des armen Studenten Raskonikow reif werden für die Untat, die er an der alten Pfandleiherin verübt.

Die „weißen Nächte" Petersburgs sind zauberhaft und furchtbar zugleich. Sie lassen sich mit venezianischen Märchenträumen vergleichen und bringen daneben eine gefährliche Spannung aller Lebensgeister hervor, die sich an Beispiellosem und Unerhörtem erhitzen, um es zur Wahrheit und Wirklichkeit werden zu lassen. Was dem einzelnen an Entschlossenheit fehlt, etwas Gewaltiges zu wagen, haucht und flüstert ihm die Natur ein und bewirkt, daß sein Herz in fieberhaften Schlägen pocht. Die Sterne blinken auf den Dächern und den Fluten des Stromes. Ihre Strahlen gleiten an den goldenen Spitzen und Kuppeln der Kirchen hernieder. Menschen und Dinge verändern beständig ihre Umrisse. Sie scheinen den Augen zu entschweben und gleichzeitig glaubt

man sie doch fassen zu können. Seltsame Überraschungen und Umwälzungen haben diese Nächte dem russischen Volk gebracht, aber keine scheint derjenigen gleich zu sein, in der es sich jetzt befindet. In diesem Sommer berührt die helle Mitternachtsstimmung in Petersburg wie ein einziges, unendliches Flammenzeichen, das zum Erwachen einer ganzen Nation entzündet ist und ihm Wege und Ziel für seine weitere Entwicklung andeuten soll. Das Fieber der „weißen Nächte", die Großes gebären wollen, hat den ganzen Organismus des Landes erfaßt.

Im Wesen des russischen Volkes liegt vieles, das zur Geduld und Entsagung sowie zum Ertragen von schwerem Leid bestimmt ist. Zweieinhalb Jahrhunderte hat diese Nation das harte Joch der Tatarenherrschaft ertragen. Mit Beil, Knute und Folter ist den zerstreuten Stämmen eine Art Einheit aufgezwungen worden, die durch die Gebote der Kirche, den Gedanken an die überirdische Macht des Zaren und die Entwicklung der Sprache noch fester verkittet wurde. Sechs Monate wird das Reich mit einer festen weißen Hülle von Schnee und Eis zugedeckt, die das Leben zu einem unaufhörlichen Kampf gegen die Natur macht. Der Frühling bildet in Rußland nicht wie bei den westlichen und südlichen Völkern einen allmählichen Übergang aus der Kälte und Dürre zur Wärme und Fruchtbarkeit, sondern eine Revolution, bei der alles im Innersten aufgewühlt wird. Aus dem Schmutz des schmelzenden Schnees stürmt die junge Vegetation mit einer Gewalt hervor, bei der Feld und Wiese, Baum und Strauch jeden Tag ein verändertes Aussehen annehmen. Man glaubt das Gras wachsen, die Knospen aus den Zweigen herausspringen zu sehen. Ehe man es vermutet, ist der Sommer da mit seiner Glut, die uns ebenso unerträglich erscheint wie der Winter mit seiner

Kälte. Nicht nur das Land verändert im Wechsel der Jahreszeiten sein Aussehen. Auch die Städte sind kaum wiederzuerkennen im Bild der Straßenzüge und Plätze, der Kleidung und Gewohnheiten der Menschen, der Verkehrswege auf den Flüssen. Petersburg und Moskau muß man zweimal, unter der Schneedecke und während des Sommers kennen gelernt haben, um diese beiden Metropolen als Sammelpunkt des russischen Lebens richtig zu beurteilen.

Mit diesen Gegensätzen in der Natur hängen die Widersprüche des russischen Nationalcharakters aufs unmittelbarste zusammen. Es findet sich nirgends auf der Welt zum zweitenmal ein solches Gemisch von Faulheit, Stumpfsinn und Roheit mit Anstelligkeit, Gutmütigkeit und Sentimentalität wie bei dem russischen „Muschik". Mit einem Hymnus auf den Frühling beginnt L. N. Tolstoi seinen Roman „Auferstehung" und vertieft ihn zu einem Mahnruf an die Menschen, nicht an das zu denken, was sie ersonnen haben, um über einander zu herrschen, sondern es sich zum Bewußtsein zu bringen, daß die Schönheit der erwachenden Natur ihnen zum allgemeinen Heil gegeben ist. Der Lenz ist in Rußland ein einziger, mächtig angeschlagener und weit tönender Akkord, nicht wie bei uns eine zart ausgesponnene und sanft anschwellende Melodie. Die Sommernächte gebären dort alles Große und Schreckliche, von dem die Geschichte des Landes erfüllt ist. Mit verschwimmenden Umrissen tauchen Gestalten aus der Vergangenheit auf, zeichnen sich Bilder der Zukunft ab.

Es war an einem Julitage 1718, als eine der furchtbarsten Familientragödien, welche die Welt erlebt hat, im Hause des größten aller Romanows zu Ende ging, der grauenhafte und widerwärtige Kampf zwischen Peter dem Großen und seinem Sohn Alexei. Jener ein

Riese an Gestalt und Willenskraft, an Herrschertalent und Bildungstrieb, der Rußland aus einem asiatischen in einen europäischen Staat umwandeln und das „Fenster nach Europa" aufstoßen wollte, dieser an Leib und Seele ein Schwächling, der das Reformwerk seines Vaters verachtete, den Russen mit den langen Bärten und Kaftans auch alle ihre Vorurteile und den Bojaren alle ihre Rechte lassen wollte! Durch die Ermahnungen und Drohungen Peters eingeschüchtert, kam Alexei, plan- und urteilslos in allen Dingen, auf den Gedanken, die Flucht zu ergreifen. Auf dem Schloß St. Elmo in Neapel fanden ihn Vertraute des Zaren und brachten ihn nach Petersburg zurück, wo der Großfürst der Thronfolge für verlustig erklärt und in Gefangenschaft gesetzt wurde, während über seine Mitschuldigen ein furchtbares Strafgericht anbrach, wobei das Blut in Strömen floß. Der Gerichtshof, der über Alexeis Schicksal zu bestimmen hatte, verurteilte ihn zum Tode. Was nun in den heißen Junitagen Gräßliches ersonnen und ausgeführt wurde, entzieht sich genauerer Kenntnis, da die Quellen, die in Betracht kommen, verschiedenen Inhalts sind. Nach der einen Lesart hat der Zar seinen Sohn durch einen Schlag mit der Knute tödlich getroffen, nach der zweiten ihm einen Gifttrank einflößen lassen, nach der dritten seine Enthauptung veranlaßt, wenn nicht gar selbst das Richtbeil in der Hand gehabt. Das hitzige Temperament Peters, dem die Nachwelt den Beinamen des Großen geben sollte, war von einem unstillbaren Rachebedürfnis erfüllt. Er mußte Blut sehen, wenn er daran dachte, daß er sich in seinem eigenen Sohn den Todfeind seines Lebenswerkes großgezogen hatte. In jeder schlaflosen hellen Nacht suchte er nach neuen Opfern für seine grausame Rachsucht, während ihm die Worte: „O Absalom! Mein Sohn Absalom!" aus

der Grabrede bei der Leiche seines Sohnes noch immer in den Ohren klangen.

Gerade so lind wehte die Luft unter dem funkelnden Sternenhimmel, genau so nahe waren Abend- und Morgendämmerung in Petersburg und seiner Umgebung aneinander gerückt wie jetzt, als die ehemalige Prinzessin von Anhalt-Zerbst ihren kaiserlichen Gemahl Peter III. beseitigen ließ, um als Katharina II. Selbstherrscherin aller Reußen zu werden. Es war in einer der berühmten „weißen Nächte" vom 8. zum 9. Juli 1762, als der Liebhaber, der schöne Alexei Orlow, mit einer Mietskutsche, der sechs Pferde vorgespannt waren, in Peterhof erschien, sie aus dem Schlaf weckte, in den Wagen setzte, sich auf den Kutschbock schwang und, von seinen Mitverschworenen unterstützt, die Fahrt nach Petersburg unternahm. Dort wurde Katharina in der Kasanschen Kirche von der Geistlichkeit mit einem feierlichen Tedeum begrüßt und zur Kaiserin von Rußland ausgerufen, während der unglückliche Peter sich die Zeit in Oranienbaum mit allerlei Albernheiten vertrieb. Am nächsten Tage kehrte Katharina an der Spitze der Garden, die ihr zujubelten, nach Peterhof wieder zurück. In der Uniform ihrer Truppen erschien sie auf dem feurigen Hengst, den sie ritt, mit dem Andreasband auf der Brust und dem Degen an der Seite wie die geborene Herrscherin, während sie in dem bildhübschen Fahnenjunker Potemkin, der ihr für das verlorene Portepee das seinige überreichte, den späteren Beherrscher ihres Herzens kennen lernte.

Die „hellen Nächte" bewirken, daß die Begebenheiten sich blitzschnell aufeinander folgten und alles in sich schlossen, was Mitleid, Angst und Entsetzen hervorrufen konnte. Peter wurde vor dem ganzen Hof lächerlich gemacht und nach dem Lustschloß Ropscha gebracht. Sieben Tage später be-

gab sich Orlow mit seinem Bruder Gregor und einer Anzahl Genossen ebenfalls bei beginnender Dämmerung dorthin, und wenige Stunden darauf bekam der arme Peter von einer vergifteten Flasche Burgunder zu trinken, um dann, als dieser Mordversuch nicht anschlug, mit einer Schlinge erwürgt zu werden. Das alles hatte sich innerhalb einer Woche abgespielt. Als Katharina in Petersburg bei einer fröhlichen Abendgesellschaft die Nachricht vom Tode ihres kaiserlichen Gemahls erhielt, war es vor ihren Fenstern wiederum gleichzeitig Abend und Morgen. Die nordischen Sommernächte hatten ihr Glück geschaffen, den ohnmächtigen Zaren noch verblendeter gemacht, als er schon von Hause aus war, ihr Helfer von allen Seiten zugeführt und die Erfüllung sämtlicher ehrgeiziger Träume gebracht.

In seiner tiefsinnigen Novelle „Erscheinungen", die eine Reihe Traumbilder in einen scheinbar lockern und doch organisch fest verknüpften Zusammenhang bringt, ruft Iwan Turgenjew aus: „Nordische bleiche Nacht! Ist dies wirklich eine Nacht zu nennen? Ist es nicht vielmehr ein bleicher kranker Tag? ... Alles ist sichtbar mitten in der Nacht, alles hell bis zum Unheimlichen, so daß man lesen kann, alles schläft traurig, erhebt und zeichnet sich seltsam in der trüb durchsichtigen Luft ab. Die Röte des Abendglühens — eine schwindsüchtige Röte! — ist noch nicht vergangen und wird bis zum Morgen nicht vergehen am bleichen sternenlosen Himmel; sie wirft glühende Streifen über die seidenschimmernde Fläche der Newa, die nur leise murmelt und sich nur leise bewegt im Vorwärtstreiben ihrer kalten blauen Fluten." Und einer der jüngsten unter den Lyrikern Rußlands, K. M. Fofanow, hat in seinem Gedicht „An der Newa" die Stimmung der „weißen Mitternacht" in folgendes Gefühl ausklingen lassen:

„Die alte Sehnsucht weint auf meines Herzens Grunde
Bald friedlich sanft, bald wieder leidenschaftlich wild. . . .
Und mich bedünkt, als sei die steinern tote Runde
Und diese ganze Nacht nur meines Wahns Gebild,
Als würde sich des Horizontes Hülle spalten
Und Marmor und Granit bei frischem Windes Wehen
Zerrinnen und sich kraus zur Nebelschicht gestalten
Und spurlos in der Höh' als blasser Dunst vergehn."

Das ist's! Wenn die „weißen Nächte" die Menschen nicht betäuben und einlullen, flößen sie ihnen den Zweifel an der Wirklichkeit und Unabänderlichkeit der Dinge ein, bringen sie den Glauben ins Wanken, daß das Bestehende auch weiter seine Daseinsberechtigung behalten werde, lassen sie die grübelnden und zersetzenden Gedanken wie Brechstangen an einem alten morschen Bauwerk arbeiten. Die lang auslaufende goldene Turmspitze der Peter- und Paulskirche, wo die Gräber der Herrscher aus dem Hause Romanow aufgestellt sind, wirkt in diesen Sommernächten mehr denn je als ein ungeheures Fragezeichen. Stumm starren die beiden Sphinxen am Newaufer den Spaziergänger an, und dicht aneinander reihen sich zu beiden Seiten des Flusses die steinernen Häuserkolosse. Unaufhaltsam treiben die Wogen des majestätischen Stromes der Mündung und dem Meere zu. Immer weiter breitet sich, so weit das Auge reicht, der zitternde Silberglanz in der Luft aus als gewaltige Verheißung des Kommenden, bei welcher nicht mehr der Wille des einzelnen entscheidet, sondern ein Volk sein Schicksal selbst in die Hand nimmt. In dieser Hoffnung und Gewißheit liegt an dem bedeutungsvollsten Wendepunkt, den die Geschichte der russischen Nation jemals erreicht hat, der unvergleichliche Zauber der „weißen Nächte" in St. Petersburg.

Erinnerungen an W. W. Wereschtschagin.

Unter den Opfern, die der russisch-japanische Krieg schon in seinen Anfängen forderte, hat der plötzliche Tod des berühmten russischen Malers Wereschtschagin überall schmerzliches Bedauern hervorgerufen. Der Künstler befand sich an Bord des Linienschiffes „Petropawlowsk" im Gefolge des kurz vorher ernannten Befehlshabers Makarow, der mit noch zwei andern Kriegsschiffen und mehreren Torpedobooten die Reede von Port Arthur verlassen hatte, um sich der japanischen Flotte zu stellen. Der Admiral erkannte jedoch, daß er es mit einem überlegenen Gegner zu tun habe, und kehrte zum Kriegshafen zurück, um eine bessere Aufstellung gegen den Feind zu nehmen. Bei dieser Gelegenheit ereignete sich eine furchtbare Katastrophe. Der Dampfer geriet auf eine Mine und wurde bei der Explosion derartig auseinandergerissen, daß er in wenigen Minuten sank und fast die ganze Besatzung — man sprach von etwa sechshundert Marinesoldaten — in die Tiefe zog. Auch Admiral Makarow, zu dessen Befähigung man auf russischer Seite das größte Vertrauen hatte, und dessen Bedeutung selbst von den Japanern gewürdigt wurde, ging mit seinem Schiff unter.

Ein gleiches Los ereilte an diesem verhängnisvollen Morgen des 13. April 1904 den gefeierten Maler, der den kriegerischen Vorbereitungen und Vorgängen mit Spannung

gefolgt war, um sie mit dem Zeichenstift, dem Pinsel und der Feder festzuhalten. Als man ihn unter den wenigen Geretteten vermißte, trug man sich zunächst noch mit der Hoffnung, daß ihn sein Glück beim Überwinden von Gefahren, wie bei seinen zahlreicheren Reisen und Unternehmungen, auch diesmal nicht im Stiche gelassen habe. Aber schließlich wurde die Vermutung zur Gewißheit, daß die russische Kunst bei dieser Gelegenheit um ihren glänzendsten und bekanntesten Vertreter, die Welt um eine der interessantesten und originellsten Persönlichkeiten ärmer geworden sei.

„Wo wird einst des Wandermüden letzte Ruhestätte sein?“ mochte er oft mit Heine gefragt haben, wenn ihn die Leidenschaft, fremde Länder und Sitten kennen zu lernen und bei ihrem Studium Motive zu neuem Schaffen zu finden, immer wieder in die Ferne trieb, wenn er von einem unersättlichen Verlangen nach neuen Anschauungen und Erlebnissen beseelt war und rastlos von einem Kontinent zum andern zog. So sehr er sich als Russe fühlte, der sein Heim im Herzen seines Vaterlandes, in Moskau, aufgeschlagen hatte, gehörte er doch der ganzen gebildeten Welt an und fühlte sich auf fast unbetretenen Wegen im Innern Asiens, in Indien und Japan ebenso zu Hause wie an den alten Kulturstätten Europas und in dem jugendlich aufsprießenden Leben der Vereinigten Staaten von Amerika. Überall, wo er erschien, gab man sich dem unwiderstehlichen Zauber seiner Persönlichkeit hin, sah man ihn mit lebhaftem Interesse kommen und mit Bedauern wieder von dannen ziehen. Für das tiefere Verständnis des Zarenreiches, seiner historischen Denkmäler und des gesamten Volkscharakters hat er mit seinen Schöpfungen wichtige Dienste geleistet.

Sein Tod auf dem auseinanderberstenden russischen

Kriegsschiff hat etwas so eigenartig Tragisches, daß man sich gestehen muß, ein großartigerer Abschluß dieser Lebenslaufbahn sei fast undenkbar. Man stelle sich den Künstler auf dem Deck des schwimmenden stählernen Kolosses zwischen den zum Feuern bereiten Geschützen und den qualmenden Schornsteinen inmitten einer Mannschaft vor, die von dem Willen des Admirals auf der Brücke wie ein einziger Körper geleitet wird. Im Rücken hatte er die schmale Einfahrt zum Hafen von Port Arthur mit den befestigten Höhen zu beiden Seiten, die den Russen für uneinnehmbar galten. Am Horizont erblickte er die feindliche Flotte und mußte annehmen, daß die nächsten Stunden eine wichtige Entscheidung bringen würden. Vielleicht betrachtete er die Schiffe der Japaner gerade durch sein Fernrohr oder trug das Bild, das sich seinen Augen darbot, mit schnellen Strichen in sein Skizzenbuch ein, als sich das Schreckliche ereignete. Ein furchtbarer Stoß erfolgte, der das Schiff auseinanderriß und alles um ihn her mit Feuer und Rauch erfüllte, während der Verzweiflungsschrei der Mannschaften sich mit dem Toben der entfesselten Elemente verband, bis die Stelle, wo die „Petropawlowsk" einst so stolz und siegesgewiß auf den Fluten schaukelte, nur durch ein gewaltiges Schäumen und Gurgeln im Meere gekennzeichnet wurde. Offenbar hat der Künstler den gewaltigsten Eindruck, der in seinem so tatenreichen Leben zu verzeichnen war, mit in sein Wellengrab genommen.

Er stand im zweiundsechzigsten Jahre, als er unter so erschütternden Umständen vom Tode dahingerafft wurde, und man konnte mit Sicherheit annehmen, daß er der Welt noch viel zu sagen gehabt hätte. Er selbst klagte allerdings darüber, daß die Spuren des Altwerdens an ihm und seiner Arbeit bereits anfingen, sich bemerkbar zu machen. Mit

Wehmut sprach er von der Zeit, in der er zehn bis zwölf Stunden fast unausgesetzt an seinen Bildern malen konnte. Aber er wußte das Maß seiner Kräfte genau einzuteilen und sich vor Erschöpfung zu hüten. Durch weite Reisen, die ihn in eine ganz andere Umgebung versetzten, frischte er sich immer wieder auf, und noch kurz vor Ausbruch des Krieges kam er nach dem japanischen Inselreich, durch dessen Studium er sich innerlich bereichert fühlte. Er erkannte mit sicherem Blick, daß sich an den Ufern des Stillen Ozeans ein Schauspiel entwickle, dessen Bedeutung von der ganzen Welt tief empfunden wurde, und fand in seiner bevorzugten Stellung auf dem Admiralschiff die Möglichkeit, seiner Phantasie einen neuen, großartigen Spielraum zu eröffnen. Über sein Leben und seine künstlerische Entwicklung habe ich in einer der bei Velhagen und Klasing erschienenen Künstlermonographien ausführlich gesprochen. Hier soll es sich mehr um persönliche Erinnerungen handeln.

Wereschtschagin machte kein Hehl daraus, daß die Heimat ihm oft zu eng wurde und die Freiheit seiner Bewegung hinderte, daß er, um sein Talent zur vollen Entfaltung zu bringen, geistige Anregungen, wie er sie außerhalb Rußlands fand, nicht gut entbehren könne. „Meine Landsleute machen mir oft den Vorwurf, daß ich mehr im Auslande als in Rußland lebe. Der Vorwurf ist berechtigt, doch es machte sich stets so, daß, sobald ich mein Nomadenzelt auf den heimatlichen Fluren an der Wolga aufschlagen wollte, mich irgend ein unbedeutender Zwischenfall nachdenklich machte und die Absicht verzögerte. Nach Turkestan reiste ich, wie ich mich erinnere, ungern, weil mir der einzig richtige Platz für mich in Rußland zu sein schien, wo Natur, Menschen und Künstler so viel Interessantes bieten. Meine Reise an die asiatische Grenze war hauptsächlich durch den

damaligen äußerst interessanten Krieg veranlaßt. Sobald ich mich dort umgesehen hatte, war ich entschlossen, meine Eindrücke auf die Leinwand zu übertragen und dann in der Heimat zu arbeiten."

Zu diesem Zwecke reiste er 1869 von Paris nach Petersburg. Dabei begegnete ihm das Unglück, seinen Paß zu vergessen. Er wurde an der Grenze in Wirballen zurückgehalten, und es genügte nicht, daß er sich auf die Bürgschaften berief, die er in Petersburg stellen könne. Er wurde unter Eskorte auf die Polizei befördert und sollte sich in einem übelriechenden Loch die Gesellschaft dreier Diebe und eines Straßenräubers gefallen lassen. Endlich wurde es ihm gestattet, im Gasthaus ein Zimmer zu mieten. Doch wurde er von einem dicken, schmutzigen Bauern, der in Lumpen gehüllt und mit einem Knotenstock bewaffnet war, hinter einem Verschlag der Hoteltür bewacht, wofür er 20 Kopeken zu entrichten hatte. Wereschtschagin mußte dann für eigene Rechnung nach dem benachbarten Städtchen Wilkowischki zum Kreischef fahren, der ihn einige Stunden bei sich behielt und dann beschloß, ihn nach Petersburg transportieren zu lassen. In Begleitung eines Polizisten fuhr er hierauf nach der Residenzstadt, wo er, unmittelbar in die Geheimabteilung gebracht, in Abwesenheit des Stadthauptmanns Trepow von dessen Vertreter General Koslow verhört und entlassen wurde, als ein in der Nähe wohnender Bekannter für ihn Bürgschaft leistete. Bei einer andern Gelegenheit befand sich Wereschtschagin mit seiner Frau auf der Wolga, als der Dampfer bei irgend einem Kloster seine Fahrt unterbrach, Mönche aufs Schiff kamen und einen Gottesdienst abhielten. Infolge davon trafen die Reisenden zu spät in Rybinsk ein, verfehlten den Anschluß und mußten mehrere Tage in dieser Stadt bleiben, wo indessen in den

überfüllten Gasthäusern kein Unterkommen zu finden war. Wereschtschagin bat, an Bord des Schiffes bleiben zu dürfen, und als ihm diese Gunst verweigert wurde, machte er dem Kapitän Vorwürfe, daß er den Fahrplan nicht innegehalten und wegen des Gottesdienstes an Bord zu spät eingetroffen sei. Da geriet der Kapitän in Zorn und schrie den Maler vor allem Volke an: „Was? Was sagten Sie? Sie glauben wohl an keinen Gott? Sie beleidigen unsere rechtgläubige Kirche!" Er rief sogar nach dem Gendarm und bedauerte, daß keiner zur Stelle war, um dem Reisenden zu beweisen, daß man Gott nicht ungestraft beleidige.

Man mag sich den Maler denken, wie er nach solchen Abenteuern ungeduldig wurde und den Sprung ins Freie versuchte, wo er sich, wenn auch unter Gefahren, sein Schicksal selbst schaffen konnte.

Zum erstenmal erschien Wereschtschagin im Jahre 1881 in Berlin, wo er im Königssaal des Krollschen Etablissements, des jetzigen Neuen Königlichen Opernhauses, eine Ausstellung seiner Bilder veranstaltete. Nur durch kurze Zeitungsnachrichten aus Petersburg hatte man etwas über den merkwürdigen Mann erfahren, der die Doppelrolle des Soldaten und Malers mit so überraschendem Geschick durchführte und schon wegen der Wahl seiner Stoffe so viel von sich reden machte. Man hatte eigentlich kein rechtes Vertrauen zu der Echtheit dieses Ruhmes, der sich so unvermutet den Westen Europas erobern wollte. Eine Anzahl Rollwagen mußte aufgeboten werden, um Kisten von riesigem Format nach dem bekannten Bühnenhause am Königsplatz zu schaffen. Wereschtschagin, der den meisten noch völlig unbekannt war, packte gleich eine Galerie von einigen achtzig Bildern aus und zwang das Publikum, sich beim Aussprechen seines Namens die Zunge zu zerbrechen.

Man betrachtete diese Arbeiten, die alle Gebiete malerischer Ausdrucksweise umfaßten und Einblicke in eine ganz neue Welt eröffneten, mit seltsamem Erstaunen.

Der Meister stand damals im neununddreißigsten Jahr, auf der Höhe frischer Schaffenslust und männlicher Kraft. Groß und schlank, von fester, aufrechter Haltung, wirkte er auf jeden sofort als Persönlichkeit, die sich viel in der Welt umgesehen hatte und jeder Lebenslage gewachsen war. Er verbreitete die Stimmung des Tatkräftigen und Unternehmenden, des Lebens in der freien Natur und der Reisefreudigkeit, die ihn erfüllte. Prächtig wirkte die edle, kugelförmig gestaltete Stirn, die durch das allmählich zurücktretende kurze Haar noch freier und bedeutender zum Ausdruck kam. Die Augen waren in ihrem bläulichgrauen Glanz von unaufhörlich wechselnder Lebendigkeit. Sie konnten mit völliger Unbefangenheit in die Natur, die ihn umgab, hineinschauen und sich doch klug und berechnend, vorsichtig und mißtrauisch in sich selbst zurückziehen. Die stark hervortretende Nase und der kräftig entwickelte Mund fielen ebenfalls vorteilhaft auf, und um Kinn und Backen war ihm ein langer, breiter, dunkelblonder Bart gewachsen, den er nachdenklich zu streichen liebte.

Während er bei dem Aufhängen seiner Bilder jede Kleinigkeit selbst anordnete, fand er doch noch Zeit, sich in den verschiedenen Schichten der Berliner Gesellschaft persönlich so geschickt einzuführen, daß er sie schon am Eröffnungstage ganz auf seiner Seite hatte. Er schien für jeden, der sich ihm näherte, dasselbe freundliche und ungezwungene Entgegenkommen zu zeigen und wußte dabei doch nach der Individualität des einzelnen bestimmte Unterschiede zu machen. Er unterhielt sich in vier Sprachen, war gleichzeitig selbstbewußt und bescheiden, träumerisch und

spaßhaft, erschien wie ein Fremder, der einen neuen Boden erobern wollte, und war doch sicher, daß ihm der Ruhm auch bei uns zufallen müsse. Der deutschen Kronprinzessin, der späteren Kaiserin Friedrich, die an seinen Bildern ein lebhaftes Gefallen fand, erzählte er stundenlang, wie dies oder jenes Motiv entstanden und aufgefaßt sei, und er führte Moltke mit harmlos lächelnder Miene zu den Gemälden, auf denen er die Schrecken des Krieges in so unvergleichlicher Weise dargestellt hatte. Über die Künstler, die seine Ausstellung besuchten, wußte er genau Bescheid und plauderte mit ihnen wie mit alten Bekannten. Die Schriftsteller nahm er unter den Arm, nicht aber um in derber Weise für sich Stimmung zu machen, sondern um ihnen zu erzählen, wie sauer ihm die Arbeit geworden und wie oft seine Kraft bei der Bewältigung technischer Schwierigkeiten erlahmt sei.

Dann erschien er 1886 wieder an derselben Stelle und klagte, daß er sich nicht mehr so frisch wie früher fühle und zu altern anfange. Zwei Jahre zuvor hatte er eine Reise nach Syrien und Palästina angetreten und seine Eindrücke in einer Sammlung von fünfundvierzig Bildern wiedergegeben, mit denen er ebenfalls eine Rundreise durch die europäischen Hauptstädte antrat. Er wollte die Stätten, auf denen der Erlöser gewandelt war, und das Land, auf dem sich die in der Bibel geschilderten Begebenheiten abgespielt haben, frei von aller poetischen und romantischen Ausschmückung, so, wie er sie selbst gesehen hatte, zur Anschauung bringen. Sein ungetrübter Beobachtungssinn veranlaßte ihn, auch auf diesem Gebiet sich an das Wirkliche zu halten, und er dachte nicht im entferntesten daran, daß sich echtes religiöses Empfinden dadurch gekränkt fühlen könnte. Hebron, wo Abraham die Geburt eines Sohnes

und der Untergang von Sodom und Gomorrha verkündet wurde, das Tote Meer, wo Christus betend und fastend vierzig Tage weilte, die Grabstätte Josephs und Samuels, die Höhle von Endor, wo die Zauberin gewohnt haben soll, der Berg Tabor, Grabstätten und Ansiedlungen verschiedener Art gaben uns teilweise ganz neue Anschauungen von der Natur und Beschaffenheit dieser Gegenden. Die Salomonsmauer mit den betenden und wehklagenden Juden erschien wie eine Elegie von solcher rührenden Gewalt, daß man glaubte, dies oft wiederholte Thema zum erstenmal behandelt zu sehen. Im Anblick der Mauer, die sich mit den verfallenen, zum Teil mit Moos und Gesträuch bewachsenen Steinen in der Breite und Höhe bis zur Unendlichkeit fortzusetzen schien, waren diese andächtig wandelnden oder wie an der Wand klebenden, auf dem Gestein hockenden oder sich zu Boden werfenden Gestalten wie aufgelöst in selbstvergessener Demut, Gottesfurcht und Zerknirschung.

Wereschtschagin hatte für das aufblühende, jugendfrische Leben in Berlin das vollste Verständnis und war jedesmal überrascht, wenn er nach mehrjähriger Abwesenheit wieder in unserer Mitte erschien und das schnelle Tempo verfolgte, das die Entwicklung unsrer Stadt angeschlagen hatte. Von unsern Künstlern liebte er vor allem Adolf Menzel, den er für eine der größten Begabungen aller Zeiten hielt. Aber auch mit Reinhold Begas, Ludwig Knaus und Paul Meyerheim stand er in freundschaftlichen Beziehungen und unterließ nie, sie in ihren Ateliers aufzusuchen. So wenig er zu schmeicheln liebte, entwickelte er doch im Verkehr und Gespräch einen feinen Herzenstakt, der unwiderstehlich wirkte. Bedenken und Ausstellungen, die er vorzubringen hatte, zeugten dabei immer von warmem Interesse für die Sache, und viele von den Ideen, die er bei

solchen Gelegenheiten entwickelte, sind mit Dank verwertet worden.

Wereschtschagin war von der Überzeugung fest durchdrungen, daß seinen Kriegsbildern mit der furchtbaren Wahrheit, die auf ihnen zum Ausdruck kam, nicht nur ein bedeutender künstlerischer, sondern auch ein hoher sittlicher Wert innewohne. Er glaubte den Dämon, der die Völker in wilder Leidenschaft gegeneinander treibt, in seiner wahren Natur erkannt, in seinem innersten Wesen überzeugend dargestellt zu haben. „Seht, so ist der Krieg!" schienen seine Gemälde mit den Opfern, die, von der feindlichen Kugel tödlich getroffen, unter qualvollen Schmerzen sterben, den Beschauern zuzurufen. Um einen Schrecken, der die Welt beherrscht, zu bekämpfen, genügte es nach seiner Meinung nicht, sich auf die allgemeinen Ideen der Humanität und Bruderliebe zu berufen und in die schwärmerische Tonart der Friedensapostel einzustimmen. Dem Tatsächlichen, das von ihm beobachtet und erlebt war, das sich den Freunden seiner Kunst tief in die Phantasie eingeprägt hatte, traute er dagegen eine ganz andere Kraft zu, die Menschen mit Abscheu vor dem Kriege zu erfüllen.

Niemals werde ich vergessen, wie stolz der Künstler auf eine Bemerkung war, die Kaiser Wilhelm nach der Besichtigung seiner Napoleonbilder im alten Reichstagsgebäude im Winter 1897 zu ihm gemacht hatte. Es handelte sich um jene Gemälde aus dem brennenden Moskau und von der Rückzugsstraße, in denen Wereschtschagin im Gegensatz zu der französischen Legende die Situation so aufgefaßt hat, wie sie sich in der alten Hauptstadt der Russen, in den ehrwürdigen, zu Pferdeställen und Küchen verwandelten Kirchen des Kreml, auf den unendlichen, todbringenden Schnee- und Eisfeldern wirklich abgespielt hat. Der deutsche Kaiser be-

trachtete die Ausstellung mit dem lebhaften Interesse und setzte den Künstler durch das Frische und Unmittelbare seiner Auffassungsgabe sowie durch die Sachkenntnis, mit welcher er den Dingen immer noch tiefer auf den Grund gehen wollte, geradezu in Erstaunen. Nachdenklich blieb der Monarch vor dem Gemälde „Rückkehr von Petrowski Park“, auf dem Napoleon, von seiner Garde begleitet, an rauchenden Trümmern und Schutthaufen vorbeireitet, und vor dem andern „Auf der großen Straße, Rückzug, Flucht“ stehen, auf dem der Kaiser der Franzosen, in seinen Pelz gehüllt, an der Spitze seiner Generale über das von Leichen bedeckte, in Schnee gehüllte Schlachtfeld schreitet. Dabei wendete sich der deutsche Kaiser an den Maler, dem dabei der tiefe Ernst in seinen Gesichtszügen auffiel, und richtete an ihn die Worte: „Vos tableaux sont la meilleure assurance contre la guerre!“

Eine glänzendere Bestätigung dessen, was er mit seinen Schöpfungen erreichen wollte, konnte sich Wereschtschagin nicht wünschen. Er berief sich immer wieder auf dies Kaiserwort, als nach dem Tode Alfred Nobels dessen testamentarische Bestimmung von fünf Preisen bekannt wurde, für die der schwedische Erfinder des Dynamits fast den ganzen Ertrag seines riesigen Vermögens ausgesetzt hatte. Der fünfte von diesen Preisen sollte dem „verdienstlichsten und wirksamsten Bestreben zur Förderung allgemeiner Brüderlichkeit, Aufhebung und Verminderung der stehenden Heere und schiedsrichterlicher Tribunale zwischen den verschiedenen Staaten“ zuerteilt werden. Wereschtschagin war der Meinung, daß er vollberechtigten Anspruch auf diesen Preis habe, weil er seinen Gemälden eine solche Wirkung zutraute, wie sie Nobel in seiner letztwilligen Verfügung ins Auge gefaßt hatte. Im Dezember 1897 schrieb der Künstler an mich:

Ich höre, daß sich in der Schweiz ein Syndikat gebildet hat, um für Dunan als Kandidaten für den Nobelpreis Stimmung zu machen — für den Schweizer Dunan, von dem die Gründung des Roten Kreuzes ausgegangen ist. Ohne Zweifel ein gutes Werk, mildtätig und alles, was man sonst will, aber außerstande, das zu verhindern, was den Krieg ausmacht — vielleicht im Gegenteil. Die sentimentalen Seelen können jetzt ruhiger sein, wenn sie sich in kriegerische Unternehmungen einlassen, seitdem sie wissen, daß die Verwundeten gepflegt werden. Als ein wesentlich mildtätiges Werk verdient es erhalten zu werden, aber als eine Einrichtung, die den Krieg verhindern soll, kommt es nicht in Frage. Ich habe dagegen wie jener weise Vater gehandelt, der, anstatt seinem Sohn Moral zu predigen, ihn in das Krankenhaus geführt und ihm die Folgen des Lasters gezeigt hat.

Ob der Künstler die Bedeutung seiner Bilder als Mittel, der Menschheit die Schrecken des Krieges vorzuführen und sie dadurch zur Friedensliebe zu erziehen, schließlich nicht doch überschätzte, mag an dieser Stelle unerörtert bleiben. Bekanntlich kam der Preis, von dem er annahm, daß er ihm zufallen müßte, in andere Hände.

In Moskau, wohin er Ende der achtziger Jahre übergesiedelt war, wohnte Wereschtschagin in einem einsam gelegenen südlichen Ausläufer der Stadt, der Serpuchowskaja Sastawa, wo er vor neugierigen Besuchern im allgemeinen sicher war. Selbst mit einer rasch fahrenden Droschke braucht man mehr als eine Stunde, um vom Kreml zu seiner Wohnung zu gelangen. Während die Häusermassen sich immer mehr aufteilen, die Straßen und Plätze freier werden, baut sich das Bild der Stadt im Hintergrunde, namentlich bei Abendbeleuchtung, mit den Palästen, Kirchen und Kapellen in feiner Lichtwirkung eindrucksvoll auf. Die Moskwa, die man bald nach dem Verlassen des Kreml auf zwei Brücken überschreitet, umschlingt das südliche Gebiet der Stadt mit einem langen Bogen. Zur Linken liegt

unmittelbar am Fluß das Danilow-Mönchskloster, auf dessen Kirchhof der berühmte russische Dichter Gogol, der Verfasser des Lustspiels „Der Revisor“ und des Romans „Tote Seelen“, begraben liegt. Zur Rechten erhebt sich, von einer gewaltigen viereckigen Mauer umgeben, das Donskoikloster mit seinen sieben Kirchen, das den Russen besonders teuer ist, weil es das Bild der heiligen Mutter vom Don enthält, das im Jahre 1591 bei den Kämpfen gegen die Tataren den Truppen vorangetragen wurde und sie nach der Meinung der Gläubigen zum Siege führte.

Wereschtschagins Haus liegt auf einer leichten Bodenerhebung, die aber genügt, um einen Aussichtspunkt zu bilden, von dem man die ganze Stadt in ihrer architektonischen Gliederung als einen langgezogenen Streifen von schimmernden Linien und Punkten zu überblicken vermag. Hier konnte das Auge des Malers sich unaufhörlich sättigen und sein Geist in der Erinnerung an die wechselvollen Schicksale Moskaus schwelgen von den Verheerungen durch Krieg, Feuer und Pest bis zu den Begebenheiten des napoleonischen Feldzuges, die alles Vorausgegangene weit überbieten sollten. Da die Wohnung des Künstlers ganz freiliegt, ist der Rundblick über dies Gebiet, in dem fast die ganze Geschichte Rußlands zusammengefaßt ist, in keiner Weise unterbrochen. Das Gebäude selbst ist von einem großen Garten umgeben, der es von der Landstraße abschließt, so daß man erst ein längeres Stück Weges gehen muß, bis man zur Wohnung gelangt.

Der Diener, der die Tür des Staketenzaunes öffnet, spricht nur Russisch und ist angewiesen, Unbekannte, die sich nach dem Hausherrn erkundigen, mit den Worten: „Nicht zu Hause!“ abzufertigen. Wer sich aber angemeldet hat und willkommen ist, wird durch den großen Eingang in

einen kleinen Flur geführt, auf den nach beiden Seiten Zimmer stoßen. Nachdem man abgelegt hat, gelangt man geradezu in das Atelier des Künstlers. Er kommt dem befreundeten Gast mit seiner unwiderstehlichen Liebenswürdigkeit bis zur Tür entgegen, schüttelt ihm herzlich die Hand oder drückt ihm gar einen leichten Kuß auf die Wange. Er versteht es, sich ebensogut deutsch, englisch und französisch wie russisch zu unterhalten. Dazwischen ruft er „Akulina", und seine Magd tritt herein. Nur der Name erweckt Erinnerungen an Tolstois schauerliches Drama „Die Macht der Finsternis", denn die Luft in diesem Hause strömt reines Familienglück aus. Wereschtschagin hat sich auch in Moskau ein sehr hohes und weites Atelier eingerichtet. Er braucht große Räume als Flugbahn für seine weitausholenden Gedanken und Phantasien. Die Einrichtung des Ateliers ist frei von allem Gemachten und Selbstgefälligen, aber zweckmäßig und behaglich und reich an Erinnerungen aller Art. Der Künstler macht uns auf einen originellen Ruhesitz aufmerksam, der mit ungewöhnlich reicher Holzschnitzerei ausgeführt ist, und den er aus Indien mitgebracht hat. Er nimmt ein wertvolles Andenken von der Wand und erzählt von dem Feldzug in Turkestan, an dem er teilgenommen hat, von dem russisch-türkischen Krieg und interessanten Persönlichkeiten, mit denen er in Berührung gekommen war.

Eine Fahne aus roter Seide und mit einem gelben Kreuz an einer Kosakenlanze hängt an der Wand. Kugeln sind durch die Fahne hindurchgesaust, und die Farbe ist im Unwetter verblichen. Die Fahne ist ein Geschenk Skobelews und hat diesen nach einem von ihm selbst aufgesetzten Bericht in zweiundzwanzig Schlachten begleitet. Bei seinem letzten Feldzug gegen die Turkmenen wollte Skobelew die Fahne wieder zurückhaben, aber der Maler schickte ihm

statt dessen eine neue, die aus einem indischen Schal und einem roten chinesischen Atlasstoff mit dem blauen Andreaskreuz in der Mitte zusammengesetzt war. Charakteristisch erscheint es für Skobelew, daß er nach den ersten Ausfällen aus Geok-Tepe, die unglücklich verliefen, seinen Mißerfolg darauf zurückführte, daß ihm die alte Fahne vorenthalten sei, und die neue erst zu Gnaden aufnahm, als es ihm gelang, die Festung im Sturm zu nehmen und dort als Sieger einzuziehen.

Auf der Staffelei befindet sich das fast vollendete Bild einer Moschee, deren schimmerndes Weiß sich von dem blauen Himmel prächtig abhebt. Sonst liebte der Künstler es nicht, die Wände seine Ateliers mit Bildern und Studien zu behängen. Man befand sich wie bei Adolf Menzel nicht in einem Empfangs-, sondern in einem Arbeitsatelier. Trat man auf die Brüstung vor dem Fenster, so hatte man das schönste Panorama von Moskau, das man sich überhaupt denken konnte. Wereschtschagin versenkte sich immer wieder in den Anblick der Stadt und hatte alle zarten Unterschiede in der Stimmung und Beleuchtung mit unfehlbarer Sicherheit erfaßt. Am meisten liebte er den Anblick Moskaus unmittelbar nach dem Untergang der Sonne, wenn die letzten roten Strahlen sich in der Luft allmählich ins Bläuliche auflösten, auch dieser Farbenton sanft verklang und endlich das Häusermeer von einer dünnen, milchweißen Luft umspült war, die etwas Geisterhaftes hatte und wie ein tiefes, sich immer mehr verhüllendes Geheimnis auf den Beschauer wirkte. Wereschtschagin kannte jedes Gäßchen in Moskau und wußte aufs genaueste anzugeben, an welchen Punkten und unter welchen Umständen das Neue aus dem Alten herausgewachsen war. Mit besonderer Wärme sprach er von einem Winkel in Moskau, den er den malerischsten

der ganzen Stadt nannte, weil die Häusergruppe, die ihn bildet, bei dem großen Brande von 1812 durch einen Zufall verschont geblieben sei. Überhaupt war ihm Moskau ein ganz bestimmter, volltönender Akkord, den er beständig vernahm, ein kunstreich ausgeführtes Gedicht, das im Dunkel des Mittelalters rätselhaft anhub und sich bis zur Gegenwart immer eindrucksvoller, farbiger und mächtiger fortsetzte. Für ihn war Moskau ein Auszug der stärksten Triebfedern, welche die Geschicke Rußlands bestimmen, und deshalb auch vom malerischen Standpunkt der Gegenstand eines unaufhörlichen Studiums.

„Mütterchen Moskau" war ihm recht eigentlich das russische Rom, die ewige Stadt des Slawentums. Er malte den Kreml, den hochragenden, von einer Mauer umschlossenen Kern der Stadt, von dem gegenüberliegenden Ufer der Moskwa. Über den Fluß hinweg sieht man den mit Bäumen bepflanzten Kai, die mit Zinnen und Türmen umgebene Umfassung und darüber die lange Reihe der monumentalen Gebäude von dem Kaiserpalast zur Linken bis zu dem Punkt zur Rechten, wo dem Zarbefreier Alexander II. auf einem breiten Platz ein Denkmal errichtet ist. In der Mitte dieses Bildes drängen sich die Kirchen, Klöster und Stadtgebäude scheinbar willkürlich und doch nach einem festen Gesetz geordnet durcheinander. In der Mitte strebt der ehrwürdige Glockenturm des Iwan Weliki in die Lüfte, um den sich die charakteristischen Formen der Gotteshäuser gruppieren. Dies Gesamtbild ist in die Stimmung eines klaren, von der Sonne durchfluteten Sommertages getaucht, mit tief einfallendem Schatten, wobei alles von Licht und Wärme leise zu erzittern scheint. Das Ganze kommt einer in der Luft schwebenden Phantasmagorie nahe und ist doch aufs genaueste der Wirklichkeit abgewonnen.

Aber selbst Moskau, das er so sehr liebte, vermochte den Künstler nicht beständig festzuhalten. Es steckte in ihm eine seltsame Blutmischung, die ihn immer wieder in die Welt hinaustrieb. Weil er viel von ihr gesehen hatte, wußte er, wie unendlich viel mehr sie ihm noch zu bieten hatte. So sehr er sich auch als Russe fühlte, hatte er doch alles Lässige, das sonst so tief im Charakter seines Volkes steckt, vollständig überwunden. In dieser Beziehung war er eine bis zur Genialität durchgebildete Persönlichkeit, die der ganzen Welt angehörte. Seine unruhige, immer höher strebende und nie mit sich zufriedene Arbeitskraft und Schaffensfreudigkeit konnten nur mit dem Temperament des modernen Amerikaners verglichen werden.

Wereschtschagin kehrte jedesmal, wenn er Berlin berührte, bei mir ein. Aber er vermied es regelmäßig, sich vorher anzumelden und führte auch keine Visitenkarten bei sich. Das rief allerlei Überraschungen und Mißverständnisse hervor. Einmal erschien er in meinem Schlafzimmer, als ich noch im Bett lag und weckte mich, während meine Wirtschafterin beim Eindringen des fremden Mannes um Hilfe rief, indem er mir aus der Karaffe Wasser ins Gesicht spritzte. Ein anderes Mal kam er so zerzaust und verstaubt von der Bahn an, daß der Portier ihn vom herrschaftlichen Aufgang fortjagte und auf die Hintertreppe verwies. Er wurde an der Küchentür für einen Bettler gehalten und ich kam gerade hinzu, als er die Paar Nickel, die man ihm anbot, lachend zurückwies. Unter den Linden machte er einmal, als die Wache aufzog, den Parademarsch, den er übertrieben fand, so grotesk nach, daß die Leute stehen blieben und ihn für närrisch hielten. Am Schauspielhause rief er einem Kutscher, der sein Pferd unsanft am Zügel riß, mit erhobenen Fingern ein harmloses „du, du!" zu,

wofür er von dem biederen Rosselenker die Antwort erhielt: „Ochse! Bist woll vom Tierschutzverein!"

Zum letztenmal sah ich Wereschtschagin im November 1901 bei mir. Ich fand ihn merklich gealtert und müde. Sein Gesichtsausdruck war matt, sein Bart fast ergraut. Er war allerdings eben aus dem Eisenbahncoupé gestiegen und wollte abends weiterreisen. Wohin, sagte er nicht. Im Laufe des Gesprächs erfuhr ich, daß er sich wieder einmal am Ende der Welt, diesmal auf den Philippinen, aufgehalten habe. Diese Inselgruppe im Stillen Ozean, nahe der Südostküste Asiens, hatte ihn seit ihrer Eroberung durch die Amerikaner mit ihrem merkwürdigen Völkergemisch, ihrer tropischen Vegetation und vulkanischen Bodenformation als Neuland angezogen, das er für seine Kunst nutzbar machen wollte. Er sprach viel von seinen literarischen Arbeiten, denn er arbeitete immer gleichzeitig mit dem Zeichenstift, dem Pinsel und der Feder. Im allgemeinen gewann ich den Eindruck, daß er doch wohl zuviel Eisen im Feuer habe und dabei seine Kraft zu zersplittern drohe.

„In Ostasien ist alles deutsch, wohin man auch kommt. Schiffe, Banken, Warenhäuser — alles deutsch!" sagte er fast melancholisch, als ob er etwas zugeben müßte, das ihn überraschte und wohl auch ein wenig mit Neid erfüllte. Aber er fühlte sich bei uns in jeder Beziehung verstanden, während seine Napoleonbilder den Nationalstolz der Franzosen verletzten und auf Einschreiten der französischen Botschaft in Petersburg von der Pariser Weltausstellung im Jahre 1900 ausgeschlossen wurden.

Dann erfuhr ich, daß er sich in Cuba aufgehalten habe, um Studien für ein Bild zu machen, dessen Mittelpunkt Roosevelt, der Präsident der Vereinigten Staaten, bilden sollte. Die temperamentvolle Persönlichkeit dieses Mannes,

seine unerschöpfliche Kraft und der frische, moderne Zug, der durch sein ganzes Wesen ging, erweckten seine volle Sympathie. Er sah in ihm einen der berufensten Vorkämpfer der fortschreitenden Kultur seines Landes, eine überraschende Mischung von Verwaltungsbeamten, Politiker und Gelehrten, der daneben als Naturfreund prächtige Weidmannsbücher in die Weld schickte. Als der Unterstaatssekretär dann von seinem Schreibtisch aufsprang und ein freiwilliges Reiterregiment bildete, um in den spanischen Krieg zu eilen, als er die Söhne der angesehensten amerikanischen Familien neben den wildesten Burschen aus der Prärie um sich versammelte und bei der Einnahme der Hügel von San Juan sich den Rang eines Obersten erwarb, lockte es Wereschtschagin, ihn in dieser Situation darzustellen. Das Bild, das auf diese Weise entstand, zeigt Roosevelt, wie er, seiner Schar voraus, einen Berg hinaufstürmt, und hat bei der Ausstellung in New-York viel von sich reden gemacht.

Übrigens war Wereschtschagin, wenn es sich um rein künstlerische Fragen handelte, auf Amerika nicht immer gut zu sprechen. Er klagte über geschäftlichen „Humbug", der dort häufig getrieben werde, und unter dem er selbst zu leiden gehabt habe. Als das berühmte Gemälde von Millet: „Angelus", angeblich für 550 000 Francs nach den Vereinigten Staaten verkauft und für 700 000 Francs nach Paris wieder zurückgekauft wurde, konnte er den Nachweis führen, daß ein solches Geschäft in Wirklichkeit niemals abgeschlossen, sondern als Spekulation „à la hausse", um das Publikum über den Wert gewisser Kunstwerke zu täuschen, künstlich in die Welt gesetzt war. Das erwähnte Bild war tatsächlich nach Amerika nicht verkauft, sondern nur verliehen worden. Derselbe Herr, der dies Manöver ausführte, wollte ein ähnliches auch bei Wereschtschagin

versuchen, Käufer, die niemals existierten, und Preise, die niemals gezahlt wurden, erfinden. Als ein solches Anerbieten zurückgewiesen wurde, erklärte der Amerikaner, daß er „zum erstenmal in seinem Leben genötigt sei, Verzicht auf einen sicheren Erfolg zu leisten, den er dem Maler auswirken könne". Die in meinem Besitz befindlichen Briefe von Wereschtschagin enthalten genaue Angaben über die Persönlichkeiten, die in diesen Handel verwickelt sind.

Endlich erfüllte sich auch der Lieblingswunsch Wereschtschagins, Land und Leute in Japan zu studieren. Mitte Januar 1904 teilte er mir mit, daß er ein Werk über „Japan und seine Kunst" unter der Feder habe, das mit zahlreichen Illustrationen versehen werden sollte. „Einige Zeilen als Einleitung mit einer Erklärung der politischen Lage kann ich hinzufügen. Ich habe bereits dem Kaiser und mehreren Ministern über die Lage geschrieben, denn ich habe sie an Ort und Stelle genau studiert," hieß es in diesem Schreiben.

Unmittelbar vor seiner Abreise zum Kriegsschauplatz in Ostasien richtete Wereschtschagin an Georges Claretie nach Paris ein Abschiedsschreiben, in dem er die bedeutungsvollen Worte: „Vielleicht auf Wiedersehen?" einfließen ließ, und dem Grabe seines ehemaligen Lehrmeisters Gérôme einen Gruß sendete. Als Nachschrift findet sich die Bemerkung: „Als ich aus Japan zurückkehrte, habe ich dem Kaiser geschrieben, daß bald ein schrecklicher Krieg ausbrechen würde. Aber der liebenswürdige Mensch, voll von Friedensideen, hat es mir nicht glauben wollen." Dann folgt ein andrer Brief vom 11. März, in dem er sein Bedauern darüber ausspricht, daß in Port Arthur und am Jalu noch so wenig Truppen aufgeboten seien, weil man den Worten des japanischen Gesandten getraut habe, der

immer wiederholte, „daß in einigen Tagen die diplomatischen Beziehungen wieder aufgenommen würden". Der Künstler schließt mit den Worten: „Und das menschliche Elend beginnt wiederum: die Bestie erhebt ihr Haupt, und welche Bestie diesmal! Erinnern Sie sich an das trockene, aber prophetische Wort des Kaisers Wilhelm? Hat man bei Ihnen eine Vorstellung von dem Ernst der Lage?"

Noch ergreifender und unmittelbarer sind die Zeilen, die Wereschtschagin auf seiner Reise durch Sibirien und nach seiner Ankunft in der Mandschurei an seine Frau nach Moskau richtete. Der erste Brief ist in Omsk ohne Datum geschrieben. Der Künstler spricht davon, daß bereits hunderttausend Mann auf der sibirischen Bahn unterwegs seien, und daß ihre Zahl sich bald verdoppeln werde. Der zweite Brief ist am 29. März unsres Stils in Mukden aufgesetzt worden. Wereschtschagin berichtet darin, wie er in einem Militärzuge noch gerade ein Plätzchen und auch sonst überall eine sehr freundliche Aufnahme bei den Offizieren gefunden habe. Man erwarte, daß die Japaner in die Mandschurei eindringen werden, und sei sogar entschlossen, einen Teil der Bahn zu opfern. Er schreibt: „Wundre Dich nicht, wenn Du von unserm Rückzug hörst. Das wird zu unserm Heil geschehen." Drei Tage später befindet er sich in Lhao-jan und meldet, daß man ihm einen ganzen Waggon zur Verfügung gestellt habe, mit dem er jeden beliebigen Zug zur Weiterfahrt benutzen, die Reise auch nach Belieben unterbrechen könne. Der letzte Brief, den seine Witwe erhalten hat, ist aus Port Arthur vom 10. April. Wereschtschagin schreibt aus seinem Eisenbahnwaggon und erinnert daran, wie es jetzt bei ihm neun Uhr des Morgens sei, während er seinen Tee trinke und seinen Osterkuchen esse, bei den Seinigen in Moskau aber erst zwei Uhr in der

Nacht. Eben habe er in Port Arthur seinen Freund, den Admiral Makarow, getroffen, der ihn einlud, mit ihm auf die Reede hinauszufahren, wo man ein großes Schiff versenken wolle, um den Japanern die Einfahrt in die Bucht zu versperren. Der Künstler erblickt den Koloß von fünf Stockwerken, der, auf eine Seite geneigt, dem Untergang geweiht ist. Er erscheint ihm wie ein Bild des menschlichen Lebens, und er muß an seine Tochter denken, die einige Jahre vorher starb und bis zum letzten Augenblick von ihrem nahen Schicksal nichts ahnte. Er beschreibt das Schiff, wie es von den Matrosen verlassen und von zwei Minen auseinandergesprengt wird, wie zwei Säulen von Wasser und Schmutz daraus emporwirbeln, wie es immer mehr sinkt, während der Admiral in seiner Barke wie ein Tiger in seinem Käfig aufgeregt drei Schritte vorwärts und drei zurück macht, bis von dem Schiff nur noch ein schmaler Streifen, der einem langen Fisch gleicht, über dem Wasser zu erblicken ist. Die Nacht bringt er an Bord zu. Er denkt an die Seinigen, an den Dichter Tolstoi, und während er sich das Bild der Zerstörung ausmalt, das ihm immer näherrückt, fängt er zu weinen an. Dann betrachtet er den „Petropawlowsk" und kehrt zu seinem Waggon zurück.

Drei Tage später ereilte ihn mit dem Admiral und seiner Mannschaft auf dem Kriegsschiff das schreckliche Ende. Einer von den wenigen Matrosen, die bei dem Untergang des „Petropawlowsk" gerettet wurden, erzählte unter anderm: „Da hatten wir auch an Bord einen schönen alten Herrn mit einem langen weißen Bart, der aufrecht auf der Brücke stand und immer alles in ein Taschenbuch einschrieb. Wahrscheinlich ist er auch ertrunken. Er war sehr gut."

Wenn es wahr ist, daß sich in der Phantasie des Sterbenden noch einmal auf unerklärliche Weise alles zu-

sammendrängt, was den Inhalt seines Lebens ausgemacht hat, muß in dem Gehirn dieses Mannes, als sich die Wolken von erstickendem Dampf und Rauch, von lodernden Flammen um ihn ballten, ein Aufruhr von Gedanken und Bildern ohne Ende geherrscht haben, für den es keinen Ausdruck gibt. Er hatte von der Welt mehr gesehen als vielleicht irgend ein anderer, der sie geistig zu erfassen sucht, und alles, was er beobachtete und gestaltete, wurde ihm zu ganz persönlichem Eigentum. Er war Russe von Geburt und Gesinnung, Weltmann von Erziehung und Geschmack, überall heimisch und eigentlich nirgends seßhaft, eine Soldatennatur, die sich das Studium des Krieges zur Aufgabe gemacht hatte, um zu beweisen, daß er die furchtbarste Geißel der Menschheit bilde, ein Künstler von immer neuen hochfliegenden Plänen und dabei auf allen Gebieten zu Hause, ein gewandter Schilderer mit der Feder, wie aus seinen Kriegs- und Reiseberichten, und sogar ein wenig Dichter, wie aus seiner Novelle „Der Kriegskorrespondent" hervorgeht, von unerbittlichem Ernst des Schaffens, von unbestochenem Sinn für Wahrheit und Wirklichkeit, kühl berechnend und phantasievoll, im Sehen und Träumen gleich eigenartig und fesselnd, eine der originellsten Kulturerscheinungen, die uns der slawische Osten bisher geboten hat, und zugleich ein Führer und Mensch im vollsten Sinne des Wortes.

Russische Schauspielkunst und das Moskauer künstlerische Theater in Berlin.

Während der Krönung Kaiser Nikolaus' II. hatte die Petersburger deutsche Botschaft im Frühling 1896 neben der roten Pforte in der alten Zarenresidenz ein vornehmes Privathaus gemietet und dort eine Reihe glänzender Festlichkeiten, darunter eine musikalisch-dramatische Soiree, veranstaltet, an der erste deutsche Kräfte teilnahmen. Nur wenige wußten damals, daß in diesem Hause Alexejew, das einem der angesehensten Moskauer Großindustriellen gehörte, ein reges Kunstleben, vor allem auf theatralischem Gebiete, herrschte und einer der Inhaber des Geschäfts sich als Darsteller und Regisseur glänzend bewährt hatte. In der russischen Gesellschaft sprach man überall von dem künstlerischen Ernst, dem fein abgewogenen Zusammenspiel und der glänzenden Ausstattung, mit denen diese Vorstellungen den Charakter des Liebhabertheaters schnell abgestreift und sich zu hervorragenden Bühnenleistungen entwickelt hatten. K. S. Alexejew, der sich als Schauspieler den Namen Stanislawski gab, verfolgte als unabhängiger kunstbegeisterter Mann die Idee, der russischen Bühne neben der nationalen Dichtung auch neue literarische Schöpfungen des Auslandes zuzuführen und sie im Gegensatz zu der schnell fertigen Routine, die ihren Charakter oft grob entstellte, nach sorgfältiger Vorbereitung auf ihre eigene Tonart genau abzustimmen. In dem Dramatiker und Romanschriftsteller Wladimir Nemirowitsch-

Dantschenko, dessen Bruder sich später während des japanischen Feldzuges als Kriegskorrespondent einen klangvollen Namen gemacht hat, fand er einen kenntnisreichen und treuen Bundesgenossen für die Ausführung seiner Pläne. Beide entschlossen sich vor neun Jahren in Moskau zur Begründung des „Künstlerischen Theaters", das sich in kurzer Zeit zur ersten Bühne Rußlands entwickelte und so starke, segensreiche Anregungen wie kein zweites Theater im Zarenreiche ausstreute. Der Erfolg dieses Unternehmens wurde dadurch nicht aufgehalten, sondern nur beschleunigt, daß die Bühnenleiter und Schauspieler der alten schablonenhaften Richtung über die jungen „Dilettanten" spotteten, die alles besser wissen wollten und mit Umgehung abgebrauchter Kräfte ihr frisches Material hernahmen, wo sie es fanden. Eine ehrliche und nachhaltige Begeisterung hatte die Jugend erfaßt, die sich als Darsteller, Dekorationsmaler und Kostümzeichner der Führung der beiden vornehm denkenden Männer unterordneten und aus der Anerkennung des Publikums bald herausfühlten, daß sie auf richtigem Wege neuen Zielen zustrebten. Das „Moskauer künstlerische Theater" übernahm für Rußland alsbald die Aufgabe, die in Deutschland die Meininger bei der Aufführung klassischer Dramen so glänzend erfüllt hatten. Gleichzeitig stellte es sich aber auch in dieselbe Reihe wie das von Antoine in Paris begründete „Théâtre libre", mit der erfolgreichen Nachahmung, die es in der Berliner „Freien Bühne" gefunden hatte. Das „Künstlerische Theater" hielt die Überlieferung des nationalen russischen Dramas aufrecht, indem es die Handlung in einer bisher unbekannten Weise für das Auge der Zuschauer lebendig machte. Es schützte sich dadurch vor jeder Einseitigkeit, daß es bis auf die „Antigone" des Sophokles und den „Julius Cäsar"" Shake-

speares zurückgriff, um des großen dramatischen Stils nicht verlustig zu gehen. Gleichzeitig fand das Unternehmen aber auch in der realistischen Kleinmalerei Gorkis und Tschechows, in den Dramen Ibsens und Hauptmanns lockende Aufgaben, die mit ebensoviel liebevollem Fleiß wie technischer Geschicklichkeit gelöst wurden. Bei wiederholten Gastspielen in Petersburg holten sich die Künstler die Bestätigung dafür, daß sie nicht nationaler Überschätzung oder Moskowiter Voreingenommenheit, sondern ehrlichem Wollen und Können ihre Erfolge zu verdanken hatten.

Russische Schauspielkunst vermochte bisher auf den Geschmack des westlichen Europas keinen tieferen Einfluß auszuüben, obwohl sie an interessanten Begabungen nicht arm war.

Unter den russischen Darstellern in der ersten Hälfte des vergangenen Jahrhunderts hat sich kaum einer größerer Beliebtheit erfreut als P. C. Motschalow, von dessen tragischer Kraft uns eine Anzahl namhafter Zeitgenossen in Erinnerungen und Kritiken ausführlich erzählen und dessen Andenken im Frühling 1898, an seinem fünfzigsten Todestage, von seinen Landsleuten wieder aufgefrischt wurde. Mit dem Jahrhundert geboren, erreichte er nur ein Alter von achtundvierzig Jahren, entwickelte sich aber so frühzeitig und glänzend, daß er ein volles Menschenalter hindurch auf dem Gebiete der Menschendarstellung als Kraft ersten Ranges gefeiert wurde. Er war nichts weniger als ein sogenannter denkender Künstler, der die Wirkungen seiner Rolle mosaikartig zusammensetzt und durch die Feinheiten der Technik sein Publikum darüber zu täuschen sucht, daß er den Inhalt einer Rolle nicht völlig erschöpft. Motschalow erschien auf der Bühne als gewaltige Naturkraft, die mit ihren Ausbrüchen oft noch nie dagewesene Wirkungen her-

vorbrachte, zuweilen die Zuschauer aber auch durch das Unausgeglichene oder geradezu Verfehlte der Spielweise verdroß. Auf die charakteristische Genauigkeit des Kostüms oder eine dem Wesen der Rolle entsprechende Maske legte er wenig Gewicht. Sein Darstellungsmittel war fast ausschließlich die Fülle und Wandlungsfähigkeit, die er seinem Vortrag zu geben wußte. Aus einem athletenhaft geformten Brustkasten holte er Töne hervor, die in der Ruhe durch ihre Einfachheit und Weichheit erfreuten, während sie in der Leidenschaft durch ihre elementare Gewalt das Publikum erschütterten. Sein Hauptverdienst bestand darin, daß er das Moskauer Theaterpublikum zum erstenmal mit den Werken Shakespeares bekannt machte, also für Rußland dasselbe unternahm, was Schröder für Deutschland und Garrick für England geleistet haben, obwohl er sowohl an literarischer Bildung wie an gesellschaftlicher Stellung hinter beiden weit zurückblieb.

Die mächtige Leidenschaft, von der er auf der Bühne erfüllt war, ließ ihn auch im Leben nicht zur Ruhe kommen und in vollen Flaschen für die Bewältigung seiner Rollen eine gefährliche Anregung suchen. Von den tollen Auftritten, zu denen es bei solchen Gelegenheiten zwischen ihm, seinem Direktor und den Kollegen des Künstlers kam, wenn ihn nicht der Geist des Dichters, sondern der der Weinstube hinriß, wissen seine Freunde aus den dreißiger und vierziger Jahren manche fast unglaublich klingende Stückchen zu erzählen. Unter anderm soll er einmal seinen eigenen Direktor Gedeonow, der den widerspenstigen Schauspieler als Hamlet sehen wollte und ihn zu diesem Zweck selbst aufsuchte, im berauschten Zustande hinausgeworfen haben. Neben den melancholischen Dänenprinzen waren Othello, Lear, Romeo und Richard III. seine Hauptrollen.

Den dämonischen Charakter Glosters soll er mit solcher Genialität erfaßt und versinnlicht haben, daß der Regisseur, der ihm im letzten Aufzug während der Schlacht von Bosworth das Stichwort zum Auftreten geben wollte, bei seinem Anblick entsetzt zurückprallte, weil er nicht Motschalow, sondern in Wirklichkeit die unheimliche Gestalt des in den Tod stürzenden Königs vor sich zu sehen glaubte. Durch seine Shakespearedarstellungen wurde dieser Künstler ein Vorkämpfer der Literatur, indem er dem russischen Publikum einen ungeahnten Begriff vom Wesen der tragischen Kunst beibrachte und die Trockenheit des französischen Klassizismus in den Hintergrund drängte. Ebenso bedeutend muß Motschalow in Schillerschen Dramen gewesen sein, von denen er namentlich die „Räuber" und „Kabale und Liebe" bevorzugte. Er spielte zuerst den Karl, dann den Franz Moor, ebenso die Rolle des Ferdinand und die des alten Miller. Aus den Schilderungen, die der berühmte Belinski in seinen kritischen Aufsätzen von diesem Schauspieler namentlich als Hamlet gibt, geht hervor, daß er bei allen seinen Fehlern und Ungleichheiten eine ungewöhnlich geniale und fortreißende Natur gewesen sein muß.

Eine ebenso interessante Persönlichkeit des russischen Theaters war Schtschepkin, dem es gelang, sich von dem traurigen Lose eines Leibeigenen zu dem Gipfel seiner Kunst emporzuarbeiten und sich die Achtung jenes Schriftsteller- und Gelehrtenkreises zu verschaffen, deren literarischer Geschmack auch für sein Rollenfach maßgebend wurde. Während er das klassische französische Repertoire beherrschte, gelang es ihm auch, der aufblühenden dramatischen Literatur Rußlands und dem nationalen Charakter, den sie anzunehmen begann, einen vollwertigen künstlerischen Ausdruck zu geben. In den Jahren 1822—1823 schrieb Gribojedow,

der vier Jahre später als bevollmächtigter Gesandter am Hofe zu Teheran durch die Säbel meuterischer Perser einen schrecklichen Tod finden sollte, sein Lustspiel „Wehe dem Gescheiten", das man nicht mit Unrecht mit der scharfen Satire und dem charaktervollen Ernst des Molièreschen „Misanthrope" verglichen hat. Auch in dem Stück des Russen spielt die Hauptrolle ein von Wahrheitsdurst erfüllter und gegen die Lüge und Verstellung eifernder Mann, der dafür von der Gesellschaft zuerst ausgelacht und dann allen Ernstes für verrückt erklärt wird. Tschatzki liebt die Tochter Famusows, eines abgenutzten, nur nach Rang und Titeln strebenden Beamten, muß es aber erleben, daß das törichte Mädchen ihn auslacht und einen unbedeutenden Menschen ohne persönliche Würde, an dem ihr Vater Gefallen findet, bevorzugt. Da erfaßt ihn das Gefühl der Empörung und er schüttet über diesen Kreis von Männern und Frauen, in dem immer ein Betrüger mit einem Dummkopf abwechselt, die ganze Fülle seiner Satire aus. Niemand versteht den reinen und idealen Ursprung, auf den diese rücksichtslose Befehdung des Hohlen und Abgestorbenen zurückzuführen ist. Die Schuldigen, die von der Peitsche des Spotts getroffen werden, rächen sich für diese Verurteilung dadurch, daß sie der ehrlichen Entrüstung Tschatzkis allerlei unlautere Beweggründe unterschieben. Daß es in seinem Kopfe nicht richtig sei, ist für sie ohne weiteres klar. Man hält ihn sogar für den Anhänger eines revolutionären Geheimbundes, bis die Lösung der Handlung zeigt, wie recht der ritterliche Tschatzki mit der erbarmungslosen Kritik seiner Umgebung hatte. „Wehe dem Gescheiten" ist in eleganten, rhythmisch mannigfach bewegten Versen geschrieben, die sich als kleine Münze der Konversation bald die Salons von Petersburg und Moskau er-

oberten und noch jetzt im landläufigen Sprachschatz wiederholt angewendet werden. Wir besitzen aus dem Anfang der fünfziger Jahre eine Übersetzung des Stücks von Dr. Bertram, die sich verhältnismäßig gut liest, aber doch nicht imstande war, dem Werk Eingang auf unseren Bühnen zu verschaffen. Viel besser ist es dem Gogolschen „Revisor“ ergangen, das den Russen als das beste Lustspiel ihrer Nationalliteratur erscheint und sich nach verschiedenen, weniger glücklich ausgefallenen Anläufen in Deutschland sogar das Berliner Schauspielhaus erobert und dort dauernd behauptet hat. Die Satire auf das bestechliche Beamtentum ist noch vernichtender als bei Gribojedow und das Lustspiel, weit davon entfernt, leere Späße vorzubringen, bei liebevoller Analyse der Charaktere und origineller Detailmalerei zugleich eine Strafpredigt und Sühne für jahrhundertelang fortgesetzte Betrügereien. Die Kunst des Dichters zeigt sich vor allem darin, daß es ihm durchweg gelungen ist, das Schurkische des Tschinowniktums, das auf der Bärenhaut liegt und sich die Taschen mit dem Geld armer Leute vollstopft, im Humoristischen aufzulösen, so daß der Zuschauer aus dem Lachen kaum herauskommt. In beiden Stücken triumphierte seinerzeit die große Begabung Schtschepkins.

Sadowsky, ein Schüler des eben genannten Schauspielers, zeigte die Bühnenkunst der Russen wieder unter einem anderen literarischen Stern. Seine Laufbahn hat ihre Richtung durch die Dramen des im Jahre 1886 verstorbenen Ostrowski erhalten, der auf den Namen eines wahrhaft volkstümlichen Bühnenschriftstellers Anspruch machen kann. Gribojedow schilderte die Verlogenheit des Salons, Gogol die Verkommenheit des Beamtentums. Ostrowski dagegen ging in die Wohnungen der Kaufleute und Kleinbürger, belauschte ihre Eigentümlichkeiten, Sitten und

Gebräuche und fand bei ihnen eine Fülle tragischer und heiterer Situationen, an die sich keiner seiner Vorgänger bisher herangewagt hatte. Der russische Kaufmann in seiner eigentümlichen Mittelstellung zwischen den niederen und den gebildeten Klassen, mit seinem selbsterworbenen Reichtum, der doch seinen oft recht zweifelhaften Ursprung nicht verleugnen kann, mit dem Patriarchentum, das die Familie lenkt und gegen das sich die nach Selbständigkeit ringende Jugend bereits auflehnt, mit dem Hängen an alten Sitten und Gebräuchen, die unhaltbar, lächerlich und gefährlich geworden sind, mit Frauen und Mädchen, die den Mut einer selbständigen Meinung längst verloren haben und deren Wille durch fortwährendes Nachgeben gänzlich gebrochen ist, dies alles bildet das Stoffgebiet für die Handlung in den Ostrowskischen Stücken, die bald humoristisch, bald tragisch ausklingen. Mit dem Drama das „Gewitter", in dem eine des Treubruchs schuldige Frau in den Fluten der Wolga Erlösung von ihren Gewissensqualen sucht, wurde in Berlin ohne rechten Erfolg ein Versuch gemacht. Ostrowski hat auch eine Anzahl dramatisierte Chroniken, wie er sie selbst nannte, geschrieben und die Erhebung der Russen gegen die Polen im siebzehnten Jahrhundert in seinem „Kusma Minin", die Zeit des Mittelalters in dem Drama „Der Wojewode oder der Traum an der Wolga" und in einem dritten Stück den „falschen Demetrius" geschildert. Die bedeutendste „Chronik" aus ähnlichem Stoff führt den Titel „Wassilja Melentjewa" und stammt aus dem Jahre 1868. Über dies Werk macht Alexander von Reinhold in seiner „russischen Literaturgeschichte" einige treffende Bemerkungen: „Ganz dem finsteren Charakter Iwans des Schrecklichen entsprechend ist auch die Wirkung dieses Dramas schauererregend. Die ehrgeizige Witwe Wassilja wird die Ge-

liebte des Schrecklichen; sie will aber auch Zarin werden und überredet ihren heimlichen Liebling Kolitschew, die Gemahlin Iwans zu vergiften. Das geschieht, aber sie selbst verrät im Traum ihre Leidenschaft zu Kolitschew und stürzt sich dadurch ins Verderben. Bezüglich aller Dramen Ostrowskis muß bemerkt werden, daß sie sich durch fließenden Dialog, volkstümliche Sprache, typische Ausdrucksweise und die Verse sich durch Glätte und edlen Schwung auszeichnen."

Als es in den beiden russischen Hauptstädten noch regelmäßig deutsche Vorstellungen gab, die sich auf den größten Teil der Saison ausdehnten, waren die Berührungspunkte unserer und der russischen Schauspielkunst zahlreicher und inniger, als sie gegenwärtig sind. Der Ruhm eines Wassiliew und Martinow, die beide in der Fülle ihrer Kraft in Petersburg starben, hat sich lange erhalten und die Erinnerung an die charakteristische Ursprünglichkeit eines Samoilow auf die nächste Generation in voller Frische übertragen. Künstler und Kenner der Schauspielkunst wie Friedrich Haase und Frau Niemann, die lange in Petersburg engagiert waren, wie Barnay und Possart, die bei ihren Gastspielen bis in das Herz Rußlands vorgedrungen sind, haben sich sehr schmeichelhaft über die weiblichen tragischen Talente aus der Neuzeit geäußert, namentlich über die leidenschaftliche Kraft einer Fedotowa, deren tonangebende Stellung sich wie die von Charlotte Wolter bis in das vorgerückte Alter erhalten hat, und einer Jermolowa, die auch in Schillerschen Rollen geistvoll erfaßte und gelöste Aufgaben fand.

Schon in den achtziger Jahren des verflossenen Jahrhunderts machte Frau Gorewa in Berlin den Versuch, unserem Publikum einen Begriff von russischer Schauspielkunst zu geben. Sie hatte damit aber wenig Glück, weil

sie die Stärke ihres Talents und das Interesse, das man ihrer Persönlichkeit entgegenbrachte, wesentlich überschätzte. Als Übelstand wurde es auch empfunden, daß sie allein russisch, ihre Umgebung dagegen deutsch sprach, und daß sie sich ausschließlich auf die Darstellung französischer Dramen beschränkte. Einen bedeutenderen Eindruck machte im Frühling 1899 Frau Ssawina, eine namhafte Schauspielerin vom Alexandra-Theater in St. Petersburg, die mit einem ganzen Stabe russischer Künstler zu uns herüberkam. Sie zeigte sich als Magda in Sudermanns „Heimat" als eine geistvolle und scharfe Darstellerin, ohne allerdings in Erscheinung und Organ durch äußere Mittel zu bestechen oder gar den Eindruck einer Duse oder Sarah Bernhardt zu hinterlassen. Bei der Aufführung der erwähnten „Wassilija Melentjewa" wurden durch die Kostüme und Dekorationen, die aus St. Petersburg mitgebracht waren, bereits eigenartige Bilder russischer Inszenierungskunst entrollt.

Die Moskauer Gäste, die im Winter 1906 im Berliner Theater erschienen, verfolgen aber ganz andere und künstlerisch höhere Ziele als ihre Vorgänger. Sie haben nicht nur ein großes, trefflich eingeübtes Personal, sondern auch für die zur Aufführung bestimmten fünf Stücke alle Dekorationen, Kostüme und Requisiten des Theaters mitgebracht, das ihnen wohlhabende Freunde, darunter der bekannte hilfsbereite Morossow in Moskau, genau nach ihren Wünschen erbaut haben. Sie verfügen dort in einem für 1200 Personen eingerichteten Hause in Kamergerskij Pereulok über alle modernen technischen Hilfsmittel, wie die Drehbühne, und die Anpassung ihres szenischen Apparats an eine fremde Umgebung war mit großen Schwierigkeiten verbunden. Trotzdem haben sie mit einem Schlag das Berliner Publikum für sich zu interessieren gewußt und bei dem

Verlauf ihres Gastspiels bei Kennern und Liebhabern außerordentlichen Beifall hervorgerufen. Der Umstand, daß sich infolge der inneren Unruhen im Osten zahlreiche Russen bei uns aufhielten, gab dem Erfolg allerdings einen besonders lebhaften Ausdruck. Aber auch davon abgesehen, mußten wir den Künstlern für vieles Schöne und Eigenartige zu aufrichtigem Dank verpflichtet sein.

Es war ein glücklicher Gedanke, daß sie mit dem Werk eines Autors wie Alexei Tolstoi begannen, der in der vordersten Reihe der modernen russischen Dramatiker steht. Nur verwechsle man die beiden russischen Dichter und Grafen Tolstoi nicht miteinander, denn sie sind im Leben wie in der Kunst ganz verschiedene Wege gegangen. Auch läßt sich zwischen ihnen kaum eine Verwandtschaft nachweisen, obwohl ihr Name so viel wie „dick" bedeutet und ein Deutscher, der so hieß, vor vielen Generationen nach dem Osten ausgewandert sein und sich dort in dieser Weise umgetauft haben soll. Sind all die Tolstoi, die wir unter den Schriftstellern, Staatsmännern, Gelehrten und Künstlern Rußlands antreffen, wirklich seine Nachkommen, so hat sich ihr Kreis derartig erweitert, daß die Ähnlichkeit zwischen ihnen schon längst erloschen ist. In jedem Fall kann man sich keine verschiedeneren Charaktere denken, als den alten Leo Nikolajewitsch, den weltbekannten Einsiedler von Jasnaja Poljana, der im Bauernkittel von der Erlösung der Menschheit durch die Rückkehr zur Natur träumt, und dem vornehmen Hofmann Alexei Konstantinowitsch, der sich ganz als Künstler und Kunstliebhaber fühlte, und sein Herrenbewußtsein auch dann nicht verleugnete, wenn er als Jäger einsam durch den Wald streifte. Bei dem einen tritt uns das Russentum in seiner urwüchsigen Kraft, Abgeschlossenheit und Einseitigkeit entgegen, die aus

dem Slawentum eine neue chinesische Mauer gegen europäische Einflüsse schaffen möchte. Bei dem anderen finden wir einen begeisterten Schüler der westlichen Kultur, der mit Bildung und Geschmack gesättigt, in Deutschland und Italien seine zweite Heimat sah, und über die russische Steppe eine Saat geistiger Anregungen auszustreuen suchte. Jener hat sich stets mit Leidenschaft an gegenwärtige Zustände und persönliche Eindrücke geklammert, um das Leben in der Tiefe mit all seinen Wonnen und Schrecken zu erfassen. Dieser sah die Aufgabe seines Schaffens darin, große geschichtliche Perioden seines Volkes heraufbeschwören und anschaulich zu zeigen, welch ungeheurer Verbrauch von Kräften nötig war, um aus den zerstreuten Stämmen der slawischen Ebene einen festgefügten Staat zu bilden. Leo Tolstois höchster Ehrgeiz drückt sich darin aus, den Dichter zu verleugnen und für einen einfachen Bauern gehalten zu werden. Alexei Tolstois schönste Erinnerung bestand darin, daß er als zehnjähriger Knabe von seinem Onkel zu Goethe nach Weimar gebracht und von dem Dichter auf den Schoß genommen wurde.

Alexei Tolstoi kam wenige Wochen nach seiner Geburt im Jahre 1817 nach Kleinrußland und blieb dort bis zu seinem achten oder neunten Jahre unter der Obhut seiner Mutter und seines Onkels, der sich ebenfalls literarisch betätigte und später Kurator der Universität in Charkow wurde. Als einziges Kind erhielt der geistig geweckte Knabe eine sorgfältige Erziehung im Hause und zeigte frühzeitig eine lebhafte Phantasie, die durch fleißige Lektüre immer mehr angespannt wurde. Das bunt bewegte Volksleben der Ukraine mit den Sagen und Märchen, die sich aus alter Zeit dort erhalten haben, der Anblick der unendlichen Wälder, der schönen Sommerabende und träumerischen Mond-

nächte gaben seinem Wesen frühzeitig einen Zug zum Romantischen, das sich von der Alltäglichkeit gern zu großen Anschauungen erhebt und dem Geist geschichtlicher Entwicklung nachzuspüren sucht. Als er mit seinen Eltern nach Petersburg zurückkehrte, wurde er als Gespiele dem Thronfolger, dem späteren Kaiser Alexander II., der ein Jahr jünger als er war, zugeteilt und erschien bei ihm regelmäßig bei den Gesellschaften, die sich um ihn an den Sonntagabenden bildeten. Mit neunzehn Jahren trat er in den diplomatischen Dienst und wurde der russischen Gesandtschaft bei dem Deutschen Bundestag in Frankfurt a. M. beigegeben, um wieder nach Petersburg zurückzukehren und in die Sektion der kaiserlichen Kanzlei einzutreten, die sich mit der Ausarbeitung der Gesetze beschäftigte. Beim Ausbruch des Krimkrieges trat er 1855 in die Armee ein, kam aber nicht ins Feuer, sondern blieb mit seinem Regiment in Odessa, das von der Typhusepidemie furchtbar heimgesucht wurde. Nach der Krönung Alexanders II. wurde er dessen Adjutant und Oberjägermeister. Diesen Titel behielt er auch, als er bald darauf dem Militär- und Hofdienst entsagte, um sich ausschließlich mit literarischen und künstlerischen Plänen zu beschäftigen. Er sah es als ein besonderes Glück seines Lebens an, daß er im Alter wieder bei seinen Jugendeindrücken anknüpfen und die Luft der kleinrussischen Wälder atmen konnte, die er über alles liebte. Er starb im Jahre 1875 auf seinem Gut im Tschernigowschen Gouvernement.

Bei seinem Tode richtete Iwan Turgenjew an die Redaktion des „Europäischen Boten" einige warm empfundene Zeilen, in denen er der Vorzüge seines Freundes mit charakteristischen Worten gedachte. Er nannte ihn eine ritterliche, tief humane Natur, „ehrenhaft, wahrhaft, allen

guten Gefühlen zugänglich, opferbereit, hingebend bis zur Zärtlichkeit, unwandelbar treu und bieder". Er rühmte es ihm ferner nach, daß seine gesellschaftliche Stellung und Verbindungen ihm einen breiten Weg zu allem eröffneten, was von den Menschen geschätzt wird, daß er aber seinem Berufe, der Poesie, der Literatur treu blieb und nichts anderes als eben nur das sein wollte, wozu ihn die Natur gemacht hatte, ein Dichter im vornehmen Sinne des Wortes. In der Tat liegt dem poetischen Schaffen von Alexei Tolstoi alles Niedere, Flüchtige und Geschäftsmäßige fern. Alles, was aus seiner Feder floß, legte Zeugnis ab für die hohe Auffassung, die er von seiner Kunst hatte, von dem unbeugsamen Ernst, mit dem er an der Entwicklung seines Talents arbeitete. Er zitierte Schatten aus der Vergangenheit und erfüllte sie mit seinem Blut, so daß sie als lebendige Wesen erschienen und mitten unter dem Volk wandelten, angestaunt, verehrt und geliebt wurden. Er war eines mächtigen Pathos fähig, das wie Schwertergeklirr tönte, und konnte ebensogut feinere Gefühle, die in der Menschenbrust leben, zum Ausdruck bringen.

In seiner ganzen künstlerischen Anschauung lebt viel von deutschem Geist und Gemüt in der Übertragung auf russische Verhältnisse, die er in dreifacher Form als Balladendichter, als Romanschriftsteller und als Dramatiker künstlerisch gestaltete. Aber sein Pathos hatte nichts Geschwollenes und Steifes, sondern war der natürliche Ausdruck seines menschlichen Empfindens, seiner reinen Vaterlandsliebe, seiner hohen geistigen Kultur. Wenn er Schillerschen Gefühlsschwung in der Seele seines Volkes entzündete, wußte er gleichzeitig auch mit den Waffen des Humors und der Satire für das zu kämpfen, was er für wahr und echt hielt im Gegensatz zu den vergänglichen Gebilden der Tages-

mode. Seine Ballade „Potok der Recke" ist mit feinen Spitzen des Witzes gegen allerlei Übertreibungen und Rohheiten des Geschmacks versehen, und ebenso war er einer der Schöpfer des „Kuzma Prutkow", der als öder, ideenloser Philister zum Ergötzen der Leser durch die Spalten des Witzblattes „Der Funke" wanderte.

Von der Gewalt seiner Sprache legen vielleicht seine historischen Balladen, mit denen er in die russische Poesie eine ganz neue Dichtungsform einführte, das beredteste Zeugnis ab. Da rollt der Fluß der Begebenheiten wie ein Bergstrom in ungehemmter Pracht herab und die Beschreibungen der Menschen und Zustände zeigen eine Plastik und Farbenfülle, daß sie sich nicht nur dem innern Gefühl beim Lesen, sondern auch dem Ohr beim Vortrag unvergeßlich einprägen. Leider ist es bis jetzt noch keinem Fremden gelungen, diese Verbindung von Glanz und Kraft in einer Übertragung vollständig wiederzugeben, so viele Versuche dieser Art auch gemacht worden sind. Die Schwierigkeit, die das Verständnis der russischen Sprache den meisten bietet, macht es ihnen unmöglich, die Schönheiten dieser Gedichte voll zu würdigen.

Tolstois dichterisches Wesen wurzelte durchaus in der Verehrung der alten Kunst und unserer modernen Klassiker. In dem kleinen autobiographischen Aufsatz, den wir von ihm besitzen, erzählt er, welchen gewaltigen Eindruck die Kunstschätze Italiens auf ihn machten, als er das „gelobte Land" mit dreizehn Jahren zum ersten Male kennen lernte, wie er in der Nacht aufstand, um die Büsten und Bilder immer wieder zu betrachten, die sein Onkel in Venedig erstanden hatte, und wie er in Rußland oft von einer geradezu krankhaften und unstillbaren Sehnsucht erfaßt wurde, Florenz, Rom und Neapel wiederzusehen. Ein Stück Italien glaubte er allerdings auch in dieser Heimat wieder-

zufinden, wenn er die sonnigen Ufer der Krim in schön geformten und empfundenen Sonetten besang, ohne indessen die Spuren jenes Kunstlebens zu finden, die ihn dort entzückte. Dem Andenken Mozarts und Hoffmanns widmete er sein Drama „Don Juan", in dem er den Charakter des unwiderstehlichen Verführers und Genußmenschen mit den Zügen des Faust in seinem Ringen um höhere Erkenntnis geistreich zu verbinden suchte. Aber für die Ausführung solcher idealen Gestalten, wie sie Tolstoi vor der Seele schwebten, war die Zeit in Rußland schlecht gewählt, denn während der sechziger Jahre waren dort alle führenden Geister auf die Fahne des äußersten Realismus eingeschworen. Sie bemühten sich, zu schildern, was sie selbst gesehen hatten, und was ihnen als Spiegel der Zeitbewegung erschien, wie sie sich nach Aufhebung der Leibeigenschaft in heftigen Kämpfen gestaltete. Man war geneigt, Alexei Tolstoi in seinem Schaffen glatt und kalt zu schelten, und er rächte sich an seinen Tadlern mit dem Gedicht „Der Strömung entgegen", indem er für das Recht der tendenzlosen Kunst eintrat.

Unbeirrt ging er daran, eine der merkwürdigsten und originellsten Epochen der russischen Geschichte, die Zeit Iwans des Grausamen auszugraben, der während seiner fünfzigjährigen Regierung eine der rätselhaftesten Persönlichkeiten der Weltgeschichte bildete und von dem Gebaren eines gottergebenen Mönches bis zu den Wahnsinnsanfällen eines blutdürstigen Tyrannen die widersprechendsten Empfindungen in sich vereinigte. Tolstoi gelang es, in seinem Roman „Fürst Serebrjanij" 1863 das russische Leben im sechzehnten Jahrhundert mit derselben Breite und Behaglichkeit zu schildern, wie es Walter Scott mit seiner schottischen Heimat getan hat. Moskau lebt mit dem seltsamen Gemisch seiner

Bewohner vor uns auf. Wir lernen das öffentliche und häusliche Gebaren der Edelleute kennen. Wir sehen den grausen Zaren, wie er, von seiner gefürchteten Leibwache umgeben, die Stadt mit Angst und Schrecken erfüllt und sich auf dem roten Platz an den entsetzlichsten Massenhinrichtungen ergötzt. Daneben fehlt es aber auch nicht an einer fein angelegten Liebesgeschichte als Gegenspiel zu dem blutigen Realismus der Haupthandlung, während der politische Hintergrund beständig daran erinnert, daß mit Blut und Eisen ein Staat zusammengeschweißt und den europäischen Völkergruppen an die Seite gestellt wird.

In den Jahren 1865—1870 veröffentlichte Graf Tolstoi das Hauptwerk seines Lebens, seine dramatische Trilogie, die mit der Schilderung Iwans des Grausamen in seinem Todesjahre 1584 anhebt, in ihrer Fortsetzung die Regierung seines schwachen Sohnes Fedor mit den inneren Parteikämpfen auf die Bühne bringt und mit der Charakteristik des Thronräubers Boris Godunow ihren Abschluß findet. Das erste von diesen Stücken „Der Tod Iwans des Schrecklichen" wurde häufig in Petersburg gegeben und mit Recht als eine der wertvollsten dramatischen Dichtungen Rußlands hochgeschätzt. Der Zar, mit dessen Leben es bedenklich abwärts geht, will dem Thron entsagen, wird aber auf das Anraten Godunows von der Duma gebeten, die Regierung weiterzuführen. Er erfüllt diese Bitte und sucht sich an Beweisen der Gnade für seinen Günstling zu übertreffen. Bald verfällt Iwan aber wieder in die früheren Anfälle von Raserei und Mordlust, so daß Godunow den Entschluß faßt, die Stimmung des Volkes gegen ihn aufzuhetzen. Das Drama, das in den ersten Akten mehr den Charakter einer Haupt- und Staatsaktion trägt, entwickelt gegen den Schluß einen lebhafteren theatralischen Schwung.

Dem grausen Zaren ist von den Wahrsagern für einen bestimmten Tag der Tod verkündet worden. Nun sitzt er beim Schachspiel und spottet der Verheißung, da er sich wohl fühle und die Frist, mit der man ihm gedroht habe, zu Ende gehe. Da versteht es Boris Godunow mit unheimlicher Meisterschaft den Zaren absichtlich in Wut zu versetzen, so daß er bei diesem Zornausbruch ohnmächtig zusammenfällt und stirbt. In deutscher Sprache wurde dies Drama vor einer Reihe von Jahren in einer Übersetzung von Katarina Pawlow mit Otto Lehfeld in der Titelrolle in Weimar und später auch von Ernesto Rossi in italienischer Sprache bei einem Gastspiel des Künstlers im Berliner Bellealliancetheater 1891 zur Darstellung gebracht.

Um die Aufführung des zweiten Teils der Trilogie „Zar Fedor Joanowitsch" hat sich das Moskauer künstlerische Theater große Verdienste erworben und damit sowohl in der alten Krönungsstadt an der Moskwa wie während der Fastenzeit auch in Petersburg große Erfolge errungen. Wie weit diese berechtigt waren, sollten wir nun bei dem Gastspiel dieser Bühne im Berliner Theater kennen lernen. Das dritte Drama zeigt die Umwandlung des klugen, überlegenen Boris Godunow in einen selbstquälerischen Tyrannen, der wegen der Ermordung des jungen Demetrius furchtbare Gewissensbisse leidet und bei seinem Verscheiden den Staat in wildem Aufruhr hinterläßt. Hier begegnet sich die Dichtung Tolstois mit dem Drama Puschkins, dessen einzelne Teile von wunderbarer historischer Wahrheit, aber leider so zerrissen sind, daß sie sich jeder Bühnenaufführung widersetzen.

Die Moskauer Künstler begannen ihr willkommenes Gastspiel mit dem zweiten Stück, das anscheinend nicht so dankbar und jedenfalls viel schwieriger zu spielen ist. Sie

verstanden es aber in allen Teilen der Aufführung, das alte Moskau zu jener Zeit, als auf den grausen Zar ein gutgearteter, willensschwacher Sohn gefolgt war und die Vertreter der alten und neuen Zeit einander heftig bekämpften, trefflich zur Anschauung zu bringen, ohne daß der Prunk der Gewänder bei dem Zaren, seiner Gattin Irina und den Bojaren, die dekorativen Effekte in dem berechtigten Streben nach realistischer Wahrheit irgendwie störend hervorgetreten wären. Im Spiegel einer weit zurückliegenden Vergangenheit entdeckte man unvermutet Züge aus der unmittelbaren Gegenwart, Ähnlichkeiten mit Strömungen, die den russischen Kaiserhof Nikolaus' II. beherrschen und die schreckliche Katastrophe der letzten Jahre wesentlich verschuldet haben. Der schwächliche Fedor Joannowitsch, der keines selbständigen Entschlusses fähig ist, sich bald von dem einen, bald von dem andern seiner Ratgeber bestimmen läßt und im Gefühl seiner Unzulänglichkeit Trost in der Liebe seiner Frau sucht, wirkte wie ein wohlgetroffenes Porträt des jetzt regierenden Zaren. Der Schauspieler, der diese Rolle zuerst in Rußland gab, wies auf diese Ähnlichkeit sogar bei der Wahl der Maske hin, eine Kühnheit, die er sich allerdings bei den Wiederholungen des Stückes auf bestimmten Befehl wieder abgewöhnen mußte. Wesentlich höher als diese Äußerlichkeit, die nicht unterschätzt werden soll, standen die fein abgewogene Kunst, mit der das Wesen der Dichtung für das Auge der Zuschauer anschaulich gemacht war, und das harmonische Zusammenspiel der Gesellschaft, bei dem der einzelne seinem Partner ebensoviel Wirksames in die Hand zu legen schien, wie er von ihm empfing. Der große Schröder in Hamburg pflegte von einem „Konzertieren" der Bühnenaufführung zu sprechen, die ihm als Ideal vorschwebte. Bei den Russen war dies Ziel tatsäch-

lich erreicht, einmal durch die viel zahlreicheren Proben, denen sich diese Schauspieler im Gegensatz zu der übereilten Arbeit der meisten Bühnen unterwerfen, dann aber auch durch den lobenswerten Grundsatz, daß der Beste unter ihnen, der heute eine tragende Rolle durchführt, sich keinen Augenblick bedenkt, morgen in einer Episode nur zwanzig Worte zu sprechen. Die Schauspieler wirkten wie Mitglieder eines Orchesters, das von einem Dirigenten mit der reformatorischen Kraft und Begabung eines Hans von Bülow geleitet wurde. Dadurch wurde es möglich, jede Gefahr des Virtuosentums zu unterdrücken und auch in dem Geringsten den künstlerischen Ehrgeiz zu pflegen, daß er als wertvoller Mitarbeiter seinen Platz auszufüllen habe. Natürlich konnten bei dieser sorgfältigen Vorbereitung im Laufe des Winters nur wenige Stücke, meistens vier bis fünf, einstudiert werden.

Die prächtigen Bilder in dem Drama „Zar Fedor Joannowitsch" in dem alten Palast des Kreml, wenn die vorübergehende Aussöhnung zwischen dem kriegerisch tapferen Schiuskij und dem diplomatisch schlauen Boris Godunow erfolgt, der Aufzug der Bojaren, die sich vor dem Herrscher dreimal zur Erde werfen und mit der Stirn den Boden berühren, das schüchterne Eindringen der Kaufleute, die sich zuerst erstaunt und verwundert über die Pracht und Herrlichkeit umsehen, dann auf den Knien zu dem Zaren rutschen und, um Schutz flehend, wie furchtsame Hunde seine Hände und Gewänder mit Küssen bedecken, die Szenen vor der Archangelskirche bei der Panichide für den verstorbenen Zar Iwan mit dem feierlichen Aufzug und den vor der Tür liegenden oder stehenden Büßern und Bettlern konnten in ihrer malerischen Wirkung unmöglich übertroffen werden. Sie schienen aus den Rahmen jener großen historischen

Bilder getreten zu sein, wie sie Constantin Makowski malt, während man glauben mochte, daß sein Bruder Wladimir Makowski, der ausgezeichnete Genremaler, der in bezug auf Feinheit der Charakteristik unserm Adolf Menzel die Hand reicht, die Vorbilder für die Typen aus dem Land- und Volksleben im „Onkel Wanja“ und dem „Nachtasyl“ geschaffen habe. Jenes Schauspiel von dem früh verstorbenen Tschechow hatte bei der deutschen Aufführung im Berliner Theater gar keinen Eindruck hinterlassen. Erst die Moskauer Darsteller füllten diese Umrisse für Auge und Ohr mit Blut und Leben aus, individualisierten das Allgemeine und schlugen die Untertöne an, auf denen die Stimmung des Ganzen, die Schilderung des Öden, Unbefriedigten und Zwecklosen beruht, von dem diese Menschen bei Tschechow angekränkelt sind. Daß die russischen Gäste bei der Aufführung des „Nachtasyls“ von Gorki erst recht in ihrem Element sein würden, war zu erwarten. Sie verstärkten die Wirkung des Stückes nach der schauerlichen Seite, indem sie jeden Grad von Verkommenheit in diesem menschlichen Abgrund bis auf die Wurzeln heraushoben und die Totschlagsszene am Ende des dritten Aktes auf dem öden, von hohen Mauern eingeschlossenen Hof mit dem furchtbaren Geschrei beim Volksauflauf bis zur Höhe der echten Tragödie steigerten. Auf der andern Seite kamen aber auch die humoristischen Momente stärker heraus, und das Stück, das bei der Lektüre mittendrin abzubrechen scheint, wirkte dabei viel abgerundeter und einheitlicher. Dieser feine, tiefe und überzeugende Eindruck des Wahren und Wirklichen, der auf der Bühne nichts Leeres und Totes duldet, sondern in jedem Augenblick ein Bild des Lebens gibt und auch in den stummen Szenen die atmende Seele des Stückes spüren läßt, setzte sich aus unzähligen, poetisch

empfundenen und liebevoll gestalteten Stimmungsmomenten zusammen. Daß die Regie dabei nicht in Übertreibungen und Künsteleien verfiel, nicht mit den Farben kleckste, sondern sie mit sicherem malerischem Gefühl richtig verteilte, daß sie zwischen dem zu viel und dem zu wenig die richtigen Mittel innehielt, bewies, mit wie reichen geistigen Mitteln und künstlerischen Empfindungen sie ans Werk gegangen war. Selbst Tschechows „Drei Schwestern" strömten bei dieser Darstellung ein Leben aus, das man bei der Lektüre des Stückes auch nicht entfernt vermuten konnte. Sogar bei Ibsens „Volksfeind" zeigten die Russen namentlich bei der Gestaltung der Volksversammlung eine erfinderische Phantasie und Durcharbeitung des einzelnen, daß die Bühne bis tief in den Zuschauerraum vorzurücken und das Publikum sich inmitten dieser durcheinander redenden, schreienden und lärmenden Volksmenge zu befinden schien. Einzelne Namen aus der trefflichen Künstlerschar besonders hervorzuheben, verbietet sich eigentlich, da man Gefahr läuft, andre durch Nichterwähnung zu verletzen. Doch traten Moskwin als Zar Fedor und Pilger Luka, Stanislawski als Dr. Astrow, Satin und Dr. Stockmann, Wischnewski als Boris Godunow, Luschski als Schuiski, und die Witwe des Dichters Tschechow, die unter ihrem Mädchennamen Olga Knipper spielte und ein ungewöhnlich verfeinertes weibliches Empfinden verriet, als Helena in dem Stück ihres Gatten und als Nastja im „Nachtasyl" stärker hervor. Immer wieder muß aber betont werden, daß vor allem der Geist, aus dem dies Unternehmen entstanden ist, und der alle seine Teile gleichmäßig erfüllt, den künstlerischen Sieg errungen hat, den niemand dem Moskauer „Künstlerischen Theater" bestreiten konnte und der sich bei den weiteren Gastspielreisen dieser Bühne überall wiederholt hat.

Eine Begegnung mit Maxim Gorki.

Maxim Gorki hatte nach kurzem Aufenthalt im März 1906 Berlin wieder verlassen, um irgendwo dem Frühling im Süden entgegenzueilen. In einem stillen Winkel der Schweiz oder Italiens hoffte er Erholung von all den heftigen Kämpfen zu finden, die in ihm und um ihn tobten, als er seine Heimat zum erstenmal verließ. Es war ein schmerzlicher Abschied, als er Land und Leute, mit deren Wohl und Wehe sein ganzes Sinnen und Sorgen so eng verknüpft war, am Horizont schwinden sah. Was lockte ihn in die Fremde mit der Pracht ihrer Städte und der fröhlichen Lebenslust ihrer Menschen, ihren verfeinerten Sitten und Geschmacksempfindungen, den heiteren Bildern, die sich vor seinen Augen auszubreiten begannen? Was er in Wirklichkeit sah, war doch immer nur Rußland mit seinem leidenden und kämpfenden Volk, den Hoffnungen, die dort von fern aufleuchten, und den Befürchtungen, die sich immer wieder zu düsteren Wolken zusammenballen. Aber er mußte der Tragödie seines Lebens ihren weiteren Lauf lassen und mit blutendem Herzen sich von allem losreißen, was er am innigsten liebte. Für ihn gab es keine Versöhnung mit den Zuständen, bei welchen die Behauptung Alexander Herzens, daß die Geschichte der russischen Literatur ein Verzeichnis von Märtyrern und Sträflingen sei, aufs neue zur Wahrheit wurde. Selbst der „Zarbefreier" Ale-

xander II. durfte von dem edlen Dichter und Menschen Iwan Turgenjew, den er früher vor harter und ungerechter Strafe geschützt hatte, als dieser wenige Tage vor seinem Tode nach Petersburg zurückkehrte, die Worte aussprechen: „C'est ma bête noire." Um wieviel mehr als der feine, vornehme, durch die Kultur des Westens abgeschliffene Turgenjew mußte der urkräftige Natursohn Gorki, in dem die fiebernde Kraft des ganzen Volkes nach unmittelbarem Ausdruck ringt, den Machthabern „in den Tod zuwider" sein! Selbst die sonnigen Ufer der Krim, wo er früher Einsamkeit und Ruhe gefunden, hatten für ihn kein Lächeln und keinen Trost mehr. Er brauchte eine höhere Warte, von der er die Entwicklung seines Vaterlandes überschauen konnte. Auf der Reise zu uns hörte er noch immer die melancholischen Lieder der Flößer an der Wolga, das Aufschlagen der Axt im Walde, den Angstschrei der Unterdrückten, sah er bleiche, gramdurchfurchte Gesichter armer Menschen, die ihm mit traurigen Blicken ihre Not zu klagen schienen. Die Heimat — wann wird er sie wiedersehen?

Von den russischen Erzählern der Gegenwart erfreut sich nächst dem Grafen Leo Tolstoi gegenwärtig keiner so großer Beliebtheit wie Maxim Gorki. In wenigen Jahren haben seine Schrifte eine so starke Wirkung ausgeübt, daß auch die Leser im westlichen Europa davon erfaßt wurden und für die Übersetzung seiner Novellen ein lebhaftes Interesse zeigten. Während Turgenjew und Tolstoi, Dostojewski und Gontscharow Jahrzehnte brauchten, bis sie als Dichter beachtet und verstanden wurden, hat es Gorki bei uns in wenigen Monaten zu Ansehen und Bedeutung gebracht. Obwohl erst siebenunddreißig Jahre alt, gilt er vielen Kennern als das hervorragendste Talent, das Rußland in der erzählenden Literatur gegenwärtig aufzuweisen hat.

In jedem Fall stellt er eine Persönlichkeit dar, die sich mit keiner anderen vergleichen läßt, und überrascht durch das Ursprüngliche seiner Phantasie, das Untrügliche seiner Beobachtung und die Wahl seiner Stoffe. Ein Kind des Volkes und ohne eigentliche Bildung herangewachsen, hängt er mit seinem leidenschaftlich pochenden Herzen an den Kreisen, aus denen er hervorgegangen ist und die er allein kennt. Er wußte bis vor kurzem nichts vom Auslande und war ausschließlich Russe, aber auf einem Gebiete, das uns in so scharfer literarischer Beleuchtung noch niemals entgegengetreten ist.

Zu dem Eindruck, den wir von seinen Büchern empfangen, kommt das Gefühl des Mitleids, das wir für Gorki als Menschen hegen. Kaum hatte er sich aus den trüben und dumpfen Niederungen der handwerksmäßigen Arbeit und des trostlosen Wanderlebens von Stadt zu Stadt emporgerungen und an literarischen Erfolgen so viel erreicht, daß er sich als Dichter und Künstler empfinden konnte, als das Schicksal zu einem heftigen Schlage gegen ihn ausholte und ihn beinahe tödlich traf. Er wurde in die Studentenunruhen im Frühling 1900 verwickelt und in Nishnij-Nowgorod, seiner Heimatgegend, in Untersuchungshaft genommen. Im Gefängnis erkrankte er, und über das, was er weiter durchzumachen hatte, schwirren nur unbestimmte Gerüchte umher. Als Teilnehmer an dem Januaraufstand 1905 in Petersburg mußte er wieder die dumpfe Luft eines russischen Gefängnisses atmen. In Europa und Amerika wurden damals unzählige Unterschriften von Männern und Frauen gesammelt, die seine Freilassung verlangten. Die russische Regierung ließ ihn auch bald darauf gehen, wohin er wollte. Das Märtyrertum, das so viele große Schriftsteller Rußlands erduldet haben, ist über

ihn frühzeitig verhängt worden. Die Bilder, die wir von ihm kennen, wirken fast abstoßend. Sein Gesicht erscheint trotzig und brutal ohne alle feineren Züge. Man glaubt einen Lastträger vor sich zu haben, dem man zutraut, daß er im nächsten Augenblick die Arbeit unwillig beiseite wirft. Dann meint man wieder Linien wie bei Balzac in dieser plumpen Physiognomie zu entdecken, bis man einsieht, daß bei einem Dichter das wahre Gesicht in seinen Schriften enthalten ist, und daß deren Züge in diesem Fall auf den ersten Blick ergreifen und fesseln.

Auch innerhalb seines rein russischen Horizontes bildet Gorki — sein eigentlicher Name ist Pjeschkow — eine ver-einzelte Erscheinung. Von dem, was im Norden und Westen seines Vaterlandes vor sich geht, weiß er nichts. Die gro-ßen Städte Petersburg und Moskau haben für ihn keine Bedeutung. Seine Anschauung erstreckt sich auf das Wolga-gebiet, die südliche Steppe und die Ufer des Schwarzen Meeres von Odessa bis zum Kaukasus. Auf dieses Gebiet wurde seine Beobachtung von Jugend auf hingelenkt. Sein Großvater mütterlicherseits war ursprünglich Flößer auf der Wolga und begründete dann in Nishnij-Nowgorod eine große Färberei. Er starb als zweiundneunzigjähriger Greis, hatte seinen Enkel in religiösen Schriften unterwiesen und auch zum Schulbesuch angehalten, der aber nur kurze Zeit dauerte. Der Vater von Maxim Gorki war seinem elter-lichen Hause fünfmal entlaufen, zuletzt sogar nach Sibirien, wurde dann Tapezierer, fand später eine Anstellung in einer Dampfergesellschaft in Astrachan und starb an der Cholera, als sein Sohn vier Jahre alt war. Seine Mutter verlor Maxim ebenfalls bald darauf, so daß für seine Erziehung nichts getan werden konnte. Von seinem zehnten Jahr an wurde er von einem Beruf zum andern beständig hin und

her geworfen, wie es der Zufall gerade mit sich brachte. Nacheinander finden wir ihn als Lehrling in einem Schuhwarengeschäft, dann bei einem Zeichner und bald darauf als Küchenjunge auf einem Dampfschiff in Stellung. Auf dem Dampfer bekam er zum erstenmal Bücher zu lesen, die seine Phantasie anregten, denn der Koch, ein ehemaliger Unteroffizier, führte in einer Kiste eine bunt zusammengestellte Bibliothek mit sich. Als Gorki sie durchstudiert hatte, wollte er sich in Kasan weiter ausbilden lassen, fand aber niemanden, der sich seiner annahm. Es folgte die traurigste Zeit seines Lebens, in der er jedes Ziel vor Augen verlor, in Trübsinn verfiel und im Jahre 1888 sogar einen Selbstmordversuch machte, der aber nur eine vorübergehende Krankheit zur Folge hatte. Er wurde nun Bäcker und erhielt als solcher monatlich drei Rubel. Er versuchte es ferner in Zaryzin als Bahnwärter und später als Schreiber bei einem Rechtsanwalt in Nishnij-Nowgorod. Obwohl man auf ihn allmählich aufmerksam geworden war und ihn zu fördern suchte, konnte es Gorki nirgends lange aushalten. Im Jahre 1890 wanderte er durch Kleinrußland, Bessarabien, die Krim nach dem Kaukasus, wo er in Tiflis in einer Eisenbahnwerkstätte angestellt wurde und seine ersten Arbeiten in der dortigen Zeitschrift „Kawkas" veröffentlichte. Dann kehrte er wieder an die Wolga zurück und lernte den russischen Erzähler Wladimir Korolenko kennen, der als Student nach Ostsibirien verbannt war und von dort eine Reihe trefflicher Erzählungen und Schilderungen voll tiefen Naturgefühls mitgebracht hatte. Seit diesem Zeitpunkt trat Gorki in die Reihe der anerkannten Schriftsteller, die er in einem Zeitraum von sechs Jahren in der Gunst des Publikums fast sämtlich überflügelt hat.

Wir kennen eine Reihe von Schriftstellern, die von

dem unabweisbaren Bedürfnis erfüllt sind, „ins Volk“ zu gehen, weil ihnen die gesellschaftlichen Kreise, in denen sie aufgewachsen sind, nicht genügen und weil sie geistig und sittlich auf breitere Schichten der Bevölkerung einen Einfluß ausüben wollen. Der klassische Ausdruck dieser Richtung ist L. N. Tolstoi mit seinem Humanitätsdrang, der ihn zur Werkstatt des einfachen Arbeiters und zur Hütte des Bauern führte. Betrachtet man aber das Leben und die Schriften Gorkis, so merkt man den auffallenden Unterschied zwischen dem gräflichen Dichter, der sich zu den Mühseligen und Beladenen, wie ein Wohltäter aus der ursprünglichen Sphäre seiner Geburt, Erziehung und Vermögenslage herabläßt, und jenem, der aus Armut und Not niemals herausgekommen ist und trotzdem das Leben aufs genaueste kennt und überzeugend zu schildern weiß. Gorki ist außerhalb der zivilisierten Gesellschaft aufgewachsen und versteht infolgedessen nicht, wie man ihre Einrichtungen auf die Dauer ertragen kann. Mit allen Sinnen zieht es ihn hinaus in die Unabhängigkeit des Naturlebens, zu Menschen mit starken Leidenschaften. Er ist von literarischen Anschauungen ursprünglich kaum berührt, und das wenige, was er gelesen hat, erfüllte nur den Zweck, ihm über seine Begabung Klarheit zu verschaffen. Alles, was wir von ihm besitzen, ist im Grunde genommen weiter nichts, als die Schilderung seines eigenen Lebens. Der Mensch und der Dichter sind so unauflöslich miteinander verwachsen, daß die Tätigkeit des Schreibens mit allem, was an Erfindung und Komposition dazu gehört, nebensächlich erscheint.

Als er in Berlin zum erstenmal vor uns erschien, hatte seine Erscheinung etwas geradezu Schreckhaftes. Der hochgewachsene Mann wirkt aufs Auge, als ob er nur aus kräftigen Knochen derb zusammengesetzt sei. Aus seinen

Adern, an Gesicht und Händen schimmert auch nicht ein Tröpfchen Blut. Sechs bis sieben Reihen schwerer Falten ziehen sich über die Stirn, die von eigensinnig aufgebäumten Haaren beschattet wird. In dem struppigen Schnurrbart haben die Finger oft verzweiflungsvoll gewühlt. Wer den Dichter vor wenigen Jahren in Petersburg gesehen hatte, mußte über die Spuren körperlichen Leidens, die seinem Antlitz jetzt aufgeprägt waren, traurig gestimmt werden. Die scharf auslugenden Augen, deren Blicke etwas fern Liegendes wie im Fluge zu greifen scheinen, haben sich noch mehr in die Höhlen zurückgezogen. Die Stimme hat jeden metallischen Klang verloren, tönt so seltsam weich und sanft, man möchte sagen schattenhaft, als ob sie durch einen schweren Sammet zu dringen versuche. Alles, was wir von seinem Leben, Irren und Schaffen wissen, drückt sich darin mit zwingender Wahrheit aus. Hierzu kommt die Bekleidung mit der schwarzen, bis unter das Kinn zugeknöpften Jacke, dem Gürtel, der sie zusammenhält, den kurzen, nur gerade über das Knie reichenden Beinkleidern und den hohen Schaftstiefeln. Er konnte nicht anders erscheinen, wenn er sich selbst treu bleiben wollte. Wenn der russische Porträtmaler Rjepin uns den alten L. N. Tolstoi in der Bauernjoppe und in bloßen Füßen zeigt, so gewinnt man leicht den Eindruck einer gutgespielten Komödie. Bei Gorki paßt das Äußere zum Innern, und er würde sich im Frack in einen schlechten Schauspieler verwandeln. Aber freilich, um ihn ganz zu fassen, so wie er wirklich ist, müßte ein Rembrandt oder Velasquez wieder geboren werden. Sie allein könnten das Dämonische an ihm, das immer am Rande eines tiefen Abgrundes einherschreitet, zur Erscheinung bringen. Jeder geniale Mensch hat, wenn er sich völlig so gibt, wie er ist, für die Alltagswelt etwas Schreck-

haftes. Um diesen entscheidenden Charakterzug wiederzugeben, fehlt es unsern Künstlern meist an Talent oder Mut.

Gorki ist während seines Aufenthalts in Berlin, der sich auf fast drei Wochen ausdehnte, immer nur auf wenige Stunden dem Publikum sichtbar geworden. Er trat wie aus einem dunkeln Vorhang hervor, um bald wieder hinter ihm zu verschwinden. Bei den Aufführungen seines „Nachtasyls" mit den Künstlern des Moskauer Theaters war er nicht zu finden, und die Zuschauer, die ihn dringend zu sehen verlangten, mußten betrübt wieder abziehen. Auf der Bühne des „Deutschen Theaters" trat er dann mit einem bemerkenswerten Auszug des Berliner Publikums in unmittelbare Berührung und fühlte, als er Stellen aus seinen Werken, darunter die Rolle des Pilgers Luka vortrug, wie ihm dankerfüllte Herzen begeistert entgegenschlugen. Aber es war ihm vielleicht zu viel, was er erlebte, und er zog sich wieder auf den Kreis seiner nächsten Freunde zurück. Er wohnte bei ihnen, nicht im Hotel, und begab sich später nach Zehlendorf, um in dem stillen, freundlichen Vorort vor dem Lärm und der Zudringlichkeit der Millionenstadt sicher zu sein. Die Sezession holte ihn dann nochmals aus seinem Versteck hervor und führte ihn auf die kleine Bühne ihres Hauses am Kurfürstendamm. Dort sprach er seinen wundervollen Hymnus auf den „Menschen", allerdings nicht so, wie es viele erwartet hatten. Er las jede Zeile, die er doch mit seinem Blut getränkt hatte, ohne Modulation und Charakteristik der Stimme ab, und zwar in einem Tempo, wie es die Gerichtsschreiber anzuschlagen lieben, wenn sie ein Protokoll hersagen. Erst zum Schluß wurde er etwas wärmer und machte eine vielsagende Bewegung mit den Armen, als ob er die ganze Menschheit umschlingen wollte, bei dem Wort: „Tschelawek!"

Am besten konnte man ihn beobachten bei einer geselligen Veranstaltung, von der nur die wenigsten vorher etwas wußten und zu der ihn die Sezession als besondere Überraschung in ihren Klubräumen eingeladen hatte. Kurz vor seiner Abreise nach dem Süden wollte er noch einmal wenige Stunden im Kreise jener Berliner Künstler zubringen, mit deren Bestrebungen er sich innerlich verwandt fühlte und von denen er bereits früher eine Anzahl kennen und schätzen gelernt hatte. Es waren nur einige dreißig, meist jüngere Maler und Bildhauer versammelt, die unter der Führung von Max Liebermann weit über die angesetzte Stunde warten mußten, ob er überhaupt kommen würde. Man fragte durch das Telephon, ob er von Zehlendorf abgefahren sei, man sah nach der Uhr, man glaubte seinen Schatten in der Vorhalle des Sezessionsgebäudes zu erblicken. Aber er erschien noch immer nicht und die Unterhaltung begann verlegen zu verstummen. Endlich stieg er die Stufen zu dem Zimmer empor, wo sich die Künstler versammelt hatten. Hinter ihm schritt seine Freundin, Frau Andrejewa, deren sympathische Erscheinung und Weltgewandtheit beim ersten Blick aufs angenehmste auffielen. Sie hat ihrer künstlerischen Tätigkeit bei dem hier weilenden Moskauer Gesamtgastspiel entsagt. So erfolgreich ihre schauspielerische Laufbahn war, wurde ihr der Abschied von den Brettern nicht schwer, weil sie die Erfüllung einer neuen und höheren Lebensaufgabe vor sich sah. An diesem Abend hatte sie noch eine besondere Mission zu erfüllen für diejenigen, die des Russischen nicht mächtig waren. Sie spricht nämlich fließend und mit wenig bemerkbarem Akzent Deutsch, während Gorki erst die Anfänge unserer Muttersprache beherrscht, sich aber fest vorgenommen hat, sie weiter zu erlernen.

Wir sitzen an einer langen Tafel bei Tisch und man plaudert. Da erhebt sich Max Liebermann und spricht einige kluge und geistreiche Begrüßungsworte, die aller Feierlichkeit aus dem Wege gingen und gerade wegen ihres guten Humors die beste Aufnahme finden und die Stimmung in Fluß bringen. Er behauptet, nicht zu wissen, ob die von Gorki geschilderten Personen Russen seien, aber er fühle, daß es sich um Menschen handle, die uns fesseln und rühren. Er nennt die Kunst nicht nur unbegrenzt, sondern auch ohne Grenzen, spricht zunächst, als ob er damit eine neue Wahrheit gefunden habe und ironisiert sich dann in liebenswürdiger Weise selbst. Gorki versucht, dem Redner die Worte von den Lippen abzulesen und neigt sich zu seiner schönen Nachbarin, die ihm die Übersetzung jedes Satzes schnell ins Ohr raunt. Zum erstenmal scheint der Dichter dabei zu lächeln. Dann steht er selbst von seinem Platz auf, bittet in russischer Sprache um Entschuldigung, daß er seinen Dank nicht deutsch ausdrücken könne, und entfaltet ein Manuskript, dessen charakteristische, große, vielfach durchstrichene und verbesserte Züge man von weitem erkennen kann. Er liest es mit sichtlicher Bewegung vor. Der schwere, tiefe Ernst und die überlegene Einfachheit seines Wesens wirken bei dieser Gelegenheit vielleicht noch stärker als bei seinem Erscheinen im Theater und im Saal als Vorleser.

Was er sagte, war nichts weniger als eine Tischrede. Jeder Satz wirkte wie ein Hammerschlag, der weithin dröhnte und im Herzen derer, die Russisch verstanden, ein mächtig hallendes Echo fand. Es war vielmehr ein richtiges Manifest, das er erließ als Herrscher in einem Reich von Gedanken und Empfindungen, das nur er übersah, ein Programm seiner Sorgen, Hoffnungen und Befürchtungen

für die Zukunft seines Vaterlandes. Er verglich die Kunst, deren Vertreter ihn umgaben, mit den belebenden Wirkungen der Sonne und flocht dabei eine glitzernde Kette feiner Gedanken. Er erinnerte daran, wie Rußland der Schauplatz unerhörter Bedrückung gewesen sei und wie infolgedessen auch die Literatur und Kunst seines Vaterlandes den Widerschein der daraus entstandenen Kämpfe bilden mußten. Er gedachte der lebhaften Sympathien, die ihm Deutschland, als sein persönliches Schicksal im Ungewissen hing, entgegengebracht habe, und erbat dessen Hilfe für das schwere Ringen seines Vaterlandes, damit auch für Rußland sonnigere Tage kommen. Seine matte Stimme gewann dabei an Kraft, man fühlte, wie jeder Satz die Frucht schwer geprüfter Lebenserfahrung ist, wie sehr die Gedanken an die Schicksale, die sein Volk durchgemacht hat und die ihm noch bevorstehen, ihn innerlich bewegten.

Der volle Eindruck dieser kurzen bedeutungsvollen Rede entstand aber erst, als Frau Andrejewa sie in fließender Rede deutsch wiedergab. Als der Dichter sein schweres Zigarettenetui aus Elfenbein aus der Tasche holte und die bläulichen Rauchwolken in der Luft tanzten, entwickelte sich noch eine längere, ungezwungene Unterhaltung, die in ihren vielseitigen Wendungen nicht nur russische Poesie, Malerei und Musik, sondern auch die neuesten politischen Vorgänge berührte.

Anton Tschechow.

Neben dem düsteren, aufbrausenden Maxim Gorki, der ausschließlich Russe sein und uns mit seinen Schilderungen der Not und Verkommenheit ergreifen oder rühren will, bildete der geschmeidige und bewegliche Anton Tschechow, der im Juli 1904 unerwartet schnell in Badenweiler an Herzschwäche starb, eine ebenso interessante Erscheinung in der zeitgenössischen slawischen Literatur. Jener zeigt uns den Weg zu einer Volksschicht, aus der er selbst hervorgegangen ist und die sich noch mehrere Stufen tiefer hinabzieht, als die arbeitenden Klassen sie im Kampf um die Existenz einnehmen. Bei ihm tönen die Leidenschaften als dumpfes, unheimliches Rollen. Wir fühlen, wie der Boden unter uns erzittert. Er zwingt uns zu einer unaufhörlichen Wanderung durch eine „Stadt des Leidens" und verlangt, daß wir auch in den Ärmsten und Unglücklichsten unsere Brüder erkennen, an denen wir nicht kalt und lieblos vorbeigehen dürfen. Er ist ernst bis zum Furchtbaren, wahr bis zum Erbarmungslosen, wild und zerrissen wie das Element, das ihn zum Dichter gestempelt hat.

Tschechow ist als Persönlichkeit und Temperament nicht so stark und eigenartig wie Gorki, der eigentlich Pjeschkow heißt und sich sein Pseudonym nach dem russischen Wort für „bitter" gebildet hat. Das Scharfe und Brennende seiner Schilderungen löst sich bei Tschechow in einem viel weiteren Stoffgebiet auf. Es wird durch westliche Einflüsse gemildert und entweder zur lächelnden Ironie oder zur anmutig ausgeführten Satire umgewandelt. Er kennt

die großen Städte wie die Provinz, die Melancholie der Steppe wie die Einsamkeit des Strandes, die Salons der reichen Leute wie die Hütten der Bauern. Von der Skizze und Novelle ist er zum Drama übergegangen und in seiner Heimat ein beliebter Theaterschriftsteller geworden. Rußland hat er nach allen Richtungen durchstreift. Er war sogar auf der Insel Sachalin an den Ufern des Stillen Meeres und hat dort das Leben der Verschickten und zur Zwangsarbeit Verurteilten in den Sträflingskolonien studiert. Größere Kompositionen und verschlungene Fabeln sind nicht seine Sache. Sein eigentliches Talent kommt in kleinen Erzählungen zum Ausdruck, die er mit feinen, charakteristischen Zügen durchführt. Er kann träumerisch und sentimental wie ein deutscher Romantiker werden und seine kurzen Sachen mit der geistreichen Anmut eines Franzosen gestalten. Gemahnt Gorki in dem dumpfen Ernst seines Wesens, der slawischen Ursprünglichkeit und Einseitigkeit zuweilen an Leo Tolstoi, so finden wir in Tschechow Züge, die an das Künstlertum Turgenjews erinnern, ohne daß man deshalb den beiden jungen russischen Schriftstellern das Recht der Persönlichkeit bestreiten darf.

Über Anton Pawlowitsch Tschechows Leben sind erst in der jüngsten Zeit genauere Angaben in die Öffentlichkeit gedrungen. Er ist ein Kind des Südens und am 17. Januar 1860 russischen Stils als Sohn eines leibeigenen Bauern — das Befreiungsmanifest Alexanders II. wurde erst ein Jahr später erlassen — in der kleinen Hafenstadt Taganrog am Asowschen Meer geboren. Seine Erziehung erhielt er zuerst in dem Gymnasium seiner Vaterstadt und dann auf der Universität in Moskau, wo er in die medizinische Fakultät eintrat. Die Kenntnisse, die er sich bei den Vorlesungen der Professoren und dem Besuch der Kli-

niken aneignete, hat er praktisch nur gelegentlich verwertet. Schon als Student veröffentlichte er mehrere von seinen kleineren Erzählungen und schuf sich damit eine Gattung, die er später zur Meisterschaft ausbilden sollte. Aber er stieg als Schriftsteller ruhig und langsam empor. Sein Ruhm hatte nicht das Plötzliche und Glänzende wie bei Gorki, sondern baute sich aus vielen kleineren Erfolgen allmählich auf. Bis zum Jahre 1889 beschränkte er sich auf Erzählungen und Romane, um sich dann bald der Bühne zuzuwenden, auf der er sich alsbald ebenfalls den Rang eines erfolgreichen Autors zu erringen wußte. Sein schwankender Gesundheitszustand war die Ursache, daß er das rauhe Klima des Nordens vermied und sich mit Vorliebe in der Krim aufhielt, um die weitere Entwicklung eines Lungenleidens zu verhindern, das ihn bedrohte. Mußte er das aufreibende Leben der Großstadt fürchten, so wußte er trotzdem seinen Gesichtskreis nach allen Seiten zu erweitern und sich nicht ins Kleine und Einseitige zu verlieren. Gerade jetzt geht von seinen Schriften eine besonders starke Wirkung auf das russische Publikum aus, da sie als Beilage zu der populären illustrierten Wochenschrift „Niwa" („Die Flur") erscheinen.

Unter den deutschen Übersetzungen der Erzählungen Tschechows verdient vor allem die Ausgabe seiner „Gesammelten Werke" genannt und empfohlen zu werden, die gegenwärtig bei Eugen Diederichs in Leipzig erscheint. Dieser Verlag erwirbt sich um die Einbürgerung der modernen ausländischen Literatur bei uns ein hoch anzuschlagendes Verdienst, weil seinen Unternehmungen ein bestimmter Plan zugrunde liegt und ihre Ausführung von Bildung und Geschmack zeugt. Gegenüber der Schleuderware, die auf diesem Gebiet leider immer noch den Büchermarkt über-

schwemmt, bevorzugt diese Firma Autoren, deren Schöpfungen einen wirklichen Gewinn für unsere literarischen Anschauungen bedeuten und uns das Empfindungsleben fremder Völker in neuem Licht zeigen.

Es dürfte schwer halten, die Weltanschauung Tschechows auf gewisse Formeln zurückzuführen, wie es namentlich von jüngeren russischen Kritikern versucht wird, denn er war in dem, was er erfaßte und dichterisch wiedergab, von großer Beweglichkeit und wurde nicht so alt, daß er mit sich und dem Leben in allen Stücken im reinen sein konnte. Er war überhaupt keine Persönlichkeit, die mit vorgefaßten Meinungen in die Wirklichkeit hineinschaute und in ihr nur eine Bestätigung bestimmter Ideen suchte, sondern ein Autor, der selbst immer noch lernte und über sich hinauszuwachsen schien. Nur in den Stimmungen, aus denen er seine Erzählungen geschaffen hat, lassen sich verschiedene Unterschiede feststellen und Anhaltspunkte für sein persönliches Empfinden erkennen. Als echter Dichter sucht er vor allem nicht nur äußere Vorgänge darzustellen, sondern die Seele der Menschheit bloßzulegen, von deren Tun und Lassen er uns berichtet, das Doppelleben auseinanderzuhalten, das sie vor sich selbst und vor der Welt führen. Daraus entsteht der Zwang der Verstellung, dem die meisten im großen und kleinen unterworfen sind, das Geheimhalten und Versteckspielen bei Empfindungen, die uns teuer sind und doch aus irgend einem Grunde nicht verraten werden dürfen.

Die Novelle „Die Dame mit dem Hündchen" behandelt eine Liebesgeschichte zwischen zwei verheirateten Leuten, die sich in dem eleganten, an Unterhaltungen und Verlockungen so reichen Badeort Jalta am südlichen Gestade der Krim kennen lernen. Gurow ist ein echter Moskowiter, in seinen Empfindungen leicht bestimmbar und von weib-

lichem Einfluß abhängig, sympathisch und gutmütig. Seine Frau langweilt ihn und seinen Kindern glaubt er nichts zu entziehen, wenn er am Ufer des Schwarzen Meeres einmal auf verbotenen Wegen umherschweift. Der Erfolg wird ihm in diesem Fall leicht und doch macht er sich Vorwürfe, weil seine lebenslustige Freundin mit seltenem Geschick die Rolle einer kindlich ahnungslosen Seele spielt, die er verführt habe. Sie trennen sich gerührt, aber die Erinnerung an das Abenteuer, das er erlebt hat, verläßt Gurow nicht, und zu Weihnachten schützt er bei den Seinigen eine Reise nach Petersburg vor, um die Geliebte aufzusuchen. Er findet sie im Theater anscheinend außer sich vor Verlegenheit über das unerwartete Wiedersehen, aber sie ist so gefällig, ihn fortan in Moskau regelmäßig zu besuchen, wobei sie ihrem Mann einredet, daß sie dort wegen ihres Leidens einen Arzt konsultieren müsse. Weiter wird die kleine Geschichte von dem Dichter nicht ausgesponnen, der es seinen Lesern überläßt, sich die Verwicklungen auszudenken, die daraus entstehen können. Gurow wird als ein Charakter geschildert, der alles, worin er aufrichtig war und sich nicht selbst betrog, alles, was den Kern seiner Existenz ausmachte, im geheimen tat, während sein öffentliches Auftreten mit seiner Frau, seine Stellung an der Bank, seine Klubabende nur eine lügnerische Hülle waren, um die Wahrheit zu verstecken. Dabei schloß er von sich auf andere und meinte, daß jede persönliche Existenz auf dem Geheimnis beruhe, daß der Kulturmensch nervös besorgt sei, dies individuelle Innenleben, das er nicht aufdecken darf, zu wahren.

In Jalta spielt auch eine andere kleine Erzählung von Tschechow, die so elegant und geistreich ausgeführt ist, daß man fast an Maupassant erinnert wird, obwohl der Franzose im allgemeinen feiner und psychologisch tiefer er-

scheint als der Russe. Aber in der „Plappertasche“ behandelt er sein Thema mit reizender Ironie und so liebenswürdigem Humor, daß man ihm ebenfalls die Meisterschaft im kleinen zuerkennen muß. Worin das Pikante des Stoffes liegt, fühlt auch der Nichtrusse bald heraus, während der Kenner der Krim ohne weiteres weiß, daß die hübschen Tataren, die in Jalta vor den Hotels sitzen, nicht nur gewöhnliche Führer in die Berge, sondern oft auch die Kavaliere der Damen sind, die sich in ihren Schutz begeben. Die Geschichte ist fast nur eine Skizze und besteht aus einem Gespräch zwischen einer Frau, die aus Jalta zurückgekehrt ist, und ihrem Mann, einem Staatsrat, der sie über ihre dortigen Erlebnisse ausfragt. Sie plaudert mit kindlicher Unbefangenheit von den Herrlichkeiten des Badeortes und den Ausflügen in die Berge, behauptet aber, von den Skandalgeschichten nichts zu wissen, die man sich hinsichtlich der Tataren erzählt. Dabei gerät sie in helle Entrüstung über die Art, wie sich selbst aristokratische Damen dort benehmen, und rühmt sich ihrer eigenen Zurückhaltung. Während sie andere schlecht macht, redet sie sich aber selbst um den Hals, indem sie immer wieder auf ihren Suleimann zurückkommt. Der Ehemann kann unmöglich zweifeln, was dabei gemeint sei. Aber kaum läßt er ein Wort über die schlechten Sitten in Jalta fallen, so wirft ihm die Frau seine unsaubere Phantasie vor und weigert sich schmollend, ihm fortan noch mehr von ihren Erlebnissen in dem schönen Süden zu erzählen.

Überhaupt behandelt Tschechow die Gesprächsform in allen Tonarten in vollendeter Weise und wendet sie daher mit Vorliebe in seinen Erzählungen an. Spannend und drollig zugleich als Satire auf die Allwissenheit und den Diensteifer junger Juristen ist „Das schwedische Streichholz“,

eine Novelle, die mit der Meldung in der Kanzlei des Amtshauptmanns beginnt, daß ein leichtsinniger Gardekornett ermordet sei. Der Untersuchungsrichter macht sich mit seinem Gehilfen auf den Weg und stellt im Zimmer des Opfers die näheren Umstände fest. Aus den Spuren, die man findet, werden allerlei scharfsinnige Schlüsse gezogen und dabei mehrere harmlose Personen verhaftet, aus deren Geständnissen sich eine Anzahl drolliger Tatsachen ergeben. Schließlich soll sogar die junge Frau des alten Amtshauptmanns die Tat verübt haben. Aber als man immer entschiedener auf sie einredet, um ihr ein Geständnis zu entlocken, führt sie den Untersuchungsrichter in das Dampfbad, wo sie den Vermißten seit mehreren Tagen versteckt gehalten hat. Sie erzählt dann ihrem Mann, daß man den angeblich Ermordeten bei einer fremden Frau gefunden habe, und der Amtshauptmann erinnert sie daran, wie er immer gesagt habe, daß die Liederlichkeit zu nichts Gutem führe. In diesem satirischen Ton ist auch die Erzählung „Im Schlamm" gehalten, in welcher eine raffinierte Abenteuerin alle Künste weiblicher Koketterie und Verschlagenheit bei einem Offizier und dessen Vetter anwendet, um sich der Einlösung einer Wechselschuld zu entziehen. Der Leutnant bekennt stotternd und errötend, daß er von der Gauerin hinters Licht geführt worden sei, und sein Vetter, ein verheirateter Gutsbesitzer, will die unreife Jugend rächen und sich in den Besitz der Wechsel setzen. In Wirklichkeit gerät er aber in dieselbe Lage, und seine Moral zeigt sich als so brüchig, daß er später sogar zu der schönen Sünderin zurückkehrt, wo er denn auch seinen Vetter wiederfindet. In diesen Skizzen und Novellen wird das Erotische des Stoffes aus den Pariser Salons und Klubs in die russische Steppe, das Leben auf dem Lande und in

kleinen Städten übertragen. Es sind Mischlingserzeugnisse, die aus keinem ausgesprochenen Naturell und Geschmack hervorgegangen sind und den Übergang zu seinen nationalen Sittenschilderungen bilden.

In der Erzählung „Ein Duell" versetzt uns Tschechow nach dem Kaukasus, in einen Kreis von Menschen, die sich durch Beruf, Abstammung und Charakter aufs schärfste voneinander unterscheiden und sich doch bei den eigentümlichen Lebensbedingungen des Landes auf die Dauer nicht aus dem Wege gehen können. Dabei entstehen Annäherungen, die freundschaftlicher Natur zu sein scheinen und doch jeden Augenblick in gehässige Reibungen umschlagen, Leidenschaften, bei denen die Gegner sich leicht erhitzen, zur tödlichen Waffe greifen und sich ebenso schnell wieder versöhnen. Die „breite Natur" der Russen gerät auf diesem Boden, wo so viele Völkergruppen durcheinandergemischt sind, Existenzen zugrunde gehen und wieder in die Höhe zu kommen suchen, leicht ins Haltlose und Zerrissene. Man hat auf diesem Grenzgebiet zwischen Europa und Asien nicht so viel zu verlieren, wie in großen Städten und nimmt es daher mit der Moral und dem Leben überhaupt nicht so schwer. Mit leichten Strichen entwirft Tschechow eine Schilderung des Badelebens im Kaukasus, der schwülen Abende am Meere, der Spazierfahrten und Picknicks im Sommer am Fuß der Berge. Die Figuren, mit denen wir dabei Bekanntschaft machen, sind den verschiedensten Ständen entnommen und drehen sich in einem kleinen Kreis von Interessen, im Gegensatz zu der großen Natur, die sie umgibt, unruhig hin und her.

Die originellste Gestalt ist der Zoolog von Koren, für den die Menschen seiner Umgebung nicht mehr bedeuten, als seine Tiere und Präparate, und der sie nach wissen-

schaftlichen Grundsätzen beurteilt und abschätzt. Nach seiner Meinung sollte man Individuen, die infolge physischer oder moralischer Schwäche nicht leben können und daher den übrigen lästig werden, einfach ausrotten. Die Menschheit ist ihm ein Laboratorium mit nützlichen und schädlichen Substanzen. Diese Theorie hat er sich namentlich im Hinblick auf einen Finanzbeamten, Lajewski, gebildet, der für ihn die Vereinigung aller schlechten menschlichen Instinkte bedeutet und von dem er meint, daß man ihn isolieren und ins Zuchthaus stecken müsse. In der Tat erscheint Lajewski auch dem Leser als ein bis auf Blut und Knochen verkommener Mensch. In seiner unbedeutenden Stellung als Beamter hat er es fertig bekommen, einem seiner Freunde die Frau nach dem Kaukasus zu entführen, wo er nun ein trauriges Dasein führt. Der Liebesroman hat in der Dürftigkeit seiner Existenz schon längst ein prosaisches Ende gefunden. Er sucht nach einer Gelegenheit, die unbequemen Fesseln wieder abzustreifen und nach dem europäischen Rußland zurückzukehren. Da er sich beständig in Geldverlegenheiten befindet, fällt er seinen Freunden zur Last. Nicht besser als er ist aber auch seine Geliebte, die ihn mit einem Offizier betrügt und dem Kaufmann, dem sie für ihre Garderobe Geld schuldet, zärtliche Blicke zuwirft.

Zwischen dem pedantisch ernsten Zoologen, den angeblich die Deutschen verdorben haben, und dem leichtfertigen Beamten steht in einer vermittelnden Rolle der Militärarzt Samoilenko, ein echt russischer Typus, der in seiner Wohnung einen Mittagstisch eingerichtet hat, da es in der Stadt kein einziges Gasthaus gibt. Bei einer solchen Gelegenheit bricht der Konflikt aus. Lajewski, der sich die Moralpredigten seiner Freunde und vor allem den Spott des Zoologen nicht gefallen lassen will, dient ihm mit schar-

fen Worten und wird dafür zum Zweikampf gefordert. Nun tritt in der Handlung eine überraschende Wendung ein. Der Gedanke an den Ernst der Situation macht Lajewski plötzlich zu einem bessern Menschen. Er verbringt die Nacht vor dem Duell damit, daß er an seine Mutter schreibt und sich über das Inhaltslose und Verwerfliche seines Lebens Klarheit verschafft. Das Duell, dessen Vorbereitungen ausführlich geschildert werden, verläuft unblutig. Lajewski wird davon so gerührt, daß er seine Geliebte, deren Mann inzwischen gestorben ist, heiratet und vom Morgen bis in die Nacht fleißig arbeitet und spart, um seine Schulden zu bezahlen. Als von Koren aus dem Kaukasus abreist, unterläßt er nicht, sich von seinem früheren Gegner und dessen Frau herzlich zu verabschieden.

Tschechow kann aber auch harmlosen Humor ohne alle Schärfe entwickeln und Gemütssaiten anschlagen, die in unserem Empfinden rein nachklingen. Ohne gerade bedeutend zu sein, ist die Novelle „Kaschtanka" doch hübsch erzählt. Es handelt sich um einen Hund, der wegen seiner braunroten Farbe diesen Namen erhalten hat, nach dem russischen „Kaschtan" — „Kastanie". Das Tier hat sich verlaufen, als sein Herr, ein Tischler, beim Besuch von Kunden mit einem tüchtigen Rausch nach Hause wankte. Der halbverhungerte Hund wird von einem Dresseur zu sich genommen und aufgefüttert. Zu seiner Verwunderung erblickt der Vierfüßler in dem Zimmer einen Kater, einen Gänserich und eine Sau, die allerlei Kunststücke machen müssen, wie sie nicht einmal sein Herr, der oft grausamen Spaß mit ihm trieb, jemals von ihm verlangt hatte. Tschechow erzählt nun, was in der Phantasie des Hundes alles vorgeht, wie er seine Umgebung beobachtet und sie mit seinem früheren Aufenthalt bei dem Tischler vergleicht.

Endlich wird auch er von dem Dresseur auf seine Begabung geprüft und das Resultat ist ein so gutes, daß er alsbald mit seinen Stubenkameraden im Zirkus zum Auftreten kommt. Der Herr verkleidet sich als Clown und führt mit dem Hund allerlei Kunststücke vor. Aber plötzlich wird von der Galerie „Kaschtanka!" gerufen. Das Tier erkennt die Stimme seines Herrn, springt über die Barriere hinweg, klettert die Treppen des Zuschauerraumes empor, sucht sogar im Sprung eine Wand zu nehmen und kehrt zu dem Tischler zurück, der, obwohl wiederum angesäuselt, nun vorsichtiger mit ihm nach Hause geht.

Eine andere Hundegeschichte, der aber ein ernster, symbolischer Gedanke zugrunde liegt, ist „Bleßkopf". Das treue Tier wird von einer hungrigen Wölfin statt eines Lammes aus dem Stall geraubt und spielt eine Weile mit den Wolfsjungen, bis es rechtzeitig zurückkehrt, um einen zweiten Einbruch der Wölfin zu verhindern. Zum Lohn dafür bekommt der Hund aber von dem Waldhüter Schläge, weil dieser annimmt, daß er nur aus Eigensinn, anstatt durch die Tür zu gehen, durchs Dach in den Stall geklettert sei. Die großen Diebe läßt man laufen und die Unschuldigen werden bestraft. Immer deutlicher erkennt man, wenn man sich mit den Schriften Tschechows näher beschäftigt, wie auch dieser Dichter trotz aller Einflüsse, die er vom Westen in sich aufgenommen hat, aus dem echt russischen Leben hervorgegangen und bestrebt ist, es in der Mannigfaltigkeit seiner Erscheinungen und Kämpfe zu schildern und das letzte wenigstens ahnen zu lassen, wenn er sich scheut, es beim rechten Namen zu nennen.

Zu den stimmungsvollsten Erzählungen Tschechows, von denen mehrere noch nicht in deutscher Sprache vorliegen, gehört die „Steppe", die eine Reihe reizender Natur-

bilder aufrollt und auch bei der Schilderung der Menschen eine ungewöhnliche Beobachtungsgabe verrät. Das Charakteristische der russischen Heide wird darin lebendig während einer längeren Fahrt in einer jener altmodischen Halbkaleschen ohne Federn, die fürchterlich knarren und die Reisenden durchrütteln, aber in dem Rufe stehen, daß man mit ihnen sicher vorwärts kommt. Ein Kaufmann und ein Pope sind in Geschäften unterwegs, um Wolle zu veräußern, und benutzen die Gelegenheit, um den kleinen Jegor, den Neffen des ersteren, aufs Gymnasium zu bringen. Der neunjährige Knabe sitzt neben dem Kutscher mit verweintem Gesicht, als die Stadt mit ihren Häusern immer weiter zurückweicht und schließlich kaum noch die Spitze der Kirche zu sehen ist. Es handelt sich um eine mehrtägige Fahrt durch die Steppe, die sich endlos ausdehnt wie das Meer. Der Onkel, der mit seinem rasierten Gesicht und seiner Brille wie ein Beamter aussieht, und der Geistliche, der den Jungen auf den Nutzen der Bildung hinweist, sind ein paar prächtig gezeichnete Figuren. Die Ausfahrt beginnt an einem warmen, schönen Julimorgen, und im Nu huschen die verschiedenartigsten Eindrücke an uns vorüber, die sanft ansteigenden Hügel und die weite, dünn bewachsene Ebene, ein paar Mühlen, eine Schar schnell aufflatternder Vögel, eine Herde Schafe. Mittags wird die erste Station gemacht und ein Imbiß eingenommen. Wegen der großen Hitze versinkt die ganze Gesellschaft in tiefen Schlaf. Jegor hat inzwischen seine Tränen getrocknet und zwischen Wachen und Träumen empfindet er das Spiel der Sonne, die Bewegung der Luft, das leise Summen und Singen, das ihn umgibt.

Dann geht es weiter bis zum Abend, wo die Kalesche eine Poststation erreicht. Der jüdische Gastwirt Moses

empfängt die Reisenden und sucht sie gefällig und geschwätzig bei sich aufzuhalten. Eine vornehme Dame begegnet ihnen und nimmt Anteil an dem Knaben. Da die Nacht schön und vom Mond erhellt ist, beschließt man, die Reise fortzusetzen, und nun verändern sich die Eindrücke bei den langen Schatten, die über den Weg fallen, in das Phantastische und Gespenstische. Unterwegs trifft man auf eine jener Warenzüge (Obosen), die zu den charakteristischen Erscheinungen der Steppe gehören. Der Kaufmann und der Pope haben einen anderen Weg und bitten den Führer der Karawane, den Knaben zu sich zu nehmen, bis sie an einem andern Punkt später mit ihm wieder zusammentreffen. Jegor wird auf einen der hochbeladenen Wagen hinaufgehoben und erfreut sich nun des weiten Ausblicks, den er genießt. Alles scheint ihm riesenhaft und unermeßlich. Erinnerungen an alte Geschichten und Sagen steigen bei ihm auf. Beim Sonnenaufgang kommt man in bewohnte Gegenden und die Fuhrleute steigen von den Wagen herunter, begeben sich an das Ufer eines Flusses, um Fische und Krebse zu fangen. Feuer werden angezündet und im Kessel kocht die Mahlzeit. Während des Schmauses beginnt eine allgemeine Unterhaltung über das, was dieser und jener Seltsames zu wissen oder erlebt zu haben glaubt. Jegor nimmt alles, was er hört und sieht, mit kindlichem Interesse in sich auf, denkt an das Elternhaus und an seine Zukunft. Unglaubliche Dinge von Räubern und Mördern, welche Reisende überfallen und totschlagen, gehen von Mund zu Mund. So wird diese Nacht ebenso originell wie die vorige durchlebt.

Tschechow hat auch ein tüchtiges Unwetter mit Sturm und Regen, Donner und Blitz in die Darstellung hineingezogen, um die Steppe nicht nur von der gemütlichen,

sondern auch von der schauerlichen Seite zu schildern. Dabei erkrankt der kleine Jegor, aber die Folgen sind nicht ernster Natur. In der Stadt trifft er mit seinem Onkel und dem Popen wieder zusammen. Sie bringen ihn zu einer Verwandten, die sich vor Rührung nicht zu lassen weiß, als sie den Knaben erblickt, der nun das Gymnasium besuchen wird. Aus vielen kleinen, liebevoll beobachteten Zügen hat der Dichter in dieser Erzählung ein Stück Natur- und Volksleben entstehen lassen, das sich dem Leser unvergeßlich einprägt. Tschechows Liebe zur Heimat erscheint darin tief und ursprünglich, und seine Beobachtungsgabe der Menschen ist so mannigfaltig und treffend, daß man den Eindruck einer reinen künstlerischen Schöpfung gewinnt. Das Ideal für dergleichen Schilderungen bleibt allerdings immer das unvergleichliche Jugendwerk von Turgenjew „Skizzen aus dem Tagebuch eines Jägers", die für das Verständnis der russischen Natur- und Volksseele geradezu von epochemachender Bedeutung wurden. Aber Tschechow kommt diesem Muster vielfach nahe und hat sich mit der Figur des Schulknaben, in dessen Phantasie all die wechselnden Bilder lebendig werden, einen glücklichen Rahmen für seine eigenen Skizzen gebildet, aus denen uns der Charakter der Steppe und das Leben in ihr anschaulich entgegentreten.

Ein gewisses Aufsehen machte die im Jahre 1897 erschienene Erzählung „Die Bauern" wegen der unerbittlichen Schärfe, mit welcher darin die Armut und Verkommenheit eines Dorfes geschildert werden. Die Geschichte ist kurz gefaßt und verläuft wie ein kleines Drama. Jeder Zug hebt etwas Charakteristisches treffend hervor, wir erblicken die Menschen und die Umgebung, in der sie wie Tiere hausen, in voller Lebendigkeit vor uns. Stadt und Land

stehen sich darin unversöhnlich gegenüber, und die Menschen, die zwischen beiden hilflos hin und her geworfen werden, sind mitleiderregende Opfer von Zuständen, die zum Himmel schreien. Jeder Besucher Moskaus kennt das Gasthaus „Slawjanskij Bazar“ mit dem ungezwungenen Leben, das in seinem Frühstückssaal sich zwischen Einheimischen und Fremden abspielt. Einer der Kellner dieses Hotels muß wegen Krankheit seine Stellung aufgeben und beschließt, mit Frau und Kind in sein Heimatdorf überzusiedeln, weil er sich des Sprichworts erinnert, daß „einem zu Hause die Wände helfen“. Aber was ihm früher gemütlich und bequem erschien, kommt ihm jetzt eng und schmutzig vor. Das erste, was ihm begegnet, ist ein kleines Mädchen, das infolge der empfangenen Schläge taub geworden ist. Nun kommen die andern vom Kornschneiden nach Hause, die verkrümmten, zahnlosen Eltern Nikolais, seine betrunkenen Brüder und keifenden Schwägerinnen, die sich in dem schmalen Raum zusammendrängen, während auf der Ofenpritsche, in den Ecken und Wiegen die Kinder umherliegen. Widerwärtig ist das Gespräch, schmutzig die Nahrung, roh die Gesinnung, die alle beherrscht. Nikolais Frau denkt an Moskau, wo sie als Stubenmädchen gedient hatte, und vergleicht die herrliche Stadt mit den vierzig mal vierzig Kirchen, die großen steinernen Häuser und die vornehmen Herrschaften mit den verfallenen Holzbuden und den häßlichen Menschen dieses Dorfes. Der Gottesdienst in der Kirche, die Lustbarkeit der Bauern am Sonntag werden uns geschildert und die einzelnen Figuren im Gespräch charakteristisch vorgeführt. In der Nacht bricht eine Feuersbrunst aus und ein Student hilft bei den Löscharbeiten. So traurig und gottverlassen ist dies Leben auf dem Dorf, daß die Alten sich die Zeit der Leibeigenschaft zurück-

wünschen, in der alles geordneter und besser war. Dann kommt der Landpolizeimeister, um die rückständigen Steuern einzufordern und den Bauern ihre letzte Habe bis auf den Samowar fortzunehmen, mit dem sie nach russischen Begriffen gewissermaßen die Ehre ihres Hauses hingeben. Und aus den Wirtshäusern ertönen fortwährend die Stimmen von Betrunkenen, die ihre Frauen prügeln, wenn sie nach Hause gehen. Wird jemand krank, so läßt man irgend einen Pfuscher kommen, der die Patienten schnell ins Jenseits hinüberbefördert. So stirbt auch Nikolai an der Pferdekur, die man mit ihm vornimmt. Beim Beginn des Frühlings beschließt seine Frau, mit der Tochter wieder nach Moskau zurückzukehren und sich dort als Stubenmädchen zu verdingen, denn sie findet, daß die Menschen in diesem Dorf schlechter als das Vieh leben, von Habsucht, Unsittlichkeit und Trägheit angefressen sind und von jedem Staats- und Gutsbeamten wie Vagabunden behandelt werden. Mit ihrem Kinde wandert die Frau ohne alle Mittel von dannen, bis sie zu einem großen Kirchdorf kommt, wo beide unter den offenen Fenstern stehen bleiben und die Einwohner um Christi willen um ein Almosen bitten.

Bei den dramatischen Arbeiten, die wir von Tschechow besitzen, lassen sich zwei verschiedene Gefühlsströmungen unterscheiden. Die eine versenkt sich in unbefriedigte und nutzlose Selbstquälerei mit tragischen Episoden, die durch Pulver und Blei entschieden werden. Die andere ist überschäumend drollig und sucht den Ernst des Lebens durch possenhafte Anwandlungen des Temperaments in Vergessenheit zu bringen. Das vieraktige Drama „Drei Schwestern", das in Rußland oft gespielt wurde, geht in einer Gouvernementsstadt vor sich und schildert das traurige Los einer Familie, die mit sich und der Welt zerfallen ist, aus be-

schränkten Verhältnissen sich aufraffen möchte und doch nicht imstande ist, ihre verzweifelte Lage durch irgendwelchen Entschluß zu ändern. Von den drei Schwestern ist Mascha mit einem Gymnasialprofessor verheiratet, den sie anfänglich für einen bedeutenden Gelehrten hielt, bis sie in der Ehe das Verbohrte und Nichtssagende seines Wesens durchschaute. Irina wurde, um sich selbständig zu machen, Telegraphistin und erhielt dann eine Anstellung beim Magistrat. Sie fühlt, daß sie sich um den Genuß des Lebens betrogen habe, von Jugend und Glück Abschied nehme und der Zukunft wie einem Abgrund entgegengehe. Ebenso unbefriedigt fühlt sich Olga, die ihre Kräfte als Lehrerin an einem Gymnasium aufzehrt. Alle drei schwärmen von Moskau und fühlen sich von dem geisttötenden Leben in der Provinz bis zur Unerträglichkeit bedrückt. In die Öde dieses Familienlebens kommt ein frischer Zug durch die Offiziere eines Regiments, das dort im Quartier liegt. Es beginnt ein Kreuz und Quer von unklaren, schnell angeknüpften und ebenso rasch wieder abgerissenen Empfindungen zwischen dem bunten Rock und diesen Damen, die in Wahrheit nicht wissen, was sie wollen. Ein sonderbarer Kauz, ein Beamter der Landschaft, der wenigstens vorübergehend aus sich herausgeht und eine Frau findet, beleuchtet die jämmerlichen Zustände in der Stadt, die trotz ihrer hunderttausend Einwohner seit Menschengedenken nicht ein einziges bedeutendes Talent auf irgendwelchem Gebiet hervorgebracht hat, in dem man nur ißt und trinkt, schläft und stirbt, wo die Frauen ihre Männer betrügen und diese so tun, als ob sie nichts sehen. Die Erläuterung dieser Philosophie enthält die Handlung des Stückes in vielen abgerissenen und nicht genügend motivierten Szenen. Im dritten Akt ist von einer Brandstiftung in der Nähe des Hauses die Rede, als Sinn-

bild der allgemeinen Zerstörung, die in den Gemütern der Menschen hervorgerufen wird. Endlich ist Irina bereit, einen der Leutnants, ohne daß sie ihn liebt, zu heiraten, aber dieser wird plötzlich im Duell erschossen. Während die Soldaten mit den Offizieren unter klingendem Spiel aus der Stadt ziehen, suchen die drei Schwestern in Entsagung und Arbeit den Jammer ihrer Existenz zu vergessen.

Dem, was wir unter einem Theaterstück verstehen, kommen die vier Akte des „Onkel Wanja" noch am nächsten, die Tschechow als „Skizzen aus dem Landleben" bezeichnet. Ein älterer Gelehrter, Serebriakoff, der sich mit Studien über Ästhetik und Kunst beschäftigt, in Wahrheit aber niemals etwas Originelles geleistet hat und durch seinen Dünkel und Egoismus die Umgebung tyrannisiert, hat sich, um billiger leben zu können, aufs Land zurückgezogen, während seine zweite Frau ihm ihre Jugend opfert. Unter seinem Despotismus leidet am meisten der herzensgute Bruder seiner ersten Frau, Onkel Wanja, der mit seiner Mutter und seiner Nichte ein Leben der Entbehrung führt. Um dem Professor alle Sorgen abzunehmen, hat er dessen Gut selbst verwaltet und alle Erträgnisse gewissenhaft an ihn abgeliefert. Der mürrische, aufgeblasene und kränkelnde Gelehrte fühlt sich von dem Leben auf dem Land allmählich angeödet und beschließt, wieder in die Stadt zurückzukehren. Bei einer Familiensitzung, die er einberuft, erklärt er seine Absicht, das Gut zu verkaufen, und bedenkt dabei nicht, daß es seiner Tochter Ssonja aus seiner ersten Ehe gehört. Über diese unerhörte Undankbarkeit gerät Onkel Wanja in eine Wut, in welcher er sich selbst nicht mehr kennt, dem Professor seine fadenscheinige Wissenschaft vorwirft, ihn seinen erbittertsten Feind nennt und mit drohender Miene das Zimmer verläßt. Nun braust

aber auch der alte Serebriakoff auf und erklärt seinen Schwager für einen Verrückten, mit dem er nicht länger unter einem Dache wohnen könne. Vergebens sucht ihn Ssonja zu beruhigen und an die Opfer zu erinnern, welche ihm die Verwandten gebracht haben. Onkel Wanja verfolgt den Professor und feuert seinen Revolver auf ihn ab, ohne ihn zu treffen. Im letzten Akt bereut er, was er im Gefühl gerechter Empörung getan hat und denkt sogar daran, durch ein Fläschchen mit Morphium, das er einem Arzt entwendet, seinem Leben ein Ende zu machen. Während der Professor und seine Frau nach der Stadt abreisen, tröstet Ssonja ihren Onkel über das Unrecht, das ihm widerfahren ist, und beide setzen ihr Leben voll Entsagung und Aufopferung für ihre Verwandten fort. In dem geduldigen Ertragen von Prüfungen und ruhiger Arbeit sehen sie das wahre Glück. Die düstere, qualvolle Stimmung, die über dem Stück brütet, drückt der Arzt in folgenden Worten aus: „Wir haben es hier mit der Entartung infolge eines über die Kräfte gehenden Kampfes mit der Natur, des Kampfes ums Dasein zu tun. Es ist eine Entartung aus Gleichgültigkeit, aus Unbildung, aus vollständigem Mangel an Selbstbewußtsein, wo der frierende, hungrige, kranke Mensch, um seine Kinder zu retten, instinktiv und unbewußt nach allem greift, was nur seinen Hunger stillen und ihn erwärmen könnte, alles zerstört, ohne an den nächsten Tag zu denken . . .“ Ein paar echt russische Figuren, wie der verarmte Gutsbesitzer Telegin und die Kinderwärterin Marina, geben diesem Drama, das in der Handlung straffer, in der Charakteristik einleuchtender ist als die übrigen Stücke von Tschechow, das entsprechende nationale Kolorit.

Am wenigsten werden deutsche Leser zu dem dritten

Drama „Die Möwe“ in ein näheres menschliches Verhältnis kommen. Wir befinden uns wieder auf dem Lande, wohin sich eine namhafte aber bereits alternde Schauspielerin zurückgezogen hat. In ihrer Gesellschaft hält sich ein bekannter Schriftsteller und Erzähler auf, der in einer fast drei Seiten langen Rede auseinandersetzt, wie schwer es ihm geworden ist, zur Anerkennung zu kommen, wie er sich namentlich früher quälen mußte und wie die Leute trotz aller Erfolge nach seinem Tode sagen werden, daß seine Arbeiten doch schlechter als die von Turgenjew waren. Im ersten Akt haben wir uns hinter der Szene eine Liebhaberbühne zu denken, auf welcher der Sohn der Schauspielerin ein dilettantisches Machwerk aufführen läßt. Dieser unglückliche Halbdichter verliebt sich in ein junges Mädchen, auf das sich der Titel des Stückes bezieht. Nina, die Tochter eines reichen Gutsbesitzers, möchte wie eine Möwe aufflattern, die Welt aus der Höhe des Lebens betrachten und Gefahren bestehen. Sie beginnt als Schauspielerin eine nicht erfolglose Laufbahn, und als sie wieder aufs Land zurückkehrt und den Neid ihrer älteren Kollegin erregt, spricht ihr deren Sohn von seiner unglücklichen Leidenschaft und erschießt sich, als er bemerkt, daß seine Empfindungen unerwidert bleiben. Dies Stück ist wieder skizzenhaft und zerrissen durchgeführt, ohne Klarheit in der Komposition und reich an Abschweifungen, die das Interesse an dem eigentlichen Thema abschwächen. In der russischen Ausgabe der Dramen Tschechows befinden sich noch zwei Bühnenscherze in einem Akt, „Der Bär“ und „Der Heiratsantrag“, von denen der erste auch auf deutschen Bühnen einige Male gespielt worden ist. Im „Bären“ wird eine junge, hübsche Witwe von ihrem Gläubiger, der sich wie ein richtiger Steppensohn benimmt, hart bedrängt. Da sie

sich seiner plumpen Derbheit nicht anders zu erwehren weiß und ihm auch ihr Zimmer verbietet, ohne den tollen und tobenden Menschen loszuwerden, beleidigt sie ihn mit scharfen Worten. Ein verrücktes Duell zwischen dem Gutsbesitzer und der Witwe wird verabredet, wobei es sich natürlich herausstellt, daß sich beide lieben und heiraten wollen. Vielleicht hätte sich Tschechow noch einmal zu einem tüchtigen Lustspieldichter entwickelt, denn der Humor, der in diesen kleinen Arbeiten steckt, scheint uns in vieler Beziehung erfreulicher zu sein, als der trübe, pessimistische Dunst seiner ernsten Dramen.

Auch das Werk, das Tschechow über die Insel Sachalin veröffentlichte, ist bisher noch nicht ins Deutsche übersetzt worden. Der Dichter machte die Reise dorthin im Sommer 1890 zuerst auf dem Amur und dann auf dem Dampfer „Baikal", um die Ansiedelungen, welche die Russen zuerst mit gemeinen, dann mit politischen Verbrechern seit 1880 auf dieser Insel bevölkerten, im einzelnen zu beschreiben. Es sind Reisenotizen, die der Autor mit sichtlichem Fleiß und ohne Voreingenommenheit zusammengetragen hat, um seinen Landsleuten ein Bild von den dortigen Zuständen zu geben, die von Jahr zu Jahr eine immer größere Bedeutung erlangen, da Sibirien allmählich seine Sträflinge nach Osten bis an die Ufer des Stillen Meeres abschieben soll. Seit dem genialen Werk von Dostojewski „Aus einem tollen Hause" liegt darüber eine immer mächtiger anschwellende Literatur in Gestalt von Reiseschilderungen und Erzählungen vor. In dieser Flut ist das Buch von Tschechow trotz der vielen guten Beobachtungen, die wir darin finden, wenn nicht untergegangen, so doch fortgeschwemmt und nicht ganz nach Verdienst beachtet worden. Das Werk von L. Melschin „Aus der Welt der Ausgestoßenen", dessen Held zu jahrelanger Zwangsarbeit ver-

urteilt war und nun über die Einrichtungen der Gefängnisse und Ansiedelungen, sowie über das Seelenleben der Sträflinge ausführlich berichtet, ist jedenfalls bei seinem Erscheinen im Jahre 1896 von der russischen Presse viel mehr besprochen und höher eingeschätzt worden. Gegenwärtig dürfte jedoch die gesamte Literatur über Sachalin durch das soeben vollendete große dreibändige Werk von Doroschewitsch, das auf den eingehendsten Studien beruht und Aufschlüsse überraschender Natur über das Leben der „Unglücklichen" auf der Insel enthält, überholt worden sein.

Tschechows Begabung wird durch einen nervösen Zug zum kurz Angebundenen und Skizzenhaften geschädigt, der sich in vielen von seinen Schriften bemerkbar macht. Er wirft oft leichtsinnig die schönsten Sachen weg, aus denen ein harmonischer Künstler namentlich in kleinerem Rahmen wirkliche Kabinettstücke im Sinne der Franzosen gemacht hätte. Wahrscheinlich hing diese Neigung, seine Stoffe zerbröckeln zu lassen, mit der Vielseitigkeit seines Talents zusammen, das sich nicht auf ein einzelnes Gebiet beschränken, sondern die Summe des modernen russischen Lebens in eindrucksvollen Bildern wiedergeben wollte. Auch sein körperliches Befinden mit den verdrießlichen Stimmungen, denen er durch sein Brustleiden unterworfen war, erklärt diese Kurzatmigkeit in vielen seiner Novellen. Aber Tschechows Schriften sind für die Kenntnis russischer Zustände in der Gegenwart, für die Beurteilung der Schwingungen, die sich im gesellschaftlichen Leben bemerkbar machen, sowie des individuell Slawischen unentbehrlich. Um so lebhafter ist unser Bedauern, daß sein früher Tod ihn daran hinderte, an innerer Kraft zu wachsen, zu einer wahrhaft harmonischen Entwicklung zu gelangen und eine noch höhere Stufe der Künstlerschaft zu ersteigen.

Iwan Turgenjew in seinem französischen Briefwechsel.

Seit dem Herbst 1883 ruht Iwan Turgenjew auf dem Wolkowskij-Kirchhof in St. Petersburg, im Südosten der Stadt, wo sich über einem einfachen Grabmal neben der Kirche seine Bronzebüste von sprechender Ähnlichkeit erhebt. Seine Skizzen, Novellen und Romane gehören der Weltliteratur an und sind uns ebenso wertvoll als poetische Kunstwerke, die überall verstanden werden, wie als Äußerungen des slawischen Geistes in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts. Erst durch seine Schriften haben wir ein tieferes Verständnis gewonnen für die Eigenart der russischen Nationalität, für die treibenden Kräfte und Strömungen, die ihr geistiges Leben bestimmen. Diese Dichtungen bildeten das Tor, durch welches die neueren Erzähler des Zarenreiches und mit ihnen die stammverwandten Maler und Musiker westlich vordrangen, um mit ihren Schöpfungen zu einem wichtigen Teil unseres ästethischen Empfindens zu werden. Turgenjew nimmt in Rußland unbestritten den Rang eines Klassikers ein, der in seinem Naturgefühl, seinem Verständnis für die geheimsten Regungen der Menschenbrust und seiner Behandlung der Sprache von keinem Nachfolger übertroffen worden ist. Aber seine Wirkung auf die breiten Schichten der Bevölkerung gleicht einem Ringe, der in sich abgeschlossen ist, während die literarische Tätigkeit des Grafen Tolstoi

immer neue Bewegungen hervorruft, weil sie nicht ausschließlich künstlerischen Ursachen entspringt, sondern den dumpfen Gärungen der religiösen Empfindung und des sozialen Fortschritts Ausdruck verleiht. Der Einsiedler von Jasnaja Poljana erscheint dem gegenwärtigen Geschlecht als der reine, unmittelbare Vertreter der Kraft, die der russischen Gesellschaft in unseren Tagen in Kopf und Herz zuckt, als unerbittlicher Kritiker dessen, was in den modernen Zuständen morsch und veraltet ist, als begeisterter Prophet einer Weltordnung, die unsere Schmerzen lindern und unsere Hoffnungen auf eine gerechtere Verteilung geistiger und materieller Güter erfüllen soll. Tolstoi hat uns sowohl in seinen persönlichen Äußerungen wie in den Wirkungen seiner Schriften mannigfache Überraschungen gebracht. Turgenjew ist dagegen eine literarische Erscheinung, mit der wir uns immer wieder beschäftigen, über die aber das Urteil in allem Wesentlichen feststeht. Es hängt daneben auch mit den Sprüngen und Launen des Geschmacks, mit der Sucht, von etwas Neuem und Überraschendem angeregt zu werden, mit dem Zauber des Mystischen und Halbverstandenen zusammen, wenn er in der öffentlichen Beachtung von seinem früheren Gutsnachbar im Orelschen Gouvernement zurückgedrängt wurde. Die Naturschilderungen im „Tagebuch eines Jägers" und die originellen Typen, die darin verarbeitet sind, suchen in bezug auf Duft und Glanz, Farbe und Stimmung, sowie auf unfehlbare Richtigkeit aller Einzelheiten noch jetzt ihresgleichen. Novellen, wie „Erste Liebe" und „Frühlingsfluten", sind Meisterstücke der Seelenanalyse, wie sie nur einem Dichter von unvergänglicher Bedeutung gelingen. Man nimmt sie nach Jahren zur Hand und sie erscheinen immer wieder neu. Man liest sie und glaubt dabei die

Hand auf ein klopfendes Herz zu legen. Und wer könnte bestreiten, daß die sozialen Romane des Dichters, „Väter und Söhne", „Rauch" und „Neuland" ebenso sehr der Kulturgeschichte Rußlands als unentbehrliche Dokumente wie als Meisterwerke der Erzählung der modernen Poesie angehören?

Iwan Turgenjew hat das Russentum in den Augen der Welt so weit gehoben und geistig so allseitig durchdrungen, daß es überall verstanden werden konnte. Er war so ganz und gar Russe, daß sich in seinen Werken keine Zeile findet, die in einer anderen als seiner Muttersprache niedergeschrieben wurde. Entstanden gelegentlich Zweifel, ob es sich damit wirklich so verhalte, so beantwortete er Fragen, die deshalb an ihn gerichtet wurden, mit einer gewissen Empfindlichkeit, weil es ihm völlig unbegreiflich war, wie ein echter Dichter seine Seele in die Ausdrucksmittel verschiedener Nationalitäten hineinlegen könne. Er beherrschte in den Lauten, die er von seiner Kindheit her vernommen, die feinsten Unterschiede des Klangs und Sinnes mit einer Meisterschaft, wie vielleicht kein zweiter russischer Schriftsteller seit den Tagen Puschkins. Aber gerade deshalb konnte er die Schwierigkeiten, in einer reich entwickelten Sprache individuelles Denken und Fühlen klar und anschaulich wiederzugeben, ohne ihr die Kraft und Wärme, das Weiche und Entwickelungsfähige des Lebendigen zu nehmen. In seinen „Gedichten in Prosa", denen er als Erzeugnis seiner Altersweisheit den Nebentitel „Senilia" gegeben hat, ist von ihm die Schönheit der russischen Sprache so schwärmerisch gepriesen worden, daß er allein in dieser Tatsache zu einer Zeit, als die nihilistischen Verschwörungen den Höhepunkt des Schreckens erreicht hatten, einen Beweis für die gedeihliche Zukunft seiner Nation

fand. Wenn er auch Deutschland liebte, und in Frankreich eine zweite Heimat gefunden hatte, zog es ihn doch alljährlich, sofern seine schwankende Gesundheit keinen Einspruch erhob, während der wärmeren Jahreszeit in die Einsamkeit der Steppe und des Landlebens zurück, damit er aus der Berührung mit dem Heimatboden neue Kraft gewinne. Als er in Bougival bei Paris sein Ende herannahen fühlte und sein Geist sich zu verwirren anfing, gebrauchte er in seinen Phantasien Ausdrücke, wie ein russischer Bauer, der sterbend von seiner Familie Abschied nimmt. So blieb er auch in der Ferne von den Bildern seiner Heimat umgeben, die vor ihm niemals völlig verblaßten und nach denen er beständig Verlangen trug, weil er sie als Dichter mehr als alles andere brauchte. Nur menschlich, für die freie Betätigung seines Geistes und Charakters, hat die russische Luft bei längerem Verweilen immer etwas Bedrückendes für ihn gehabt, seitdem er ein Schüler der westlichen Kultur geworden war. Auf der Berliner Universität hatte er Geschichte bei Ranke, Griechisch bei Boeckh, Philologie bei Zumpt, Philosophie bei Werder gehört und der Einfluß dieser ausgezeichneten Männer hat zur Klärung der Ideenwelt, die er aus der sarmatischen Ebene mitbrachte, wesentlich beigetragen. Es zog ihn auch später nach Deutschland, dessen Geistes- und Gemütsleben ihn anzogen, wie er es in seiner Novelle „Faust" so herrlich geschildert hat, und nach Frankreich, dessen künstlerischer Geschmack ihn erfreute und wo er einen Ersatz für die ihm fehlende Familie fand. Das Haus der berühmten Sängerin Viardot-Garcia wurde das seinige und ihr Mann vermittelte durch seine Übersetzungen die Arbeiten des russischen Erzählers dem literarischen Publikum in Frankreich.

In dem literarischen Paris hat Turgenjew bis zu sei-

nem Tode eine wichtige Rolle gespielt, für die es aber an den planmäßig zusammengestellten Zeugnissen im Grunde fehlte. Man wußte allerdings mancherlei von seinen gesellschaftlichen Neigungen und seinen Beziehungen zu namhaften Pariser Schriftstellern. Seinen Landsleuten gegenüber, denen der Boden in Rußland zu heiß geworden war, spielte er, ohne sich irgendwie bloßzustellen, die Rolle eines treuen Beraters und Helfers, soweit es seine Mittel irgend erlaubten. Ebenso bahnte er namhaften Künstlern seiner Nation, die sich in Paris ansiedelten, wie dem Maler Wereschtschagin und dem Bildhauer Antokolsky, durch warme persönliche Empfehlungen den Weg zur allgemeinen Anerkennung. Mit ebensolchem Eifer schuf er literarische Verbindungen zwischen Petersburg und Paris, suchte den geistigen Horizont der Franzosen nach dieser Richtung zu erweitern und seinen russischen Freunden ein neues Absatzgebiet für ihre Werke zu verschaffen. Er übersetzte zwei kleine Erzählungen von Flaubert, die „Legende de St. Julien l'Hospitalier" und „Hérodias", die wahrscheinlich Sudermann die erste Anregung zu seinem „Johannes" gegeben hat, ins Russische, und diese Arbeit erfreute sich wegen der Klarheit und Präzision des Stils so großen Beifalls, daß sie nach dem Tode Turgenjews in der Gesamtausgabe seiner Werke wie eine selbständige Arbeit ihren Platz erhielt. Für Zola interessierte er sich so lebhaft, daß er an ihm geradezu wie ein väterlicher Freund handelte und ihm durch Übersetzungen der ersten Bände aus den „Rougon Macquart" sowie durch Korrespondenzen für russische Zeitschriften Einnahmen zuwendete, die der später so erfolgreiche Führer des französischen Naturalismus damals sehr notwendig brauchte. Anderseits interessierte sich Turgenjew für die französische Übersetzung des berühmten Romans „Krieg

und Frieden" von Graf Leo Tolstoi in solchem Grade, wie er es für seine eigenen Dichtungen niemals auch nur annähernd getan hat. Er begeisterte Flaubert für die drei starken und zum Teil schwer lesbaren Bände, und schickte sie an befreundete Pariser Journalisten, deren Stimme für die öffentliche Meinung ins Gewicht fiel. Wie wenig Turgenjew bei alledem Franzose geworden war, ergibt sich aus dem ironischen Behagen, mit dem er von der Selbstanbetung Victor Hugos und seinen kindlichen Urteilen über die Literatur anderer Völker plauderte. Darin konnte Hugo so weit gehen, daß er mit Geringschätzung von den Werken Goethes sprach und zur Begründung dieses Urteils anführte, daß ihm „Wallensteins Lager" sogar völlig mißfallen habe. Als Turgenjew das prachtvolle militärische Vorspiel zu unserer größten Tragödie für Schiller in Anspruch nahm, erwiderte ihm Hugo mit unbeschreiblicher Naivität: „Schiller oder Goethe — das bleibt sich vollkommen gleich," und meinte, „er wisse, ohne die Dichter zu lesen, genau, was der eine und der andere sagt oder geschrieben haben könnte." Der Neigung zur Phrase und Übertreibung setzte Turgenjew das Unbestechliche seiner Beobachtung und das Freie seiner internationalen Bildung entgegen. Durch sein Leben als Gutsherr und Jäger hatte er einen durchaus selbständigen Natur- und Menschensinn in sich entwickelt, der ihm als Maßstab für die Beurteilung seiner Umgebung diente. Er kannte das Volk in seinen verschiedenen Schichten und sah darin ein ihm völlig vertrautes Element. In der Einsamkeit des russischen Waldes und der heimatlichen Steppe waren die Organe, die der Dichter beim Erfassen und Wiedergeben des Lebendigen braucht, dermaßen geschult worden, daß sie selbst im Lärm von Paris von ihrer Spiegelung und Resonanz nichts verloren.

Zu einer vollständigen Kenntnis Turgenjews gelangt man erst, wenn man sich auch mit seinem Briefwechsel beschäftigt, denn in ihm gibt er sein warmes Herz unmittelbar zu erkennen und beweist, ohne es zu wollen, wie viel Persönliches in seinen Schriften enthalten ist. Während alle Fäden seines Denkens und Sinnens doch immer nach Rußland zurückführen, kannte er Italien und Deutschland, Frankreich und England, und fühlte sich in jeder europäischen Hauptstadt, wo er überall verständnisvolle Freunde hatte, zu Hause. Als die pergamenischen Ausgrabungen Humanns im Frühling 1880 zum erstenmal in einer Anordnung, die noch vieles vermissen ließ, in Berlin ausgestellt waren, schrieb er an die Redaktion des „Europäischen Boten" in Petersburg einen entzückten Brief und erklärte sie für ein Wunder der Kunst. Er meinte, es lohne sich, deshalb eigens nach Berlin zu reisen, und stimmte einen wahren Jubelhymnus an, aus dem ein paar fast unbekannt gebliebene Sätze jetzt, nachdem die Schätze bei uns in einem besonderen Museum aufgestellt sind, von allgemeinem Interesse sein dürften. Er sagt u. a.: „All diese bald strahlenden, bald drohenden, lebendigen, toten, triumphierenden, unterliegenden Gestalten, diese Windungen geschuppter Schlangenringe, diese ausgebreiteten Flügel, diese Adler, diese Pferde, Waffen, Schilde, diese fliegenden Gewänder, diese Speere und diese Leiber in allen Stellungen, kühn bis zur Unwahrscheinlichkeit, schlank bis zur Musik — all diese verschiedensten Arten des Gesichtsausdrucks, ungezwungenen Bewegungen der Glieder, dieser Triumph der Bosheit, diese Verzweiflung und göttliche Heiterkeit und göttliche Grausamkeit — dieser ganze Himmel und die ganze Erde — ja, es ist eine Welt, eine ganze Welt, vor deren Offenbarung ein unwillkürlicher Schauer

des Entzückens und heißer Andacht durch die Adern läuft."
In einem kleinen, vollständig erhaltenen Frauenkopf in gelbem Marmor glaubt er bereits den Ausdruck unserer Zeit zu erkennen, so daß man meine, er habe Heine gelesen und Schumann gehört. Turgenjew schließt seine Betrachtung mit dem Gedanken, wie glücklich er sei, daß er nicht sterben mußte, ohne dies alles gesehen zu haben. In Rußland gab es freilich engherzige und vorurteilsvolle Leute, die beim Lesen solcher Worte behaupteten, der Dichter sei völlig zum „Sápadnik", zum „Westling" geworden und habe sich von der Heimat losgesagt, während er sie doch nur mit geistigen Anregungen aller Art befruchtete, wie es sich bei seinem Aufenthalt in Deutschland und Frankreich in zahlreichen Fällen nachweisen läßt.

Von Turgenjews Briefen liegt bisher nur eine Sammlung deutsch vor, die von der „Gesellschaft zur Unterstützung hilfsbedürftiger Schriftsteller und Gelehrter" 1884 in Petersburg russisch und zwei Jahre darauf von Heinrich Ruhe in Leipzig deutsch herausgegeben wurde. Sie umfaßt die ganze Zeit seiner literarischen Tätigkeit, von jenem Aufsatz über Gogol angefangen, wofür er in Arrest geschickt wurde, bis zu dem mühsam mit Bleistift geschriebenen kurzen Briefe, in dem er, Juni 1883, kurz vor seinem Tode, Tolstoi beschwört, zu der poetischen Beschäftigung seiner früheren Jahre zurückzukehren. Der Band enthält aber fast ausschließlich Mitteilungen an russische Schriftsteller und Freunde, unter denen der ebenfalls verstorbene Lyriker Polonski und seine Gattin die erste Stelle einnehmen. Eine Menge anderer Briefe Turgenjews sind entweder in Zeitungen und Zeitschriften verstreut oder überhaupt noch nicht veröffentlicht. Jetzt hat E. Halpérine-Kaminsky in Paris (Bibliothèque Charpentier) einen interessanten Band unter

dem Titel „Ivan Tourguéneff d'après sa correspondance avec ses amis français", herausgegeben und darin viel Beachtenswertes mitgeteilt. Was den Dichter so lange in Paris menschlich fesselte, war die erwähnte Freundschaft mit Pauline Viardot-Garcia, der Tochter des berühmten Tenoristen und nicht unbegabten Komponisten Manuel del Popolo Vicente Garcia, der Schwester von Marie Malibran, einer der größten Sängerinnen ihrer Zeit, und des Bassisten Manuel Garcia, der als Erfinder des Kehlkopfspiegels und Gesanglehrer 1906 im Alter von 101 Jahren starb. Pauline Garcia hatte sich mit dem französischen Kunstschriftsteller Viardot 1840 verheiratet und war bei ihren Kunstreisen durch Spanien, Deutschland, Italien und Rußland auch nach Petersburg gekommen. Turgenjew machte die Bekanntschaft Viardots 1843 auf der Jagd, zu einer Zeit, als er, ein Fünfundzwanzigjähriger, noch keineswegs der berühmte Dichter war und die nur drei Jahre jüngere Sängerin ihn an künstlerischer Geltung und Bedeutung in der Welt weit überragte. Er begleitete die Familie 1847 nach Berlin und schloß sich ihr noch fester in Paris an. Die ersten Skizzen aus dem „Tagebuch eines Jägers", die so berechtigtes Aufsehen erregten, schrieb er wesentlich um Geld zu verdienen, denn seine Mutter war mit seinem Aufenthalt im Auslande, sowie mit seinem Entschluß, sich der Schriftstellerei zu widmen, durchaus unzufrieden und verweigerte ihm die Mittel zum Unterhalt. Als sie 1850 starb, kehrte Turgenjew nach Rußland zurück und widmete sich der Verwaltung seiner Besitzungen und der Ordnung seiner häuslichen Verhältnisse, bis er sich 1855 an seine Freunde wieder dauernd anschloß. Wir finden ihn in deren Gemeinschaft an verschiedenen Orten, in Baden-Baden, wo in dem

„Wiesen- und Waldparadies an der Oos" sich eine auserlesene internationale Gesellschaft bis zu Fürsten des Geistes und gekrönten Häuptern an den musikalischen Abenden einstellte, bevor die politischen Ereignisse von 1870 diese Harmonie zerstörten, dann in London, wo in der trüben englischen Luft nur ein vorübergehender Aufenthalt genommen wurde, und endlich in Paris, wo die Niederlassung einen dauernden Charakter annahm und die edelste Blüte der Freundschaft zeitigte. Pauline Viardot erhielt, unter anderen Ehren und Auszeichnungen, die ihr im reichsten Maße zugefallen sind, von Franz Liszt das Zeugnis, daß sie zu den glänzendsten dramatischen Erscheinungen ihrer Zeit gehöre und die Vorzüge der französischen, italienischen und deutschen Kunst in sich verbinde, außerdem aber auch durch hervorragende geistige Bildung, durch die bevorzugte Anlage ihrer Persönlichkeit, durch Noblesse des Charakters und die edle Haltung in ihrem Privatleben eine besondere Stellung einnehme. Mit ihrem musikalischen Genie, das einer Meisterin der Erzählung, wie George Sand, für ihre breiteste und glänzendste Schöpfung, „Consuelo", als Modell vorschwebte, entzündete sie zugleich den literarischen Ehrgeiz Turgenjews und regte ihn, was sehr notwendig war, zum Schreiben an. War er doch selbst nur zu sehr geneigt, einem Jagdausflug, einer Partie Schach oder dem Verkehr mit Freunden den Vorzug zu geben und erst dann zur Feder zu greifen, wenn seine Phantasie ihn geradezu gewaltsam an den Arbeitstisch trieb, als müßte er sich durch Tinte, Feder und Papier von einem quälenden innern Druck befreien.

Es ist zu bedauern, daß für die Korrespondenzen Turgenjews mit seinen Pariser Freunden gerade das wichtigste Dokument, der Briefwechsel mit Frau Viardot, so gut wie

ganz fehlt. Aus der reich gefüllten Mappe, die ihre Sammlung enthält, sind nur acht Briefe des russischen Dichters an die gefeierte Sängerin von Halpérine-Kaminsky mitgeteilt worden, während das übrige später einen selbständigen Band bilden soll. Dennoch wird man auch für das jetzt Mitgeteilte dankbar sein, weil es für den Charakter des Absenders und der Empfängerin ein gleich ehrenvolles Zeugnis ablegt. In seiner bedrängten Lage, von der vorher die Rede war, fühlt Turgenjew sich in Courtanavel, der Besitzung Viardots, die er später einmal seine „literarische Wiege" nannte, namenlos glücklich und spricht von Rußland wie von einem ungeheuren, düstern Antlitz, das, verschleiert, wie die Sphinx des Ödipus, ihn mit trägem, kaltem Blick wie aus Augen von Stein anstarre, um ihn zu verschlingen. Er ruft der Sphinx zu, vorläufig ruhig zu sein und ihn erst dann umzubringen, wenn er das Rätsel nicht gelöst habe. Er macht die Bekanntschaft von Gounod, der damals gerade mit der Komposition eines ihm von Augier geschriebenen Librettos „Sappho" beschäftigt war, und schließt mit dem liebenswürdigen Schöpfer der Faustmusik eine Freundschaft, die nur der Tod lösen konnte. Die nächsten Briefe stammen jedoch bereits aus Rußland und beschäftigen sich mit ernsten Dingen, der Mitteilung von seiner Verhaftung wegen des Artikels über Gogol, seinen Studien über das russische Volk, das er das seltsamste und erstaunlichste auf der Welt nennt, und dem jungen Tolstoi, dessen außergewöhnliches Talent er bereits damals mit neidloser Bewunderung anerkennt, zum Schluß auch mit einem größeren Roman, den er niederschreiben wolle. Diese Bekenntnisse stammen aus einer Zeit, in welcher die alte Kultur des Westens ihn mit den klugen, gütigen und begeisternden Blicken einer Frau auf den Höhen

der Menschheit ansah, während er als Sohn der Steppe unter diesem Eindruck aus dem Boden der jüngsten europäischen Kultur Kraft und Nahrung für sein dichterisches Schaffen saugen sollte.

Als Turgenjew nach dem französischen Kriege mit der Pariser Schriftstellerwelt in immer engere Beziehungen trat, bewohnte er das zweite Stockwerk der Viardotschen Wohnung in der Rue de Douai 50, wo die Meisterin des Gesangs mit ihren Schülern und Schülerinnen der Musik einen Tempel errichtet hatte, während ihr Gatte sich als gründlicher Kenner der bildenden Kunst bewährte. Die Wohnung befand sich im Norden von Paris bei der Place de Ventimille, in der Nähe der äußeren Boulevards, wo sich das Nachtleben der Metropole in den Kabaretts abspielt, und nur eine kurze Strecke von der Rue de Bruxelles entfernt, wo sich später Emile Zola, einer der besten Freunde des Dichters, dauernd niederlassen sollte. Im Sommer siedelte Turgenjew, nachdem sich der Kreis in Baden-Baden aufgelöst hatte, nach dem freundlich gelegenen Bougival bei Paris über, wo er in der Nähe der Viardotschen Sommerbesitzung ein Grundstück mit schönem Park besaß und sich später eine Villa im Schweizer Chaletstil erbauen ließ. Eine so lange und tief eingewurzelte Freundschaft, wie er sie fand und die ihm einen Ersatz für den Mangel an eigenem Familienleben bot, wäre an sich schon geeignet gewesen, ihn an Paris zu fesseln. Daneben hatte aber auch die alte französische Kultur viel Anziehendes für ihn, obwohl er die Einseitigkeiten des Pariser Lebens und die Überfeinerung des dort herrschenden Kunstgeschmacks sehr wohl erkannte und sich zuweilen mit der Frische und Ursprünglichkeit seines Wesens humoristisch dagegen auflehnte. Er fühlte sich namentlich im Kreise jener Männer wohl, aus denen die

moderne realistische und naturalistische Schule gebildet war, denn er empfand, daß die alte romantische Art zu erzählen sich überlebt habe, daß die Zeit der abenteuerlichen Begebenheiten und Spannungen vorbei sei und daß die Entwicklung seelischer Zustände auf Grund genauer Beobachtung der Wirklichkeit eine weit schwierigere und wichtigere Aufgabe für den Dichter bilde. Gustave Flaubert erschien ihm als der Meister unter den Naturalisten, und er hatte eine so hohe Meinung von ihm, daß er seinem Andenken eine seiner letzten und tiefsten Schöpfungen, das „Lied der triumphierenden Liebe", widmete. Mit Edmond de Goncourt, Daudet, Zola und Maupassant stand er in den besten Beziehungen, wobei man das Gefühl hat, daß er mit seiner originellen Persönlichkeit und der Güte seines Herzens, das stets für andere sorgen mußte, weit mehr der Gebende als der Empfangende war. Schon dadurch unterschied er sich von der Pariser Gesellschaft, als deren Hauptkrankheit Goncourt einmal den Neid erklärte. Er meint sogar, daß die Franzosen alle ein wenig gelb im Gesicht werden, wenn sich irgendwo ein überlegenes Können bemerkbar macht. Gerade in diesem Punkt war aber Turgenjew eine klassische Erscheinung, denn das alltägliche Flügelschlagen des Erfolgs und der Reklame war ihm ein Greuel. Er hatte Überzeugungen, von denen er nicht abging, und die sein Urteil bestimmten, aber er war von der Empfindlichkeit berühmter Männer völlig unberührt, tat niemals etwas für seine Werke, schreckte womöglich andere geradezu ab, über ihn zu schreiben und konnte sich für jüngere Begabungen so begeistern, daß er dabei sich und seine literarische Stellung völlig vergaß.

Es liegen darüber eine Anzahl Zeugnisse vor, die sich in ihrem Inhalt gegenseitig ergänzen. Es hatte sich zwischen

Turgenjew und seinen literarischen Freunden die Gewohnheit herausgebildet, daß sie sich alle Monate einmal in einem Restaurant, bei Magny, Brebant oder Voisin, zu Tisch trafen und dabei in behaglicher Stimmung ihre Eindrücke und Gedanken austauschten. Die Chronik dieser Tischgespräche hat Goncourt in den einzelnen Bänden seines „Journal" geführt und dabei auch des russischen Dichters oft erwähnt, der in die Unterhaltung eine ganz neue Tonart hineinbrachte, das slawische Sinnen- und Naturleben, die Berührung mit einer fremden, fesselnden Nationalität hervorhob, der alles Künstliche noch fern liegt. In seinem ganzen Wesen erschien er freier und natürlicher, vorurteilsloser und vielseitiger als seine Umgebung. Er roch nicht so ausschließlich nach Literatur, wie die andern, und war von einem Hauch von Lebensfrische umgeben, der allgemein wohltuend empfunden wurde. Ein Gigant an Gestalt fiel er mit seinen wundervollen, grünlich leuchtenden Augen und seinem weißen Haar und Bart allen auf, die er bald durch das Charakteristische seiner geistigen Beweglichkeit und seine oft ans Kindliche streifende Herzensgüte ganz für sich einnehmen sollte. Goncourt nennt ihn den „sanftmütigen Riesen, den liebenswürdigen Barbaren mit den weißen Haaren, die ihm in die Augen fallen, der tiefen Falte, die sich über seine Stirn von einer Schläfe zur andern hinzieht wie eine Ackerfurche, und der Kinderstimme". Turgenjew besaß eine wundervolle Gabe, spannend und anschaulich zu erzählen. Einmal erwähnte er mit berechtigtem Stolz, von wie großem Einfluß seine „Skizzen aus dem Tagebuch eines Jägers" für die Aufhebung der Leibeigenschaft in Rußland gewesen seien. Kaiser Alexander II. ließ dem Dichter sagen, daß die Lektüre dieses Buches ein Hauptmotiv für seine Befreiungstat gebildet habe. Goncourt berichtet

ferner, wie fein und tief das Gefühl für Weiblichkeit in Turgenjew entwickelt war, wie es kein Buch, überhaupt nichts auf der Welt gab, das ihm Ersatz für die Frau geben konnte. Wenn die französischen Erzähler noch so gescheit und bedeutend über das Wesen der Liebe sprachen, mußten sie doch zugeben, daß sie dies Gefühl nicht schildern konnten, weil sie nie verliebt waren, daß der Russe, den schon bei der Erwähnung dieses Themas eine unsagbar süße Schwärmerei erfüllte, der einzige war, der wirklich etwas davon verstand.

Alphonse Daudet machte seine Bekanntschaft in der Wohnung Flauberts in der Rue Murillo an einem jener Sonntage, die der Meister fünf oder sechs seinen nächsten Freunden zur Verfügung stellte und im anregendsten Gespräch verbrachte, während vom Parc Monceau der Lärm fröhlicher Kinderscharen durch die geöffneten Fenster drang. Turgenjew erhob sich gerade von einer Chaiselongue, auf die er sich lang ausgestreckt hatte, als Daudet ihm vorgestellt wurde. Er kam diesem dabei, während er sich mit großen, erstaunten Augen aus den Kissen emporringelte, wie eine Art Riesenschlange vor. Daudet besuchte Turgenjew dann auch in dem Viardotschen Hause und veranstaltete, um die Gesellschaft zusammenzuhalten, das „Diner der ausgepfiffenen Autoren“, zu denen Flaubert mit seinem „Kandidat“, Zola mit „Bouton de rose“, Goncourt mit „Henriette Maréchal“ und Daudet mit „Arlesienne“ gehörte. Turgenjew mußte, da man die Richtigkeit seiner Behauptung nicht prüfen konnte, sein Wort geben, daß er in Rußland ebenfalls im Theater ausgepfiffen worden sei, und damit war die Harmonie dieser Vereinigung fest begründet. Erst nach dem Tode Turgenjews suchte sich der Klatsch dazwischenzudrängen und die Behauptung aufzustellen, daß es dem

Russen mit seiner Freundschaft für die französischen Romanschriftsteller gar nicht ernst gewesen sei, daß er sich im Gespräch mit ihnen und in Briefen an sie über ihre Werke allerdings sehr höflich und anerkennend, aber zu andern nichts weniger als liebenswürdig geäußert habe. Es erschien in Paris ein schnell zusammengeschriebenes Buch mit „Erinnerungen an Turgenjew", in denen ein wahrer Rattenkönig von falschen Angaben enthalten war. Namentlich mußte sich Daudet persönlich getroffen fühlen, der nach dem Tode des russischen Romandichters in der freundlichsten Weise über ihn geschrieben und seinen gehaltvollen Aufsatz dem liebenswürdigen Buche „Trente ans de Paris" einverleibt hatte. Ihm wurden Mitteilungen von Briefen Turgenjews gemacht, die einen für ihn gehässigen Inhalt haben sollten und er ließ sich zunächst leider bestimmen, dies Gerede für bare Münze zu halten, bis er schließlich selbst zugeben mußte, durch das Geschwätz der Reporter und Interviewer hinters Licht geführt worden zu sein. Tatsächlich lag eine solche Korrespondenz, wie sie Turgenjew unter anderm mit Sacher-Masoch geführt haben soll, gar nicht vor, während gleichzeitig das Ehrliche und Aufrichtige dieses Freundschaftsverhältnisses von maßgebender Seite, wie von Zola und andern, bestätigt wurde. Es ist ein wirkliches Verdienst von Halpérine-Kaminsky, daß er in seinem Buche diesen Punkt unwiderleglich klargestellt und damit das törichte Gerede hoffentlich ein für allemal zum Schweigen gebracht hat.

Von den großen französischen Schriftstellern, mit denen Turgenjew regelmäßig verkehrte, stellte er als Talent wie als Persönlichkeit Flaubert am höchsten. Beide hatten sich schon am Ausgang der fünfziger Jahre kennen gelernt, aber erst die Magny-Diners brachten sie näher zusammen

und riefen ein Freundschaft hervor, deren Herzlichkeit beständig zunahm und erst mit dem Tode Flauberts ihr Ende erreichte. Flaubert war für den Russen geradezu die bedeutendste dichterische Persönlichkeit in Frankreich und „Madame Bovary“ das gehaltvollste Werk des Jahrhunderts. Erscheint uns diese Anerkennung auch übertrieben, so war sie bei Turgenjew jedenfalls aufrichtig, denn er bemühte sich nicht nur dauernd, den Freund durch seine Übersetzungen in Rußland bekannt zu machen, sondern hielt auch beständig Umschau über Artikel, die ihm in Berliner und Petersburger Zeitschriften gewidmet wurden, nahm an seinen Schicksalen den regsten Anteil, ermunterte ihn, wenn er verdrießlich war, durch seinen Zuspruch und machte ihn zum Vertrauten von Gedanken und Stimmungen, die er vor andern sorgsam verbarg. Schon die Anrede in den Briefen, die Halpérine-Kaminsky mitteilt, ist in dieser Beziehung charakteristisch: „Cher Monsieur“, „Cher Monsieur Flaubert“, „Mon cher confrère“, „Mon cher ami“ folgen einander in kurzen Pausen. Dann wird er mit Kosenamen, wie „Mon vieux féroce“, „mon bon vieux“ oder „mon cher vieux“ angeredet, bis die Titulatur „Mon cher bon vieux“ dem Höhepunkt der Gefühle entspricht. Turgenjew bekennt, daß es für ihn nur wenige Menschen, namentlich unter den Franzosen, gebe, bei denen er gleichzeitig so viel Behagen und Anregung empfinde, wie bei Flaubert. Er meint, er könne ganze Wochen mit ihm plaudern, denn beide seien Maulwürfe, die nach derselben Richtung bohren. Wenn er, von der Gicht geplagt, die Glieder kaum rühren kann, wenn er mit seinem betrügerischen Gutsverwalter Ärger hat, und sich in der Einsamkeit seines Landhauses bei Orel nach geistiger Anregung sehnt oder die Feder zu neuen dich-

terischen Arbeiten ansetzt, erfährt Flaubert sicherlich zuerst davon. Und dieser kann wieder nicht genug rühmen, wie gut Turgenjew zuzuhören verstehe, wie fein sein Geschmack sei und wie treffend die Winke ausfallen, die er ihm für die „Geschichte des heiligen Antonius" gibt. Kann Turgenjew dem ernsten, grüblerischen Mann die trüben Gedanken nicht anders verscheuchen, so tut er es mit einem scherzhaften Einfall. Er schickt ihm eine Karikatur von sich als Türke mit erläuterndem Text. Er rät ihm, es so zu machen, wie sein grober Schwimmlehrer in Berlin es von ihm verlangte, indem er ihn mit den Worten: „Den Mund aus dem Wasser! Schwerenot!" anschrie. Den Kopf oben halten! Solange man das noch fertig bekommt, sei man ein Mann, und der Alte werde das auch zeigen und seine Kraft zusammennehmen. Die Anspielung auf das Alter enthielt übrigens bei Turgenjew einen bloßen Scherz, denn in Wirklichkeit war er drei Jahre älter als sein Freund. Er betont es mehrfach mit scherzhafter Ironie, wie man, wenn es mit dem Leben abwärts geht, immer mehr nur an sich denkt, um das liebe Ich gegen den Tod zu verteidigen. Beide Männer verbanden sich in dem Bewußtsein, daß sie einen dritten mit gleicher Wärme verehrten, noch fester miteinander. Der gemeinsame Gegenstand ihrer Bewunderung und Liebe war George Sand, deren Bekanntschaft Turgenjew in Nohant machte, die er von Jugend auf, als er ganz im Bann ihrer Dichtungen stand, als großangelegte Natur schätzte und auch später, als seine künstlerischen Ideen sich von den ihrigen immer mehr entfernten, für eine Frau von geradezu idealen Eigenschaften hielt, so daß er durch die Nachricht von ihrem Tode tief erschüttert wurde. Anderseits wirkte die französische Übersetzung der „Skizzen aus dem Tagebuch eines Jägers" auf

die Dichterin wie eine Offenbarung und auch in ihrem Briefwechsel mit Flaubert wird Turgenjew oft und immer mit Auszeichnung erwähnt.

Bei Flaubert machte Turgenjew Anfang der siebziger Jahre auch die Bekanntschaft von Emile Zola und gewann alsbald eine Sympathie für ihn, die sich nicht nur bei den Monatsdiners der „Fünf", bei persönlichen Begegnungen und brieflichen Mitteilungen, sondern vor allem in der Tatsache ausdrückte, daß der russische Romanschriftsteller seinen viel jüngeren Pariser Kollegen auf jede nur denkbare Art förderte. Wir müssen dabei bedenken, daß von Zolas späterer Berühmtheit damals noch wenig zu merken war, daß er unter den größten Entbehrungen angefangen hatte, in Paris festen Fuß zu fassen und als Mitarbeiter an verschiedenen Blättern sich seinen Lebensunterhalt verdiente, während seine Phantasie Pläne zu groß angelegten Romanschöpfungen entwarf. Er hatte aber wenig von dem schmiegsamen Pariser Esprit, der über alles und nichts angenehm zu plaudern weiß, sondern war eine ernste, grüblerische Natur, die den Sachen stets auf den Grund zu gehen und die Wahrheit um jeden Preis zu sagen liebte. Als Kunstkritiker des „Figaro" hatte er eine solche Verheerung unter den anerkannten Malern und Bildhauern angerichtet, daß ein Sturm der Entrüstung ausbrach und der damalige Chefredakteur Villemessant ihm die Spalten seines Blattes nicht weiter zur Verfügung stellen konnte. Ein boshafter Artikel, den er 1872 gegen die reaktionäre Strömung in Frankreich im „Corsaire" veröffentlichte, bewirkte, daß diese Zeitung überhaupt nicht weiter gedruckt werden durfte. Zola hatte den ersten Band seiner Romanserie unter dem Titel „La Fortune des Rougon" erscheinen lassen und war bei dem kärglichen Honorar, das er von

seinem Verleger Lacroix erhielt, auf journalistische Einnahmen angewiesen. Nach seinem eigenen Geständnis lehnten alle Zeitungen seine Beiträge ab. Er litt buchstäblich Hunger und wurde von allen Seiten mit Schmutz beworfen. In diesem Augenblick trat Turgenjew für ihn ein, stellte ihn dem russischen Publikum vor, verhalf ihm zu regelmäßigen Korrespondenzen und sorgte dafür, daß seine Bücher übersetzt wurden. „La Faute de l'abbé Mouret" erschien sogar früher russisch als französisch. Ein Verleger, der sich für einen jungen Autor interessiert, um später mit ihm gute Geschäfte zu machen, kann nicht eifriger und erfindungsreicher als Turgenjew sein, der von seinen eigenen Arbeiten kaum nebenher spricht und immer nur für Zola denkt und arbeitet. Er freut sich wie ein Kind, daß er ihm die Stelle als Mitarbeiter an der tonangebenden Petersburger Monatsrevue „Bote Europas" verschafft hat und wenn der Herausgeber Stassulewitsch sich über einen neuen Artikel freundlich ausspricht, erfährt es dessen Verfasser durch ihn sofort. Dieses Bedürfnis eines großen Dichters von unabhängiger Stellung und internationaler Bedeutung, sich den Interessen eines Werdenden, der ihn als Künstler und Mensch interessierte, bescheiden unterzuordnen, ist geradezu beispiellos, und Zola hatte alle Ursache, sich dieses freundschaftlichen Verhältnisses, das ihn mit dem russischen Novellisten verband, und seiner hervorragenden Charaktereigenschaften dankbar zu erinnern.

Ebensoviel Interesse zeigte Turgenjew an den Schriften und der Persönlichkeit Maupassants, in dem er gleich bei seinem ersten Auftreten ein eigenartiges und vielversprechendes Talent innerhalb der neuen Richtung erkannte, den er alsbald wie einen alten Freund behandelte und mit Ratschlägen förderte. Maupassant hat ihn in einem

Essay prächtig charakterisiert, den er seinem Meister und Lehrer Flaubert widmete und der die Einleitung zum siebenten Bande von dessen Werken bildet. Der Russe erschien ihm als Riese im Silberhaar wie eine Erscheinung aus einem Feenmärchen, und wie hübsch schildert er dessen weiche, ein wenig schwache und stockende Stimme, die aber dem Gesprochenen „un charme et un intérêt extrèmes“ gab, während Flaubert, der mit seinem Schnurrbart wie ein alter gallischer Krieger aussah, ihm mit einer Stimme antwortete, die an eine Trompete erinnerte. Oft bedauerte Turgenjew, daß die Franzosen so wenig von ausländischer Literatur wüßten und erschien dann am nächsten Sonntag mit Dichtungen von Goethe, Puschkin oder Swinburne, die er in einer improvisierten Übersetzung vorlas. Die höchste Kunst eines Dichters drückte sich ihm bei aller Anerkennung des französischen Naturalismus doch keineswegs in der ausführlichen Schilderung des Milieus und der genauen Beschreibung einer Persönlichkeit aus. Er meinte, dazu gehöre in erster Linie ein gutes Auge, fleißiges Sehen, gutes Gedächtnis oder eifriges Notieren. Die Genialität des wahrhaft großen Dichters äußerte sich vielmehr gerade darin, daß er ein Menschenwesen, ohne viel vom Aussehen der Person und ihren Eigenschaften zu erzählen, mit einem Wort lebendig vor uns hinstellen könne. So sprach er einmal zu Ludwig Pietsch, als dieser den bereits schwer Leidenden in Paris besuchte, von der Stelle in der Gartenszene des „Faust“, wo Faust in großen Worten: „O Beste, was man so verständig nennt, ist oft mehr Eitelkeit und Kurzsinn“ zu Gretchen spricht, und diese ihm ganz einfach: „Wie?“ zur Antwort gibt. Turgenjew fand dies „Wie?“ sublim: „Man sieht und kennt das ganze Mädchen von Kopf bis zu Fuß. So macht's ein Dichter.“

Der Band von Halpérine-Kaminsky, von dessen Betrachtung wir ausgegangen sind, enthält noch mehr Briefe des Dichters, an Ambroise Thomas, Jules Claretie und andere. Leider war eine Vollständigkeit seiner Korrespondenz mit den französischen Kollegen und Freunden nicht zu erreichen. Es fehlen die Briefe an Victor Hugo, Prosper Merimée, Jules Simon, Edmond de Goncourt und Alphonse Daudet. Auch die schriftlichen Äußerungen Emile Augier gegenüber, der einer seiner besten Freunde war, blieben allen Bemühungen verschlossen und dürften auf absehbare Zeit auch jedem andern unzugänglich sein. Dennoch haben wir alle Ursache, für das Gebotene dankbar zu sein in der Hoffnung, daß es dem Herausgeber, der sich ebenso eifrig wie taktvoll gezeigt hat, gelingen möge, seine Sammlung fortzusetzen. In der Pariser Beleuchtung verliert die Persönlichkeit Turgenjews nichts von ihrer Originalität und Überlegenheit, sondern entfaltet sich inmitten des geistig gesteigerten Kunstlebens an der Seine erst zu ihrer wahren Bedeutung. Als Dichter bietet der Russe den Naturalisten, die in ihren Anschauungen ganz aus dem Boden von Paris und Frankreich hervorgegangen sind, viel Neues. Er erweitert ihr Gesichtsfeld und bereichert ihren Geschmack, indem er sich als geborener Slawe und als Schüler der deutschen Kultur zeigt. Als Mensch offenbart er eine solche Fülle anziehender Charaktereigenschaften, ist ein so tief empfindender Freund und ein so neidloser Bewunderer fremden Verdienstes, daß er mit solchen Gaben des Kopfes und Herzens den Franzosen die genossene Gastfreundschaft reichlich vergolten hat.

Zur Erinnerung an Anton Rubinstein.

Eine Kiste aus Rußland, sorgfältig in Leinwand genäht, mit festgeschraubtem Deckel, einer Aufschrift, deren Züge ein Mißtrauischer für verstellt halten kann, und ohne Namen des Absenders erweckt bei dem Empfänger allerlei unheimliche Vorstellungen. Man prüft sie auf ihr Gewicht, man beklopft sie, um aus dem Klang Schlüsse auf den Inhalt zu ziehen. Man behorcht sie, um zu erfahren, ob darin etwas Lebendiges versteckt ist. Die Untersuchung bietet keinen Anhaltepunkt und läßt die Frage offen, was man damit anfangen soll. Die Kiste auf die Polizei zu schicken wäre doch zu umständlich und vielleicht lächerlich. Auch ist es schwer, jemanden zu dingen, der sich dazu bereit erklären würde, statt des Empfängers möglicherweise in die Luft zu fliegen. Es ist also schon besser sich selbst zu opfern, aus dem Körbchen mit Werkzeug Stemmeisen, Zange und Hammer zu holen und die geheimnisvolle Sendung unter einigem Augenblinzeln zu öffnen. Langsam weicht der Deckel zurück und läßt eine Menge dicht zusammengedrückten Heus erkennen. Der Griff, den wir hineintun, bringt uns mit etwas Kaltem und Glattem in Berührung. Wir ziehen den Inhalt hervor und fassen eine aus Gips geformte Hand, bei der es nicht schwer zu erkennen ist, von wem sie abgenommen ist. Von keinem andern als Anton Rubinstein. Ein berühmter Kunstgenosse und guter Freund des Meisters, der ausgezeichnete Geiger Leopold Auer, hat uns mit dieser Sendung überraschen wollen und sich daher zunächst nicht

genannt. Die Aufklärung brachte ein Brief, der erst mehrere Tage später eintraf. Die gespannte Erwartung wegen des Inhalts der Kiste löste sich bei der Betrachtung der kalten toten Masse, die doch an so viel Lebendiges und Unvergeßliches erinnerte, in Wehmut und Rührung auf.

Rubinsteins Hand! Wie oft haben wir sie bewundert, wenn sich der Strom der Empfindung und Phantasie von seinen Ausgangspunkten im Kopf und Herzen des Künstlers auf die Tasten ergoß und die Finger das feinste Nervenleben zum Ausdruck brachten. Sie schienen so gar nicht klaviermäßig gebaut zu sein, sich weit mehr zum Erfassen und Umklammern eines schweren Gegenstandes als zu künstlerischer Betätigung zu eignen. Aber der Übergang aus dem Physischen zum Geistigen und Seelischen war ein unmittelbarer. Die Kraft der Muskeln diente nur dazu, die Technik des Instruments spielend zu bewältigen und das tiefste Gefühl wiederzugeben. Als Rubinstein mit zehn Jahren sein erstes Konzert in Moskau gab, waren die Hörer erstaunt, als die kleinen Finger nicht nur einen reinen schönen Anschlag gaben und mit außerordentlicher Leichtigkeit über die Tasten flogen, sondern den Ton auch mit überraschender Energie herausbildeten. Zwei Jahre darauf reiste das „talentvolle Klaviermännchen", wie der junge Virtuose von einem Wiener Witzblatte genannt wurde, in Begleitung seines Lehrers Villoing nach London, von Mendelssohn selbst an den Flügel geführt und von der jugendlichen Königin Viktoria empfangen. Moscheles erklärte damals, wie es in der von seiner Frau herausgegebenen Lebensbeschreibung heißt, daß der junge Russe Finger habe, die so leicht wie eine Feder seien und doch die Kraft eines Erwachsenen in sich schließen.

Im November 1894 ist Anton Rubinstein auf seiner

Villa in Peterhof mitten im regsten künstlerischen Schaffen und im Besitz einer Natur, die den größten Anstrengungen gewachsen war, und die er daher selbst als „eisern" zu bezeichnen liebte, gestorben. Immer wieder tritt das Bild des großen Künstlers und Menschen unserem Herzen nahe. Können wir uns an dem warmen Druck seiner Hand und an dem, was sie als Mittel des künstlerischen Schaffens leistete, nicht mehr erfreuen, so ist uns doch der erwähnte Abguß seiner Rechten mehr als eine mit Wachs durchtränkte Gipsmasse. Bei jedem Menschen ist die Hand ein Abbild des Charakters, so viel Arbeit und Beruf auch daran gemodelt haben mögen. Am meisten gilt das vom Künstler, zwischen dessen Fingern sich das Material, mit dem er schafft, im höchsten Maße verfeinert und beseelt. Aber auch bei jedem anderen Menschen, der uns interessiert, finden wir in der Beschaffenheit seiner Hand einen wichtigen Anhalt für die Beurteilung seines Wesens. Das haben alle großen Maler gewußt und in diesen Teil des Körpers den liebevollsten Ausdruck hineingelegt. Bei Tizians Zinsgroschen kann man den Versuch machen, das ganze Bild mit Ausnahme der Hände zu verdecken, und man wird doch sofort wissen, daß die grobe eckige Knochenhand zum Pharisäer und zu seiner Zinsgroschen-Sophisterei gehört, während sich die überlegene Weisheit und menschliche Hoheit des Heilands schon in der feinen Bildung und den edlen Formen seiner Hand ausdrücken. Ähnlich ist es bei Raphaels kreuztragendem Christus, wo der Heiland, der Krieger und die begleitenden Frauen durch dieses charakteristische Merkmal aufs feinste unterschieden sind. Goethe hat bekanntlich in seiner Abhandlung über Leonardo da Vincis Abendmahl dasjenige, was die Hände der einzelnen Figuren ausdrücken, aus der Gebärdensprache geradezu in Laute, Worte

und Sätze übertragen. Wenn ein genialer Künstler wie Lenbach in diesem Punkte nachlässig und gleichgültig erscheint, als ob er bei seinen Personen auf diese so wichtige Beihilfe der Charakteristik keinen Wert lege, so ist das entweder auf eine bloße Schrulle oder auf ein malerisches Nichtkönnen zurückzuführen. Oft treibt die Natur mit bedeutenden Menschen wie Windthorst ein kurioses Spiel, legt in den ganzen übrigen Körper ein Übermaß von Häßlichkeit hinein, verzerrt alle Formen und Linien und bildet nur die Hand fein und zierlich aus, gleichsam als ob sie zeigen wollte, was sie kann, aber in diesem Fall absichtlich nicht ausgeführt habe.

Die Symbolik der Hand hat Männer von großem wissenschaftlichem Ruf beschäftigt und zu Werken angeregt, auf die man noch heute gern zurückkommt. Fast gleichzeitig wurde die Sache in den vierziger Jahren des vorigen Jahrhunderts von einem Franzosen und einem Deutschen behandelt, von S. d'Arpentigny in seiner „Chironomie" und von Carus in dem Buche „Über Grund und Bedeutung der verschiedenen Formen der Hand". Beide unterscheiden dabei eine vierfache Bildung und sprechen von einer elementaren, motorischen, sensiblen und harmonischen Hand, je nachdem es sich um die verschiedenen Stufen der Entwicklung handelt. Die elementare Hand zeigt noch keine charakteristische Bestimmtheit. Sie ist einem unbeschriebenen Blatt zu vergleichen. Sie gehört zunächst den Kindern an, kann sich aber auch bei Erwachsenen finden, namentlich wenn ihre Entwicklung plötzlich stehen bleibt, oder bei Leuten aus dem Volk. „Die elementare Hand," sagt Carrière, in seiner „Ästhetik", „hat die größere, sowohl längere als breitere Handfläche, die Finger sind kurz und dick, die Bildung ist grob und fleischig voll. Sie dient gewöhnlich einem

derben, aber wenig modellierten Schädel; sie ist die Hand der Masse, sie ballt sich zu harten Faust; die Festigkeit und Beharrlichkeit, aber auch die Roheit des Volkes wird durch sie repräsentiert; der Geist, der sie lenkt, wird selber etwas schwerfällig im Begreifen und nicht sehr zartfühlend, aber mäßig und tüchtig sein." Die motorische Hand mit ihren starken Muskeln und Knochen hat man nach dieser Theorie in charakteristischer Ausbildung bei den alten Römern nachweisen wollen. Die sensible Hand findet sich am häufigsten bei Frauen und Leuten mit sanguinischem Temperament, wie bei Künstlern, häufiger bei Italienern und Franzosen als bei Deutschen und Nordländern, wo die motorische Hand überwiegt. „Die ideale Hand," schließt Carrière diese Betrachtung, „wird die der schönen Seele sein, in welcher Gefühl und Wille, Verstand und Phantasie im Gleichgewicht stehen und der künstlerische Trieb das Leben entwickelt und zum Ebenmaß gestaltet. Die Handfläche ist etwas länger als breit und nur mit einfachen größeren Linien gezeichnet; die Finger sind schlank, oben fein gerundet, der Daumen von mittlerer Stärke."

Zieht man nun auf Grund dieser Auseinandersetzung die Hand Rubinsteins zum Vergleich heran, so erkennt man wieder, wie jede Theorie nur in gewissem Sinne recht hat und in keiner Weise der Mannigfaltigkeit, die in den vorkommenden Fällen liegt, gerecht wird. Der Gipsabguß ist von beiden Seiten der Hand abgenommen worden, also nicht nur der Handrücken, wie wir ihn von Goethe besitzen. Dieser hat auch im Handel starke Verbreitung gefunden. Rubinsteins Hand wird man unmöglich in eine der vier Kategorien, welche die genannten Forscher aufgestellt haben, einreihen können. Zunächst hat sie gar nichts von dem „Harmonischen" der „schönen Seele", wovon bei Carrière

die Rede ist. Sie entwickelt sich aus einer ungemein kräftigen Handwurzel, wächst dann voll und fleischig an und geht vor allem auffallend in die Breite, wodurch sie fast quadratförmig wird. Die erste Vorstellung, die sie erweckt, weist nicht auf hoch entwickelte Sensibilität, sondern auf mächtige physische Kraft hin. Dieser Eindruck spiegelte sich auch in der ganzen Persönlichkeit Rubinsteins wider. Wenn man nichts von ihm wußte, hätte man ihn für einen Mann halten können, der schwere Lasten zu tragen hat und infolgedessen vornübergebeugt mit etwas schlurfendem Schritt geht. Die Grundform der Rubinsteinschen Hand weist auf eine Tatze zurück, die zwar zur menschlichen Bildung veredelt ist, die aber ihrem ursprünglichen Charakter nach zum Anpacken und Umklammern geschaffen zu sein scheint. Überraschend ist die außerordentliche Stärke und Länge des kleinen Fingers. Rubinstein erwähnte einmal, daß er durch einfaches Niederdrücken dieses Fingers auf die Tasten jeden Hammer im Klavier zerbrechen könne. Charakteristisch erscheint es ferner, daß Rubinstein, als er den Gipsabguß machen ließ, die Hand nicht glatt ausstreckte, sondern die gekrümmte Haltung annahm, als ob er sie auf die Klaviatur lege, um zu spielen. Der Handrücken entspricht ganz dem, was d'Arpentigny und Carus über die motorische Hand gesprochen haben. Um so beredter ist die innere Handfläche, die eine solche Fülle von sich kreuzenden Linien, Vertiefungen und Anschwellungen zeigt, daß die Chiromantie hier ein reiches Feld für die Bewährung ihrer vermeintlichen Kunst finden müßte.

Die Neigung, aus dem Bau und den Linien der Hand über den Charakter und das Schicksal der Menschen etwas Näheres zu erfahren, scheint sich bei den Erdbewohnern herausgebildet zu haben, seitdem sie sich mit den Rätseln

des Lebens überhaupt zu beschäftigen anfingen. Wir können die Spuren davon bis auf die älteste Geschichte der Chaldäer und Juden verfolgen. Merkwürdigerweise ging die Chiromantie mit der Astrologie, das Wahrsagen aus der Hand mit dem Wahrsagen aus den Sternen Hand in Hand. Darnach sollte der Mensch ein Mikrokosmos sein, auf dessen einzelne Organe die Gestirne und Planeten einen entscheidenden Einfluß ausüben. Man teilte die Hand in sieben Regionen und Berge ein, denen man den Namen gewisser Sterne gab. Besondere Aufmerksamkeit wurde schon in frühester Zeit der Lebenslinie zugewendet, die sich um die Wurzel des Daumens herumzieht. Ihre Stärke, ihre Windung und ihr Verlauf sollten die wichtigsten Anhaltepunkte für das Schicksal der Menschen geben. Im Mittelalter wurde daraus eine förmliche Wissenschaft gebildet, an deren Pflege sich die ernstesten Männer ihrer Zeit mit einem durch nichts zu erschütternden Eifer beteiligten, indem sie immer wieder auf den Zusammenhang zwischen der Bildung des Sternhimmels und der Handfläche zurückkamen und aus ihm zum Teil die wunderlichsten Dinge herausdeuteten. Heute lachen wir darüber, damals bildeten die Dinge den Gegenstand eines tiefsinnigen Studiums. Es läßt sich nachweisen, daß noch zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts an vielen, wenn nicht an den meisten deutschen Universitäten eigene Vorlesungen über Chiromantie gehalten wurden. Was die Philosophie auch dagegen tun mochte, um das Haltlose dieser Bemühungen darzulegen, man hielt fest an der einmal aufgestellten Theorie und suchte sie sogar durch ein biblisches, geheimnisvoll klingendes Wort zu begründen. Im Buche Hiob, Kapitel 37, 7, findet sich eine Stelle, die in der lateinischen Übersetzung lautet: „In manu omnium Deus signa posuit, ut nove-

rint singuli opera sua," was Luther folgendermaßen wiedergibt: „Alle Menschen hat er in der Hand, als verschlossen, daß die Leute lernen, was er tun kann."

Im Zeitalter der Aufklärung ging es mit der Chiromantie zu Ende, aber in unserer Zeit ist sie, wenn auch in anderer Form und zu anderen Zwecken, wieder zum Leben erweckt worden und zwar durch die Engländer. Man fing nämlich dort an bei der photographischen Aufnahme von Verbrechern nicht nur die Gesichter, sondern auch die Hände zu photographieren, ja auf diese wegen ihrer Unveränderlichkeit sogar größeren Wert als auf jene zu legen, die meistenteils entstellt und verzerrt werden. Auch wissenschaftliche Werke oder solche die sich den Anschein gaben, es zu sein, wurden geschrieben. Unter diesen wird ein Buch von Desbarolles „Les mystères de la main revelés" von den Anhängern der Theorie am meisten geschätzt. Es sind keineswegs unwissende Leute oder betrügerische Zigeuner, bei denen die Deutung der Handlinien eine große Rolle spielt. Man trifft nicht selten in ganz gebildeten Kreisen Leute, die von der Möglichkeit, aus der Zeichnung der Handfläche den Charakter, die Vergangenheit und Zukunft der Menschen herauszulesen, mit tiefster Überzeugung sprechen. Vielen wird es nicht bekannt sein, daß einer unserer liebenswürdigsten und bekanntesten Humoristen, Julius Stinde, ebenfalls zu den Anhängern des chiromantischen Glaubens gehörte. Er, der sich so gut auf Spaß verstand, nahm doch diese, von den meisten Menschen für Aberglauben erklärte Sache völlig ernst. Er kannte nicht nur die gesamte Literatur, die über diesen Gegenstand erschienen, sondern besaß selbst eine verblüffende Fertigkeit in der Verwertung seiner Kenntnisse. Wer ihn einmal in nächtlicher Stunde an seinem

Stammtisch beobachtete, wenn er die Hand eines Zugereisten ergriff, um aus ihrer Betrachtung eine vollkommene Biographie zusammenzusetzen, glaubte etwas von dem mystischen Geist zu spüren, der Jahrhunderte hindurch hoch und niedrig beherrscht hat und erst in neuerer Zeit von der sich immer mehr ausbreitenden naturwissenschaftlichen Erkenntnis in die Enge getrieben ist, ohne die Herrschaft über das Gemüt und die Phantasie vieler Menschen völlig zu verlieren.

Es wäre dem Genuß, den ein spannendes Romankapitel gewährt, gleichgekommen, wenn Stinde sich entschlossen hätte, die Handfläche Rubinsteins nach dem vorhandenen Abguß zu erklären. Wie mit einem spitzigen Gegenstand sind diese Linien, Wülste, Erhebungen und Senkungen eingegraben. Am Daumen ballt sich das feste Fleisch ganz besonders lebendig auf. Zwischen den Hauptlinien spielen eine Menge gezackter Streifen hin und her und — o Ironie! — die Lebenslinie selbst schien so stark ausgearbeitet, daß Rubinstein danach ganz gewiß noch zwanzig Jahre hätte schaffen und wirken müssen.

Zum letztenmal konnte ich Rubinsteins Hand in dem vollen Spiel der Muskeln im März 1894 bei einem Frühstück beobachten, das in dem Hause des verstorbenen Klavierfabrikanten Carl Bechstein in Berlin stattfand. Der Künstler hatte bei einem philharmonischen Konzert seine dramatische Symphonie dirigiert und niemand ahnte, daß dies fröhliche Zusammensein einen Abschied für immer bedeuten sollte. Die liebenswürdige Frau unseres Gastgebers, die neben mir saß, fragte Rubinstein zufällig, in welcher Stadt er sich am wohlsten gefühlt habe, und erhielt darauf folgende bemerkenswerte Antwort: „Das ist schwer zu sagen. Einfacher wäre es, wenn Sie mich gefragt hätten:

in welchem Lande? Darauf könnte ich allerdings antworten. In Rußland lebe ich, in Deutschland denke ich, in Frankreich genieße ich, in Italien und Spanien bewundere ich, in Amerika handle ich und überall — liebe ich." Er sprach bei dieser Gelegenheit auch sonst noch allerlei Interessantes und Nachdenkliches, so in bezug auf seine musikalischen Erinnerungen, die er herausgegeben hatte, den Satz: „Schreiben ist eine Befriedigung, drucken lassen eine Verantwortung", und in bezug auf das, was ihn am tiefsten erfüllte und bewegte: „Es gibt wahre und falsche Priester in der Kunst. Die wahren betrügen sich, die falschen betrügen die anderen." Neun Monate später stand ich in Peterhof vor der Leiche des Unvergeßlichen im Konzertsaal seiner Villa und betrachtete wieder seine Hände, die steif und kalt waren und wie aus Wachs gebildet aussahen.

Lügen deshalb die Zeichen, auf welche sich die Anhänger der Chiromantie so gern berufen? Wer von mystischen Anwandlungen erfüllt ist und Überzeugungen in sich trägt, die sich durch die Erfahrungen der Wissenschaft weder völlig umstoßen noch stützen lassen, also den Empfindungen des einzelnen weiten Spielraum geben, wird sich in seinem Glauben durch schmerzliche Überraschungen nicht irre machen lassen. Eher wird er das Wort Wallensteins für sich in Anspruch nehmen und sagen, daß die Sterne nicht lügen, daß aber gewisse Dinge wider Sternenlauf und Schicksal geschehen. Der unerwartete Tod Rubinsteins, des großen und guten Menschen, will uns gleichfalls als ein Eingriff in den natürlichen und erwünschten Lauf der Dinge erscheinen, als etwas Unfaßbares, dem wir uns in Demut beugen, bei dem wir aber das Schicksal feuchten Auges fragen: Warum?

Leonid Andrejew.

Während eine Flut von Schriften in allen Kultursprachen auf die Leser eindringt, um ihnen die innern Zustände Rußlands, die Ursachen seiner Niederlagen im fernen Osten und der aufrührerischen Bewegung in den Städten zu schildern, tönt von dort die Stimme eines Dichters zu uns, der seine Heimat wie wenige kennt und liebt, dem das Schicksal seines Landes und Volkes blutige Tränen erpreßt und der in herzergreifender Weise sagt, was er leide. Leonid Andrejew hat mit seiner farbigen und funkelnden Begabung, die er wie eine brennende Fackel schwingt, dem zugleich Bohrenden und Phantastischen seiner Schilderungen, mit denen er die moderne Gesellschaft abschreitet, und dem großen Zug seiner Leidenschaft, die an allem Falschen und Mürben rüttelt, um sich ein edleres Dasein zu erträumen, schon wiederholt Beachtung gefunden. Nun hat er aber ein Wort geprägt, das wie ein greller Blitz vor uns einschlägt, und damit einem kleinen Buch, das man nicht ohne tiefe Ergriffenheit aus der Hand legen kann, das sichere Geleit zu ungezählten Scharen von Lesern gegeben. Es klammert sich an die Schrecken des Krieges an, der vor Monaten in der Mandschurei tobte, und seine ersten Worte lauten: „Wahnsinn und Schrecken!" Es will nur Zustände schildern, die nachweislich vorhanden sind, und den Zusammenhang aufdecken, der sich zwischen den Greueln dieses Völkergemetzels nachweisen läßt.

Ein Krieg, der nicht von dem verletzten Ehrgefühl der Nation gefordert, sondern durch eine unsinnige Eroberungspolitik verursacht wurde, der nicht allein durch die Überlegenheit der Feldherrn und den Mut der Truppen, sondern fast noch mehr durch Ingenieure und Chemiker entschieden wird, mußte bei seinem für Rußland so schmählichen Verlauf in einem berufenen Dichter wie Andrejew die ganze Glut seines Temperaments entzünden. Fast im gleichen Alter wie sein Freund und Gesinnungsgenosse Gorki, hat er doch nicht dieselbe herbe Lebensschule wie dieser durchgemacht. Er vollendete seine juristischen Studien und war sogar eine Zeitlang in Moskau Advokat, allerdings nur, wie er selbst erzählt, um nur einen Prozeß zu führen und ihn zu verlieren. Dann trat er in die Reihe der literarischen Kämpfer ein, die dem unterdrückten Volksbewußtsein eine weittönende Stimme leihen. Das Freie und Frische des noch jungen Mannes, der so scharf die Gegenwart beleuchtet und so gläubig auf eine bessere Zukunft hofft, drückt sich auch auf dem kleinen Bilde aus, das wir auf dem Titel dieser trotz des geringen Umfangs so gewaltigen Novellen finden. August Scholz, von dem auch die Übersetzung des „Nachtasyls" herrührt, hat sie mit Verständnis und Geschmack ins Deutsche übertragen und die Fieberstimmung des Originals festgehalten, für das sein Verfasser das Schicksal Gorkis teilen und vorübergehend ins Gefängnis wandern mußte.

Was sollen wir unter dem roten Lachen verstehen? Nichts anderes als die gräßliche Musik der Hölle, die diesen wahnsinnigen Krieg begleitete, die alles Gemeine und Qualvolle aus der menschlichen Natur herauspreßt und sie in eine beispiellose Verwilderung hineinpeitscht. Mit einem einzigen kühnen Sprunge versetzt uns Andrejew mitten in

die Raserei des Krieges und verwickelt uns in seine Schrecken mit solcher Virtuosität, daß alle unsere Sinne davon erfüllt werden. Er läßt einen Familienvater in seinen Tagebuchaufzeichnungen erzählen, was er draußen in der Mandschurei erlebt und gelitten hat, und diese Betrachtungen nach dessen Tode durch den Bruder des Verstorbenen ergänzen, der darüber den Verstand verliert. Das rote Lachen entsteht zuerst auf dem leichenblassen, angstverzerrten Antlitz eines jungen Freiwilligen, der eine Meldung bringt, geht dann von all diesen verstümmelten und zerrissenen Menschenleibern aus und erfüllt endlich Himmel und Erde in der Phantasie eines Unglücklichen, dem dieser Krieg den Glauben an die Vernunft der Menschheit unwiderbringlich zerstört hat. Versuchen wir, Schritt für Schritt diesem Dichter zu folgen, von dem gewaltigen Dröhnen der Mannschaften, die mit dem Gedanken an Tod und Verderben ausrücken, bis zur Zerstörung eines Einzellebens, das an diesem Krieg wie an einer schweren Krankheit zugrunde geht.

Grauenvoll wie ein Bild aus Dantes „Hölle", wenn die Leiber der Verdammten von schwarzen Hunden zerfleischt, von den Enterhaken der Teufel zerrissen und vom Feuerregen verbrannt werden, berührt die Schilderung der furchtbaren Wirkungen, welche die Stacheldrähte bei der Erstürmung befestigter Höhen hervorbringen. Die menschliche Phantasie kann sich nichts ausmalen, was über die tierische Grausamkeit dieser Verteidigungsmaßregel hinausgeht. Zehn bis zwölf Gehege aus diesen mit scharfen Spitzen versehenen Drähten umgeben die steilen Abhänge, wo die Kanonen den Angreifern entgegenstarren. Die herbeistürmenden Truppen versuchen die Schlingen mit ihren Bajonetten zu zerreißen und mit ihren Säbeln zu durchhauen. Aber die Drähte sind derartig straff gezogen, daß sie beim

Auseinanderbrechen die Luft pfeifend durchschneiden und oft mehrere Soldaten tückisch umringeln. Je hastiger sie sich davon befreien wollen, desto mehr zerreißen die Stacheln ihnen die Kleider und bohren sich in ihr Fleisch ein. Die Unglücklichen schreien vor Schmerz laut auf und winden sich wie wahnsinnig im Kreise umher. Indem der eine dem andern helfen will, entsteht ein furchtbarer Knäuel von Menschen, die wie wahnsinnig aneinander zerren, bis die Kugeln einzelne von ihrer Qual erlösen, während die andern sich langsam zu Tode zerren. An einer einzigen dieser Drahtbefestigungen sollen nicht weniger als zweitausend Mann gefallen sein, während sie von einem ununterbrochenen Kugel- und Kartätschenregen überfallen wurden.

Es würden gewiß alle vor Schreck geflohen sein, wenn es aus dieser gräßlichen Mausefalle überhaupt einen Ausweg gegeben hätte. Die Mannschaften vermochten sich aber in diesem Gewirr von Drähten nicht mehr zurechtzufinden, sahen kein Vorwärts und kein Zurück und gebärdeten sich wie Wahnsinnige. In ihrer Todesangst bemerkten sie nicht, daß zwischen den Stacheldrähten überall klaftertiefe Wolfsgruben mit spitzen Pfählen ausgehöhlt waren, an denen sie aufgespießt wurden und dort in der Tiefe ‚zappelten und tanzten wie die Hanswürste, mit denen die Kinder spielen'. So entstanden ganze Kessel voll wimmernder, blutüberströmter, halb toter Menschen mit hilfslos starrenden Armen und krampfhaft zusammengekrallten Fingern. Die Soldaten rannten wie Betrunkene oder Verrückte geradezu in ihr Verderben, schimpften und lachten, wenn sie von den Drähten gepackt wurden. Da sie seit dem frühen Morgen nichts gegessen und getrunken hatten, stellten sich Angstgefühl und Schwindelanfälle bei ihnen ein. In diesem Zustand drückte sich der Wille zum Leben seltsamerweise darin

aus, daß sie, vom Tode rettungslos umklammert, etwas Lustiges, zuweilen ein Tanzlied, anzustimmen begannen.

Dann sehen wir, wie der Rest, der sich noch auf den Beinen halten kann, abends, nachdem die Schlacht vorbei ist, abgerissen, schmutzig und zerschunden sich um den Samowar versammelt. In den nervös zuckenden Bewegungen scheint sich das Gefühl zu verraten, daß ihnen im Rücken irgendwelche Gefahr lauere. Die Unterhaltung geht stockend und abgerissen vor sich, bis plötzlich einer sinnlos zu schreien anfängt und die übrigen in ein wildes Lachen ausbrechen. Die Dämmerung läßt alles schattenhaft verschwimmen. Niemand scheint mehr zu wissen, wo er sich befindet, bis er sich darüber klar wird, daß überall der Krieg um ihn tobe. Da fragt plötzlich jemand, wie es in der Heimat aussehen mag, und die Worte ‚Zu Hause!' bringen wieder einen Aufruhr in der krankhaft erregten Phantasie hervor. Jeder schämt sich seines Schmutzes, seiner innern und äußern Vertiertheit und denkt an die vergessenen und verlorenen Menschenkinder, die in den dunklen Klüften mit dem Tode ringen.

Dann das nächtliche Bild der Lokomotive mit den sieben Waggons, die zum Transport der Verwundeten aufgetrieben sind! Zur Bedienung des Zuges werden die Leute von ihrem Lager aufgescheucht und wanken, als ob sie im Gehen schlafen, von allerlei Wahnvorstellungen verfolgt, zu ihrem Dienst. Während die Maschine zu ächzen beginnt, ziehen die Bilder des Schreckens unaufhörlich wie Spukgebilde vorüber. Plötzlich stockt der Zug, weil die Lokomotive einem Toten, der auf den Schienen lag, den Kopf abgerissen hat. Durch die Nacht tönt ein gleichmäßiges heiseres Ächzen, wie ein Scharren und Kratzen, während die Erde von einem rötlichen Feuerschein erhellt wird. Die

Sanitätskolonne schreitet zu Fuß vor der Lokomotive her und was sie erblickt, läßt sich schwer in Worten ausdrücken: ‚Mit jedem Schritt, den wir vorwärts taten, wurde dieses unheimliche, schaurige Stöhnen, das keinen Ursprung zu haben und von der Erde, vom Himmel, von dem roten Luftmeer selbst auszugehen schien, immer vernehmlicher und lauter. Es erinnerte ein wenig an das gleichmäßig monotone Zirpen der Heuschrecken auf der Sommerwiese. Und immer häufiger und häufiger stießen wir auf Leichen. Wir betrachteten sie flüchtig und warfen sie vom Bahndamm — diese gleichgültigen, welken, stillen Körper, die dort, wo sie gelegen, ihre dunklen, ölig glänzenden, halb eingesickerten Blutspuren zurückließen. Wir begannen sie zu zählen, verzählten uns aber bald und gaben die Sache auf. Es waren ihrer so viel — nur allzuviel für diese unheilvolle, von kaltem Grausen erfüllte, schaurige Nacht. Dann fanden wir ihrer immer mehr auf dem Bahndamm und in seiner Nähe; das ganze, in der unbeweglichen roten Feuerlohe düster schimmernde Feld wimmelte von ihnen, als wäre es lebendig geworden, und es hallte wider von ihrem lauten Geschrei, ihrem Ächzen, Fluchen und Stöhnen. Gleich dunklen kleinen Hügeln hoben sie sich ab von dem Blachfeld — beweglichen Hügeln, die durcheinander krochen wie schläfrig krabbelnde Riesenkrebse, ganz seltsam anzuschauen und mit ihren zuckenden, ruckweisen Bewegungen, ihrer kraftlosen Schwerfälligkeit kaum noch Menschen ähnlich.“ Ein Student, der mit dem Zuge als Krankenwärter gekommen war, stellte sich auf einmal in militärischer Haltung vor den Arzt, sprach unverständliche Worte, als sei er außer stande, den Gedanken auszudrücken, von dem er verfolgt werde, zog dann seinen Revolver heraus und schoß sich durch die Schläfe.

In dem wahnsinnigen Wirrwarr dieses Krieges glaubte der Oberst eines Regiments, daß der Feind heranrücke und rüstete sich zum Angriff, als durch das Fernrohr festgestellt wurde, daß es die eigenen Leute waren. Alles schien ruhig zu werden, als plötzlich die Geschosse einschlugen und Hunderte niedergemäht wurden. Es stellte sich später heraus, daß zwei Regimenter der russischen Armee, weil sie sich für Gegner hielten, auf eine Werst Entfernung eine ganze Stunde lang sich unter ein mörderisches Feuer genommen hatten. Man suchte den peinlichen Vorfall zu vertuschen, aber bald ereignete sich ähnliches bei Freunden und Feinden, wo auch einmal in der Nacht zwei Detachements ganz dicht aufeinander gerieten und sich tatsächlich aufrieben. Bei jenem Kampf, wo die Russen einander beschossen, wurden dem Erzähler beide Beine abgerissen und er kam erst im Lazarett wieder zum Bewußtsein, nachdem ihm die blutigen Stümpfe abgenommen waren. Auch der Doktor schien bei dem Anblick des Elends und Entsetzens, der aufreibenden Tätigkeit, der Entbehrungen und Aufregungen, die er zu ertragen hatte, den Verstand zu verlieren. Obwohl er den russisch-türkischen Krieg mitgemacht hatte, marterte er sich doch vergeblich das Gehirn ab, um zu verstehen, was in der Mandschurei vor sich ging. ‚Es wird bald ein Moment eintreten, da niemand mehr von hier fortkommen wird. Ja — weder ich, noch sonst jemand,‘ flüsterte er geheimnisvoll, als sähe er bereits den allgemeinen, jähen, furchtbaren Zusammenbruch. Das rote Lachen . . . !

Um das Unverständliche und Verzerrte alles dessen auszudrücken, was ihn umgab, überschlug sich der Arzt plötzlich, stand auf den Händen und balancierte mit den Beinen in der Luft. Dann fing er an zu reden und zu phantasieren von all den Unglücklichen mit zerschmetterter Brust,

zerrissenem Unterleib, herausgerissenen Augen und amputierten Beinen, von einem Gesindel von Mannschaften, das sich unter die regulären Truppen mische, fast nackt, am ganzen Körper mit Beulen und Schrammen bedeckt, hungrig wie die Wölfe, mit dem Aussehen von Wilden, Urmenschen oder Affen. ‚Das sind Kerle nach meinem Geschmack,‘ schrie der Doktor. ‚Ich sitze hier nur so lange plaudernd bei Ihnen, bis ich vollends verrückt geworden bin — dann, wenn das letzte Fünkchen Vernunft zum Teufel ist, zieh' ich hinaus ins Feld, hinaus, und laß' einen Schrei ertönen, einen Schrei, so gellend wild, und sammle sie alle um mich, diese Tapferen, diese Ritter ohne Furcht und Tadel, und erkläre der ganzen Welt den Krieg. Mit Musik und Schlachtgesang werden wir in die Städte und Dörfer einbrechen, und wo wir auftauchen, dort wird alles rot aufleuchten, dort wird alles wirbeln und tanzen wie des Feuers Gluten. Wer noch nicht tot ist, wird sich uns anschließen, und unser tapferes Heer wird wachsen wie eine Lawine, und es wird über die ganze Welt wie ein reinigendes Gewitter hinfegen. Wer hat's denn gesagt, daß man nicht morden, sengen und rauben dürfe? Wir werden morden und auch rauben und sengen. Eine fröhliche, sorglose Schar von tapferen Recken, werden wir alles in Grund und Boden vernichten, ihre Staatsgebäude, ihre Universitäten und Museen, und auf den Ruinen werden wir, tolle Kinder der Luft, voll feurigen Lachens einen Tanz aufführen. Das Tollhaus werde ich zu unserem Vaterlande proklamieren, wer noch nicht den Verstand verloren hat, den werde ich für einen Verrückten und Vaterlandsfeind erklären; und wenn ich endlich als der große, unüberwindliche Triumphator, als der einstige Herr und Gebieter den Weltenthron besteige — ha, welch ein unbändiges Lachen

wird dann das Weltall erschüttern! Freunde, wir werden einen roten Mund und eine rote Sonne haben und die Tiere werden ein so spaßiges rotes Fell haben, und wer uns zu weiß und nicht rot genug ist, — dem werden wir einfach das Fell abziehen! ... Habt ihr schon einmal Menschenblut getrunken? Es ist ein bißchen klebrig und ein bißchen warm, aber es ist rot und es hat ein rotes, lustiges Lachen!'"

Plötzlich verändert sich der Schauplatz dieser erschütternden Erzählung. Wir sind nicht mehr in der Mandschurei zwischen feindlichen Heeren, die sich in der grausamsten Weise zerfleischen, und sehen nicht mehr Bilder namenlosen Grauens. Wir betreten das stille, bescheidene, bürgerliche Heim in einer Stadt des europäischen Rußlands, wohin der Krüppel, der sich nicht mehr selbständig vorwärts bewegen kann, zurückgebracht ist. Seine Frau und seine Mutter, sein Junge und sein Bruder sind um ihn versammelt und haben ihn mit Küssen bedeckt. Er sieht wieder einmal ein wirkliches Bett vor sich mit weichen Kissen und sauberer Leinwand, dasselbe, das er sich vor vier Jahren kaufte, als er seine Hochzeit feierte. Der Bruder kann es nicht fassen, wie eine Million Menschen, nachdem sie durch die Jahrhunderte zum vernünftigen Handeln, zu den Empfindungen des Mitleids erzogen sind, sich an einer Stelle versammeln, um sich gegenseitig totzuschlagen und ihr Tun mit allen möglichen Gründen zu rechtfertigen, obwohl sie alle miteinander das Qualvolle ihrer Lage fühlen. Der Wahnsinn dieses Krieges droht den ernst und ruhig sinnenden Menschen um den Verstand zu bringen, während er sieht, was aus seinem Bruder geworden ist. Ein blühender Mann von dreißig Jahren, ist er im Vollbesitz seiner Kräfte nach dem fernen Osten gezogen, und als Krüppel,

an Leib und Seele zum Greise gealtert, wieder heimgekehrt.

Der Ärmste denkt daran, wie er nun wieder zu Hause sei, überlegt, wieviel ihm vom Genuß des Lebens noch übriggeblieben und versucht, seine literarische Tätigkeit, die er vor dem Krieg ausgeübt hatte, aufzunehmen. Er faßt die Feder mit der Hand, bemerkt aber, daß sie nicht vorwärts will, sondern wie ein Frosch, den man an einen Zwirnsfaden gebunden, über das Papier hüpft, daß die Feder darin stecken bleibt, kratzt und zerrt und lauter sinnlose, krumme und krause Striche macht. Mit dem Schreiben geht es also nicht, denn in den Fingern zittert noch derselbe Krampf, wie draußen im Krieg bei dem vergossenen Blut, dem lodernden Feuerschein. Aber man kann ja diktieren. Hat nicht Milton als blinder Mann sein „Verlorenes Paradies" verfaßt? Aber zu seinem Entsetzen bemerkt der Unselige, daß er seltsam zerstreut geworden sei, daß er die Personen seiner Bekanntschaft nicht mehr unterscheide, daß ihm selbst bei der einfachsten Unterhaltung Ausdrücke fehlen oder daß er die Bedeutung der Worte nicht begreife, die er braucht. Die Tage kommen ihm so verstümmelt wie seine Beine vor. Selbst den Namen seiner Frau hat er vergessen. Sein Bewußtsein schwindet endlich völlig. Er sieht nur noch eine Sonne über seinem Haupt flammen und überall Blumen und Lieder verstreuen. Im ohnmächtigen Schaffensdrang, der nur durch Morphium zu beruhigen ist, schlummert er endlich hinüber.

Er ist dahingegangen, aber sein Bild lebt in seiner Umgebung fort, vor allem im Herzen seines Bruders, der in der Wohnung allein zurückbleibt und mit seinen Gedanken immer bei dem entsetzlichen Kriege weilt. Sie schwirren hin und her wie Fliegen, die im Innenraum eines

Doppelfensters eingeschlossen sind und fortwährend gegen ein undurchsichtiges, undurchdringliches Hindernis stoßen. Er fühlt, daß er wie der Verstorbene langsam dem Wahnsinn verfallen werde, weil er den Sinn dieses Mordens nicht zu fassen vermag. Er möchte, da sein Hirn die Folterqual nicht zu ertragen vermag, auf die Straße stürzen und mitten in die Volksmenge hineinschreien: „Macht dem Krieg sofort ein Ende — oder . . .!" All dies, was seine Phantasie ausbrütet, glaubt der Kranke zu sehen und zu hören und es drängt ihn, seine Empfindungen und Wahnvorstellungen zu Papier zu bringen. Er erblickt in seinem Fieberzustand seinen Bruder, der längst unter der Erde ruht, in seinem Sessel an dem mit Büchern beladenen Tisch. Das Entsetzen, von dem die Menschheit erfaßt ist, dünkt ihm schlimmer als die Pest, wenn er sieht, wie die Bauern gewaltsam in den Krieg getrieben werden wie Ochsen, die man zur Schlachtbank führt. Er möchte seinen armen Bruder rächen, den man gemordet hat, und in den gefüllten Theatersaal das Wort „Feuer!" hineinrufen, damit sich alle zertreten und zugrunde gehen. Törichte und furchtbare Träume verfolgen ihn. Der Anblick eines spielenden Kindes erfüllt ihn mit Angst, und wieder hört er die Stimme seines toten Bruders, der ihm zuraunt, daß die Erde verrückt geworden sei und zu lachen anfange.

Das rote Lachen grinst ihn immer teuflischer an, während in der Mandschurei die Schlacht tobt, eine Schlacht, die schon acht Tage währt und noch immer nicht zu Ende gekommen ist. Wann wird er aufhören, dieser Wahnsinn? Eben hat er in einer befreundeten Familie einen Offizier angetroffen, der soeben vom Kriegsschauplatz heimgekehrt war. Er hat bei einem Bajonettangriff den Verstand verloren und kann seitdem nur ruhig bleiben, wenn um ihn

her gesprochen oder gelärmt wird, während er, sobald Stille um ihn herrscht, sogleich gegen die Wand und die Möbel mit dem Kopf zu rennen anfängt. Er muß daher immer Leute um sich haben, die irgend ein Geräusch machen. Man hat schließlich dafür einen Ersatz durch eine Anzahl unregelmäßig tickender und schlagender Uhren und ein Rad gefunden, das sich wie eine Schnarre bewegt.

Es treffen Briefe ein, die von längst Verstorbenen herrühren und die Aufschrift wendet sich an Menschen, die der Krieg ebenfalls dahingerafft hat. Der Tote schreibt an den Toten! Eine Mutter hat die Nachricht in der Zeitung gelesen, daß der Sohn gefallen sei, und bekommt täglich einen Brief von ihm, den eine Granate schon längst zerrissen hat. Sie glaubt schließlich nicht mehr an seinen Tod und erst als die Briefe endlich ausbleiben, begreift sie, was geschehen ist. Sie nimmt den alten Revolver ihres Sohnes von der Wand und jagt sich eine Kugel durch den Leib. Der Kranke besucht eine Volksversammlung, wo ein Redner eine Fahne schwenkt, auf welcher die Worte „Nieder mit dem Kriege!" stehen. Er erwartet die geistige Wiedergeburt seines Volkes und verlangt, daß alle Waffen verscharrt und vernichtet werden. Plötzlich wird der Redner von seinem Platz heruntergerissen, es entsteht eine wilde Bewegung im Saal, alles kracht und prasselt durcheinander.

Der schon dem Wahnsinn Verfallene rennt durch unbekannte Gassen zwischen dunkeln Gebäuden einher, bis er sein Haus findet, wo er sich zunächst im Keller versteckt, um erst langsam die Wohnzimmer zu durchstreifen. Im Dunkel der Nacht glaubt er einen purpurnen Schein aufleuchten zu sehen und sich mit seinem Bruder zu unterhalten. Durch das Fenster meint er auf ein dunkelrotes Feld zu

blicken, das ganz mit Leichen bedeckt ist. Und immer höher schwillt die Zahl der Toten an, als ob sie von der Erde selbst emporgeschleudert würden. Sie beginnen sogar das Zimmer auszufüllen und den Ausgang zu verstopfen. Endlich sieht der Irrsinnige das, wovon er so oft gehört, geredet und geträumt hat, in leibhaftiger Gestalt vor sich: das rote Lachen!

So steigert Andrejew die realistische Tatsächlichkeit, mit der er seine Erzählungen beginnt, immer mehr zum Phantastischen und Symbolischen, ohne die Einheit der Stimmung zu gefährden. Er packt und schüttelt seine Leser nicht sowohl durch die starken Wirkungen, die in seinem Stoff enthalten sind, sondern durch deren kunstvolle Behandlung und psychologische Deutung. Seine Schilderungen des Kriegselends sind von so unerbittlicher Wahrheit, daß man oft an die Gemälde Wereschtschagins erinnert wird, der vor diesem Krieg rechtzeitig und in eindringlichster Weise warnte, während die Diplomatie auf dem europäischen Festland ihn für ganz ausgeschlossen hielt und völlig im Dunkeln tappte. Dann finden wir bei Andrejew wieder Stellen von einem Feingehalt der Seelenkunde, die an Turgenjew gemahnt. Daß der Krieg der Vater aller Dinge sei, konnte man im Altertum behaupten, wenn es sich um die Freiheit und Ehre der Nationen handelte. Der russisch-japanische Krieg war aber nicht nur ein Schrecken für Rußland, sondern für ganz Europa geworden, und wer ihn heraufbeschworen hat, wird sich vor dem Richterstuhl der Menschheit zu verantworten haben. Solange das rote Lachen vom fernen Osten in seiner tierischen Häßlichkeit erschallte, ging eine Erschütterung, die uns alle nervös und ängstlich machte, durch die ganze Welt.

* * *

Im äußersten Nordwesten von Berlin, wohin sich literarisches und künstlerisches Leben sonst niemals verirrt, veranstaltete im Dezember 1905 der russische „Wissenschaftliche und literarische Verein" einen Vortragsabend von so ausgesprochen nationalem Gepräge und unter so lebhaftem Zuspruch, daß man sich nach einer leidenschaftlich erregten Volksversammlung in Petersburg oder Moskau versetzt glauben konnte. Selbst denen, die lange Jahre in der Reichshauptstadt leben und wirken, sind die Wiclefstraße und das Moabiter Gesellschaftshaus, wo die merkwürdige Versammlung von acht Uhr des Abends bis gegen halb zwei in der Nacht stattfand, nicht einmal dem Namen nach bekannt. Und doch strömten bei diesem Anlaß etwa zweitausend Menschen dorthin, um Leonid Andrejew persönlich kennen zu lernen und sprechen zu hören.

Andrejews Anwesenheit in Berlin hatte auch in weiteren Kreisen lebhaftes Interesse erregt, nirgends natürlich mehr als im Bereich seiner Landsleute, die sich in Berlin immer mehr zusammenschließen und eine Welt für sich bilden. Sie haben ihr eigenes Lese-Institut in der Linienstraße und bestimmte Versammlungsräume, die meistens auch ohne besondere Sensation überfüllt sind. Diesmal galt es aber einen der am meisten begabten und anerkannten unter den jüngeren Dichtern Rußlands zu ehren und kaum war er bei uns angekündigt worden, als das Interesse ihn zu sehen, zu hören und kennen zu lernen, noch lebhafter als man erwarten konnte, anschwoll. Der Sturm auf die Garderobe und die Treppen, das Gedränge im Saal selbst, waren unbeschreiblich. Eine Weile schien es sogar, als ob die Versammlung gar nicht würde stattfinden können, denn die Polizei hatte die Bedingung gestellt, daß der mittlere Gang frei bleiben müsse, und gerade hier hatten sich die

Massen am gefährlichsten gestopft. Endlich gelang es aber doch, einigermaßen Ordnung und Ruhe zu schaffen. Der Vorsitzende ersuchte die Versammlung, die Zigarettenstummel, die überall aufgeglimmt waren, und eine dicke Rauchatmosphäre verbreitet hatten, ausgehen zu lassen. Die Verkäufer, die mit den Schriften von Gorki, Andrejew und Tschechow sowie sozialistischen Broschüren ein gutes Geschäft zu machen schienen, zogen sich allmählich zurück. Mit Spannung erwartete man den Dichter, der für diesen Abend angekündigt war, und sein neuestes Drama „Zu den Sternen" zum Vortrag bringen sollte. Er galt allen so recht als der unmittelbare Ausdruck des modernen russischen Lebens mit all den Aufregungen und Gärungen, die gegenwärtig in ihm aufgebrochen sind. Er stammt aus dem Herzen Rußlands aus dem Gouvernement Orel, wo auch Iwan Turgenjew geboren war, der in seinen Novellen und Romanen bereits mit voller Deutlichkeit ahnen ließ, daß im Reich des Zaren das Schicksal alsbald gewaltig an die Pforte klopfen werde.

Gegen 9 Uhr geht eine lebhafte Bewegung durch die Versammlung. Durch den mittleren Gang, der sich wie eine Rinne durch den breiten Damm von Menschen hindurchzieht, schreitet Andrejew zu seinem Platz auf dem Bühnenpodium. Er wird mit lärmendem Beifall begrüßt und muß sich fünf-, sechsmal verbeugen, bevor er zu Wort kommt. Schon der erste Eindruck seiner Persönlichkeit hat viel Einnehmendes. Eine feine schlanke Figur von natürlicher Eleganz und Vornehmheit, dabei voll Leben und Energie, die Bewegungen ruhig und charakteristisch, das Gesicht interessant wegen des klugen und doch milden Ausdrucks, der aus den Augen leuchtet. Um Lippen, Kinn und Wangen breitet der kurz gehaltene Bart tiefe Schatten aus. Über

die schön gewölbte bedeutende Stirn fällt ein mächtiger Wuchs von pechschwarzen Haaren. Die Spuren des Sinnens und der Phantasietätigkeit, des Ringens und Leidens sind dieser Physiognomie unverkennbar aufgeprägt. Der Dichter dürfte nicht älter als Mitte dreißig sein. Er spricht den Namen seines Stückes aus und beginnt das Personenverzeichnis vorzulesen.

Die Handlung geht nicht in Rußland vor sich, aber man merkt schon in den ersten Szenen, daß alles, was in dem Stück gesprochen wird, sich auf das Vaterland Andrejews und auf die jüngsten erschütternden Vorgänge bezieht. Alle vier Akte spielen in einem astronomischen Observatorium auf einer einsam gelegenen Berghöhe, fern von dem Tun und Treiben der Menschen. Näheres wird darüber nicht gesagt, die Lokalfrage ist absichtlich verwischt. Der Leiter der Anstalt ist Ternowski, ein älterer Gelehrter, der aus Rußland fortgezogen ist und ganz seinen Forschungen lebt. Alles, was die Gegenwart bewegt, beurteilt er nach Maßstäben, die ihm seine Wissenschaft an die Hand gibt, nach Hunderttausenden von Jahren, nach Millionen Meilen Entfernung. Nun dringen die Nachrichten von einer furchtbaren Volkserhebung, von einem erbitterten Kampf für Freiheit und Recht an sein Ohr. Sein siebenundzwanzigjähriger Sohn Nikolai hat sich mit fanatischer Begeisterung in die revolutionäre Bewegung gestürzt und ist bei den Straßenkämpfen schwer verwundet worden. Sein Freund, ein Arbeiter Treitsch, hat ihn aus dem Gewühl des Kampfes herausgetragen und dann sein Heil in der Flucht gesucht. Nikolai wurde gefangen genommen und einer grausamen Behandlung im Gefängnis unterworfen. Seine Braut Marußja hat ihn mit dem Geld eines Wohltäters aus dem Gefängnis vergeblich zu befreien gesucht.

Auch sie befindet sich jetzt mit der Familie des Astronomen auf dem Observatorium und träumt von den Aussichten, die sich der revolutionären Bewegung eröffnen.

Man sieht, der Stoff ist von unmittelbarer aktueller Bedeutung. Aber Andrejew hat offenbar besonderen Wert darauf gelegt, ihn ganz ins Ideelle zu erheben, uns nicht die blutigen Schreckensszenen selbst vor Augen zu führen, sondern die Gedanken und Stimmungen zu schildern, die ihre Nachwirkung in den Köpfen und Menschen dieser Familie hervorruft. Der Dichter verfügt über ein klangvolles, weiches und zugleich kraftvolles Organ. Aber trotzdem darf man ihn nicht als einen guten Vorleser seines Werkes bezeichnen. Er liest es mit gleichmäßigem Fluß der Stimme vor, ohne die auftretenden Personen im Ausdruck zu kennzeichnen, ohne ruhige Momente von leidenschaftlichen zu unterscheiden, ohne das Tempo des Vortrags zu wechseln oder für die auftretenden Figuren einen charakteristischen Grundton anzuschlagen. Dadurch entsteht bei dieser Vorlesung eine gewisse Monotonie, die jede andere, weniger dankbare und leidenschaftlich voreingenommene Versammlung ermüden würde. Aber selbst die Zuhörer in den hintersten Reihen verhalten sich mäuschenstill, damit ihnen auch nicht die geringste Kleinigkeit entgehe. Andrejew gibt in seinem Stück keine eigentlich dramatisch bewegte Handlung, sondern nur ein feines Farbenspiel von Charakteren, die in ihren Empfindungen der Revolution gegenüber auseinander gegehalten sind. In der Jugend fiebert und drängt es, aber selbst in diesem Kreise unterscheidet man diejenigen, die der Zukunft gläubig entgegenschauen von den anderen, die durch das grausame Schicksal ihrer Angehörigen eingeschüchtert sind und nun verzagt an die kommenden Tage denken. Einen besonderen Aufschwung nimmt die Situa-

tion am Ende des zweiten Aktes, wenn sich alle zum Anstimmen eines Freiheitsliedes an die Sonne, die Herrin der Erde, vereinigen, das auch in den Herzen der Zuhörer einen starken Widerhall fand.

Nach diesem zweiten Akt trat eine längere Pause ein. Russische Studenten und Schüler, die an ihrer Uniform kenntlich waren, junge Mädchen mit kurz geschnittenen Haaren, andere, die fast noch Kinder waren und kaum wissen konnten, um welche ernsten Dinge es sich handelt, gingen mit Tellern durch die Reihen und sammelten Beiträge für die russischen Revolutionäre. Die Summen flossen ihnen offenbar von vielen Seiten reichlich zu. Inzwischen waren neue Hunderte von Zuhörern in den Saal gedrungen und quetschten sich an den Seiten bis zu den vordersten Reihen vor, wo sie eingepferchte standen oder auf dem Treppenaufgang zur Bühne zu Füßen Andrejews saßen. Zeichner hätten für ihr Skizzenbuch eine ungemein reiche Ernte finden können beim Studium dieser charakteristischen und im einzelnen doch wieder so ganz verschiedenen Physiognomien, unter denen die Jugend von vierzehn bis zwanzig Jahren überwog, obwohl es auch an Arbeitern aus dem Osten nicht fehlte, während die besser gestellten, in Berlin lebenden russischen Familien der Vorlesung fern geblieben waren. Man konnte sie früher in demselben Verein beobachten, als dieser Gorkis „Nachtasyl" und einzelne Dramen von Tschechow zur Aufführung brachte. Aber sie schienen an der jetzigen Verquickung von Poesie und Politik Anstoß zu nehmen. In der Tat steigerte sich die Erregung der Menge von Akt zu Akt. Nach dem zweiten trat ein ganz junger Mann mit fieberhaft erhitztem Gesicht und stechenden Augen auf, um die Grüße der russischen Revolutionäre aus Moskau zu bringen. Er sprach laut und eindringlich, mit bebender

Stimme, fließend und frei, als ob er von seinen Gedanken und Empfindungen wie mit Peitschenhieben gehetzt würde. Er erinnerte an die Erhebung der Kommune in Paris, schilderte die Vorgänge in Rußland und forderte zu Opferspenden für die russische Sozialdemokratie auf, der er am Schluß seiner Rede ein Hoch widmete.

Dann ließ Andrejew die beiden letzten Akte seines Stückes folgen. Selbst seinen wärmsten Anhängern schien er aber in der Art zu zahm zu sein, wie er seine Dichtung weiter entwickelte und ausklingen ließ. Rechnet man die Pausen ab, die gemacht wurden, so blieben immer noch mehr als drei Stunden für den Vortrag des Dramas übrig. Die Handlung, soweit davon überhaupt gesprochen werden kann, schrumpft darin immer mehr zur dialogischen Betrachtung zusammen. Es ist ein lebhaftes Hin und Her, Für und Wider von Ideen, die angeschlagen werden, aber kein eigentlicher Kampf der Leidenschaften, der irgendwie entschieden wird. Der Astronom zieht sich schließlich ganz auf seine Wissenschaft zurück, obwohl die Ereignisse in Rußland es ihm nahe genug legen aus seinen Phantasien zu erwachen und sich mit der Wirklichkeit abzufinden. Sein Sohn Nikolai, der Revolutionär, der im Personenverzeichnis des Dramas angeführt wird, aber in Wirklichkeit gar nicht auftritt, geht einem schrecklichen Schicksal entgegen. Durch die grausame Behandlung, die ihm in dem russischen Gefängnis zuteil wird, hat er an Leib und Seele gelitten. Seine Braut Marußja erzählt, wie er immer stumpfer und gleichgültiger geworden ist, wie er allmählich körperlich und geistig zugrunde gehen wird. Alle Zwischenstufen der Empfindung von der unmittelbarsten Anteilnahme an der russischen Freiheitsbewegung bis zur stummen Ergebung in das trostlose Schicksal werden berührt, aber die Wirk-

lichkeit löst sich in dem Drama immer mehr im Phantastischen auf. Der Astronom kehrt wieder zum Anblick des gestirnten Himmels zurück. Er findet seine Familie am Firmament, seine Freunde in den Männern der Wissenschaft, die vor ihm gelebt haben und nach ihm, vielleicht erst in Jahrhunderten kommen werden. So gibt sich das Drama von Andrejew keineswegs als reine Apotheose der russischen Revolution, sondern als eine psychologisch vertiefte und menschlich ergreifende Schilderung der Kämpfe und Leiden zu erkennen, die über das slawische Volk und Reich unter den Folgen des unglücklichen japanischen Krieges verhängt sind.

Wahrscheinlich werden die Fanatiker, die nur an Zerstörung denken und nicht danach fragen, was später kommen soll, mit Andrejew und seinem Werk nicht völlig zufrieden sein. Sie hatten nicht sowohl eine in sich fein abgetönte und dramatisch schwach bewegte Handlung, sondern einen Kriegsruf, der sie zum Siege führen soll, von ihm erwartet. Im übrigen hat Andrejew alle Ursache, mit seinem Aufenthalt in Berlin zufrieden zu sein. Er ist nicht nur von der russischen Kolonie, die in den letzten Monaten einen mächtigen Zuwachs erhalten hat, sondern überall, wo er sich sonst sehen ließ, mit großer Sympathie begrüßt worden. Eine Schwierigkeit für den Verkehr mit ihm liegt nur darin, daß er nicht ein einziges Wort deutsch versteht. Er ist überhaupt zum erstenmal nach Deutschland gekommen, dessen Geistesleben auf ihn anscheinend einen ungemein starken Eindruck gemacht hat. Er will seine Reise nach dem Westen fortsetzen und bald wieder nach Berlin zurückkehren, um seinen Landsleuten ein anderes neues Stück von sich vorzulesen.

Erst langsam konnte sich der riesige Saal des Gesell-

schaftshauses in Moabit über die unbequemen steilen Treppen, die zu ihm emporführen, leeren. An der Garderobe spielten sich ähnliche beängstigende Szenen wie beim Beginn des Abends ab. Wie viel Entbehrung und Verbitterung, Begeisterung und Phantasterei, erfreulichen Idealismus und gefährliche Unruhe konnte man von diesen jugendlichen Gesichtern ablesen, die sich an diesem Abend auf dem Boden der Heimat fühlten und sich gegenseitig Trost und Hoffnung spendeten in der Erinnerung an das Entsetzliche, das sich in ihrem Vaterland abspielt. Sie hörten mehr aus dem Stück heraus, als der Dichter sagen wollte und als in ihm wirklich enthalten ist. Sie sahen das aus der Ferne leuchtende Licht nicht wie der Astronom am nächtlich schimmernden Firmament, sondern in voller Strahlenglorie sich über die russischen Steppen ergießen und eine neue bessere Zeit verkündigen, in der die slawische Welt die Leitung ihrer Geschicke selbst in die Hand nimmt. Man merkte allerdings den Schrecken, der fast allen Zuhörern bei der Nachricht in den Nerven zitterte, daß in Moskau die Militärgewalt, wenn auch mit blutigen Opfern, die Revolutionäre wenigstens für den Augenblick zu Boden geworfen habe. Aber Andrejews Zuhörer waren fest davon überzeugt, daß der Tag der Freiheit trotzdem alsbald kommen müsse, und legten den Sinn des Stückes „Zu den Sternen“ in ihrer Weise mit praktischer Nutzanwendung auf die Gegenwart aus. Arm in Arm trennten sie sich unter Hochrufen in den breiten, sonst menschenleeren Straßen zwischen den vierstöckigen Häusern unseres Moabiter Stadtteils gegen zwei Uhr des Morgens voneinander, nachdem sie sich davon überzeugt hatten, daß auch die spätesten Restaurants und Cafés in dieser Gegend bereits geschlossen waren.

Wassili Shukowski.

Zu seinem fünfzigsten Todestage.

Die Erinnerung an den russischen Dichter Shukowski wurde im Hinblick auf die fünfzig Jahre, die seit seinem 1852 erfolgten Tode verflossen waren, nicht nur in seinem Vaterland wieder lebendig. Dem Geschlecht, das unter dem Kaiser Nikolaus I. heranwuchs, in der Jugend die Soldaten aus dem Feldzug gegen Napoleon bewunderte und im Alter den harten Druck des Despotismus unerträglich fand, erschien er mit seiner vielseitigen Bildung, seiner Empfänglichkeit für Kunst und Poesie, seiner ritterlichen Gesinnung wie ein Führer zu lichten Höhen. Allem, was er in die Hand nahm, drückte er in einer Zeit zurückgebliebener Bildung und derber Leidenschaften das Siegel des Geschmackvollen und Wohlanständigen auf. Er war eine vorwiegend ästhetische Natur und von echter Begeisterung für das Schöne durchdrungen, das er so notwendig brauchte wie Licht und Luft. Mit solchen verfeinerten Empfindungen für Wissenschaft und Literatur, einer wohltuenden, wenn auch nicht starken dichterischen Begabung war es in einer Zeit starrer Bureaukratie nicht leicht, Ansehen und Stellung zu erringen. Shukowski verstand es aber, ohne Opfer an seinem Charakter zu bringen, sich mit dem Leben und seinen Anforderungen klug abzufinden. Aus dem stillen Heim des Gelehrten und dem Verkehr mit Büchern fand er den

Weg zu den höchsten Gesellschaftskreisen. Seine Kenntnisse und Veranlagungen wußte er als Pädagog am russischen Hofe praktisch zu verwerten und damit so viel Gutes zu schaffen, daß der Einfluß seiner edlen Persönlichkeit noch lange nach seinem Tode zu spüren war. Vorsichtig in seinem ganzen Auftreten, aber bestimmt in dem Ziel, das er vor Augen hatte, weltgewandt und rücksichtsvoll im Verkehr mit der Hofgesellschaft und doch selbständig und unabhängig in seiner Gesinnung, ein treuer, begeisterter Sohn seines Volkes und doch ein warmherziger Bewunderer und Vermittler westlicher Bildung, stellte er eine Charaktermischung dar, die zunächst menschlich viel Anziehendes hat. Sein Wesen und Wirken erschienen den Gebildeten seiner Zeit wie ein gefälliger, einschmeichelnder Auszug der romantischen Poesie Europas, die mit ihrer Schwärmerei und Sehnsucht, ihren Wäldern und Burgen, ihren Recken und Jungfrauen plötzlich im Bereich der slawischen Steppe wie eine gütige Fee erschien. Das russische Publikum, das damals geistig zu erwachen begann, rieb sich beim Anblick dieses seltsamen Gastes verwundert die Augen und maß daran die einheimischen Erzeugnisse der Poesie. Zum Teil eiferten sie den fremden Vorbildern nach, wie es sich namentlich bei Puschkin und seinen Dichtungen zeigte. Aber schon Lermontow betonte in seinen Schöpfungen das volkstümliche Element und in Gogol lieferte die naturalistische Beobachtung des Lebens das Äußerste an Schärfe der Charakteristik. Diese Bewegung spielte sich noch zu Shukowskis Lebzeiten ab, der eine junge Generation von Dichtern heraufkommen sah, ohne darüber empfindlich zu werden oder Neid zu fühlen, obwohl er sich von ihrer stärkeren Lebenskraft bald überholt wußte. Er machte auch nicht den Versuch, sich anders zu geben, als er war, um sich dadurch

wieder in Mode zu bringen, sondern blieb die schwärmerische Natur wie zuvor, bis er auf deutscher Erde, die er so sehr geliebt hat, starb.

Die Antriebe zum Hohen und Idealen, die seine Tätigkeit bestimmten, waren ihm nicht in die Wiege gelegt. Seine Geburt und Erziehung sind mit so merkwürdigen Umständen verknüpft, als handle es sich um Vorgänge in einem Roman. Wassili Shukowski wurde im Jahre 1783 auf dem Lande, in Mischensk im Tulaschen Gouvernement, geboren, drei Werst von der Stadt Beleff entfernt. Sein Vater war ein reicher Gutsbesitzer namens Bunin, der bereits elf Kinder in die Welt gesetzt hatte, ohne eine Abnahme von dem „Tumult im Blute“, wie Hamlet sagen würde, zu spüren. Da seine Frau in ihrer matronenhaften Beschaffenheit ihn nicht mehr reizte, kam er auf einen originellen Gedanken, um sich schadlos zu halten. Er wendete sich an einen seiner Bauern, die als Marketender während der Rumjänzowschen Feldzüge nach der Türkei zogen, mit der Bitte, ihm ein paar hübsche Türkenmädchen mitzubringen. Alsbald erschienen auch wirklich zwei Repräsentantinnen der orientalischen Weiblichkeit, von denen die eine jedoch bald nach ihrem Eintreffen in Mischensk starb. Die andere dagegen, deren Mann bei der Belagerung von Bender gefallen und die selbst in Gefangenschaft geraten war, nahm zunächst die Stelle einer Wirtschafterin bei Bunin ein, der sich aber allmählich ihr gegenüber ganz als Türke benahm und sie mit seiner Zuneigung auszeichnete. Frau Bunin war über dieses Liebesverhältnis anfänglich ungehalten, gewöhnte sich aber allmählich daran, als die „Heidin“ Salcha ihrem Manne nach drei Mädchen, die bald mit dem Tode abgingen, einen Knaben schenkte. Sie sah darin wohl gar eine Gnade des Himmels, nachdem

ihr eigener Sohn gestorben war. Die Christenfrau verstand es dabei, den Einfluß der Mohammedanerin in angemessenen Grenzen zu halten, denn diese mußte in einem Nebengebäude bleiben und durfte das herrschaftliche Wohnhaus nur betreten, um Befehle für ihre Tätigkeit in der Wirtschaft entgegenzunehmen. Der Sohn dagegen, der in Abwesenheit des Vaters zur Welt kam, wurde Wassili getauft und von einem Hausfreund Bunins namens Shukowski an Kindes Statt angenommen. Der Knabe gedieh, blieb im Hause seines natürlichen Vaters und bewirkte durch sein munteres Wesen sogar, daß die früher getrennt lebenden Eheleute sich wieder aneinander gewöhnten. So war aus halb orthodoxem, halb türkischem Blut ein junger Herr hervorgegangen, dem eine Laufbahn als russischer Edelmann bevorstand. So verworren sich die Umstände fügten, unter denen er das Licht der Welt erblickte, so maßvoll und korrekt sollte er später den Lebensweg innehalten und gerade für seine ruhige, selbstlose Tätigkeit, die viel Wertvolles zeitigte, wenn sie auch keine Spur von Genialität aufwies, durch eine hohe Stellung belohnt werden.

Es war freilich eine schlechte Vorbereitung für den zukünftigen Edelmann, daß man ihn mit sechs Jahren einem deutschen „Gouverneur" anvertraute, der aus einer Schneiderherberge hervorgegangen war und das Prügeln und Knien auf Erbsen für das Wesentlichste beim Unterricht sah. Der Taufvater nahm sich des kleinen Wassili nun selbst an, soweit es gehen wollte, während die Familie im Sommer auf dem Lande, im Winter in Tula lebte. Der Knabe war ein eifriger Leser der schönen Literatur des Westens. Mit zwölf Jahren schrieb er eine Tragödie „Camillus oder das befreite Rom", das er mit seinen Gespielinnen und zur großen Genugtuung der Zuschauer auf-

führen ließ, während ein anderes Drama von ihm, „Paul und Virginie“, weniger Rührung als einen ungezügelten Lärm hervorrief, der sich beim Naschen aus den mit Konfekt gefüllten Düten entwickelte. In diesen Jugendversuchen war eine heilsame Lehre für Shukowski enthalten, der auch auf der Höhe seines Ruhmes niemals daran dachte, sich an dem gefährlichen Lampenlicht der Bühne die Finger zu verbrennen. Im Jahre 1797 kam er in die adlige Pension der Moskauer Universität, für die damalige Zeit eine der besten Anstalten, aus der eine nicht geringe Anzahl bedeutender Männer hervorgegangen ist. In den Familien, wo man unter der Regierung des Kaisers Paul den Idealen der französischen Revolution mit ihrer Verteidigung der Menschenrechte keinen Ausdruck geben konnte, beschäftigte man sich, soweit sie zu haben waren, mit französischen und deutschen Dichtern und erfreute sich an deren russischen Nachbildungen, namentlich wenn sie auf die Rührung weich gestimmter Seelen wirkten. Shukowski schrieb frühzeitig Gedichte meist schwermütigen Inhalts für Zeitschriften und Tagesblätter und zeigte in geschickten Übersetzungen bereits eine der schätzenswertesten Seiten seiner Begabung. Eine langatmige, in Alexandrinern abgefaßte Elegie „Der Kirchhof im Dorfe“ schildert den Schmerz um einen zu früh der Welt entrissenen Jüngling und plätschert ausschließlich im Wasser der Sentimentalität. Shukowski, dessen Erziehung nur durch weibliche Hände geleitet war, lebte in einer verschwommenen Gefühlswelt voll Tränen und Grabesgeruch. Sein Ideal als Dichter mochte Karamsin sein, der damals von seinen Reisen ins Ausland heimgekehrt war und in Moskau als Historiker und Erzähler eine tonangebende Rolle zu spielen begann. An ihn schloß sich Shukowski an und wohnte bei ihm zwei Sommer hindurch

in Kunzowo bei Moskau, bis er in unmittelbarer Nähe seines Heimatdorfes, in Beleff, die Stelle als Hauslehrer bei einer Witwe annahm, deren beide Töchter er in Geschichte, Philosophie und Literatur zu unterrichten hatte. Fast drei Jahre beharrte er in dieser Tätigkeit, um im Jahre 1808 nach Moskau überzusiedeln und die Redaktion des „Europäischen Boten" zu übernehmen, bei der er es aber nur kurze Zeit aushielt.

Seine Auffassung der Poesie ließ in ihm schon frühzeitig ein gesundes, veredelndes und förderndes Element der Literatur erkennen. Er suchte die russische Poesie von den künstlichen Anschauungen und Formen zu befreien, mit denen ihre Begründer Lomonossow und Derschawin die ersten Anregungen ausgestreut hatten. Er studierte eifrig Wieland und Schiller, Voltaire und Rousseau. Endlich versuchte er Balladen und Märchen, die er in der Literatur des Auslands gefunden hatte, mit nationalem Geiste zu erfüllen, ihnen nicht nur russische Namen und Begebenheiten zu unterlegen, sondern sie auch nach Ton und Empfindungsweise wahrhaft volkstümlich zu gestalten. So schrieb er unter anderm eine „Ludmilla" nach Bürgers „Lenore", indem er die Fabel nach Litauen in die Zeit des Krieges mit den Slawen versetzte. In ähnlicher Weise bearbeitete er von Schiller „Das Glück" und „Kassandra". Die bekannte Sage von den zwölf schlafenden Jungfrauen verlegte er an die Ufer des Dnjepr und schilderte den Gromoboi, wie er, von dem Elend seines Daseins angeekelt, seine Seele dem Teufel Asmodei verschreibt, mit zwölf Jungfrauen zwölf Töchter zeugt und, als die Frist abgelaufen, sich von der Macht des Bösen zu befreien sucht. Durch Kirchenbau, gute Werke und die Gebete seiner Töchter fühlt er sich auf dem Sterbebett getröstet. Zum Schluß werden die Mäd-

chen sämtlich in Schlaf versenkt, der sie so lange umfangen hält, bis ein reiner Jüngling eine von ihnen wahrhaft liebt und damit das Erlösungswerk auch für die übrigen und die Schuld Gromobois vollbringt.

Als Leutnant der Moskauer Landwehr machte Shukowski bei der Hauptarmee den Feldzug vom Jahre 1812 mit, befand sich bei der Schlacht von Borodino im Hintertreffen und gab den Hoffnungen, welche das russische Heer und Volk auf die völlige Vernichtung der napoleonischen Truppen erfüllten, in dem Liede „Der Sänger im russischen Kriegslager“ Ausdruck. Ein Kosak steht mit der Leier im Arm inmitten seiner Kameraden, die um ein Wachtfeuer Platz genommen haben. Sie füllen die Becher und lauschen seinen begeisterten Worten, mit welchen er der Opfer des heiligen Krieges gedenkt und die vollständige Befreiung des Vaterlandes von dem Feinde prophezeit. In jedes Hoch, das der Sänger ausbringt, stimmen die Soldaten jubelnd ein. Mit diesem Lied wurde Shukowski ein allgemein bekannter und beliebter Dichter. Im Jahre 1813 ersann er in erster Fassung jene Strophen, die später als Nationalhymne anerkannt wurden und mit den Worten „Boshe zarja chrani“ („Gott erhalte den Zaren“) beginnen. General Lwoff, der spätere Leiter der kaiserlichen Musikanstalten in Petersburg, komponierte dazu eine feierlich getragene Melodie, die man seitdem bei jeder offiziellen Gelegenheit zu hören bekommt, und an welcher die Russen nur auszusetzen haben, daß sie ihnen nicht national genug klinge und an einer Stelle Erinnerungen an die katholische Weise „O sanctissima“ erwecke. Mit der „Botschaft an den Kaiser Alexander“, die Shukowski nach der Einnahme von Paris verfaßte, kam er zum erstenmal mit dem Petersburger Hof in Beziehung, der die Dichtung in Tausenden

von Exemplaren veröffentlichte und verteilte. Shukowski empfand selbst nur wenig von dem Enthusiasmus, den seine Verse in den Kreisen aller Gebildeten entzündeten. Er befand sich in einer gedrückten Stimmung, weil ihm die Hand seiner Nichte Marie Protassow, die er sich zu seiner Lebensgefährtin erwählt hatte, versagt wurde. Zwar nicht durch die junge Dame selbst, sondern durch deren Mutter, die sich von den Vorschriften der Geistlichkeit bestimmen ließ und eine solche zwischen Verwandten geschlossene Ehe als undenkbar bezeichnete. Ein Jahr lang brachte Shukowski dann an der Universität Dorpat zu, die erst kurz zuvor begründet war und ihn mit dem anregenden Verkehr im Kreise der Professoren und dem fröhlichen Treiben der akademischen Jugend für das ausgestandene Herzeleid nach Möglichkeit entschädigte. Dann zog es ihn nach Petersburg in den Mittelpunkt des geistigen Lebens seiner Heimat, wo er als Begründer und Leiter des Dichterbundes „Arsamaß" die vorhandenen poetischen Kräfte, ältere wie jüngere, vereinigte, gegen die immer mehr verblassenden klassischen Vorbilder mit Witz und Laune einen fröhlichen Krieg begann und dafür eintrat, daß Literatur und Poesie wie im westlichen Europa nicht an der geistigen Entwicklung des Volkes hochmütig vorbeigingen, sondern sie vielmehr im innersten Kern zum Ausdruck bringen sollten.

Diese rühmliche Tätigkeit lenkte immer mehr die Aufmerksamkeit der leitenden Kreise auf seine gewinnende und hochstrebende Persönlichkeit. Im Jahre 1817 wurde er an den kaiserlichen Hof berufen und erhielt den Auftrag, die Gemahlin des Großfürsten Nikolaus, Schwester unseres Kaisers Wilhelm I., die ihren Mädchennamen Charlotte als Frau in den russischen Alexandra Feodorowna umgewandelt hatte, in der russischen Sprache und Literatur zu unter-

richten. Shukowski brachte zu diesem Amt die richtige Mischung von Kenntnissen und Taktgefühl mit. Er erleichterte der hohen Frau den Übergang in die slawische Geisteswelt an der Hand seiner Übersetzungen aus deutschen Dichtungen von Goethe, Bürger und Uhland. Er faßte seine Aufgabe ernst, aber ohne Pedanterie auf und erweckte in seiner Schülerin auch außerhalb des genau festgestellten Lehrplans Interesse für höhere geistige Bestrebungen. Im übrigen kümmerte er sich teils aus Klugheit, teils aus Widerwillen gegen die Intrigen des Hofes wenig oder gar nicht um die kleinlichen Regungen des Strebertums und Neides, und lebte in seinen romantischen Ideen wie in einer andern Welt, an der er sich die Freude durch das Geräusch der Staatsmaschinerie in keiner Weise stören ließ. Eine lang anhaltende Krankheit der Großfürstin Alexandra hatte für ihn das Gute, daß er endlich Gelegenheit fand, die russische Grenze zu überschreiten und jene Länder, zu deren geistigen Führern er sich so lebhaft hingezogen fühlte, aus eigener Anschauung kennen zu lernen. Im Jahre 1820 kam er nach Berlin im Gefolge des Hofes, wobei er sich als Festdichter bewährte und bei dem Kronprinzen Friedrich Wilhelm, dem älteren Bruder seiner Schülerin, eine überaus freundliche Aufnahme fand. In Dresden lernte er Tieck kennen und empfing von seiner Persönlichkeit den besten Eindruck. Dann reiste er durch die Schweiz bis nach Genf und durch Oberitalien bis nach Mailand und dem Lago maggiore.

Bei seiner Rückkehr nach Petersburg waren die liberalen Anläufe des Kaisers Alexander I. in düstern Mystizismus umgeschlagen, welcher der reaktionären Partei unter der Führung von Araktschejew den weitesten Spielraum ließ. Nach dem Tode des Monarchen wurde die Stadt

Peters des Großen durch die Dekabristenverschwörung, welcher der zur Herrschaft gelangte Kaiser Nikolaus I. durch sein entschlossenes Vorgehen auf dem Senatsplatz alsbald ein blutiges Ende machte, in Angst und Schrecken versetzt. Shukowski stand diesen Begebenheiten als unmittelbarer Zuschauer gegenüber, ohne einen Schritt zu weit nach rechts oder links zu machen oder besorgen zu müssen, daß ihm der Gatte seiner Schülerin das Vertrauen, das er ihm als Thronfolger geschenkt hatte, als Kaiser vielleicht entziehen würde. Er stand vielmehr so fest in der Gnade des Kaiserpaares, daß es keinem Zweifel unterlag, wem die Erziehung des 1818 geborenen Thronfolgers, des spätern Alexanders II., in ihrem humanistischen Teil anvertraut werden würde. Die militärischen Unterweisungen empfing der Großfürst von dem General Merder. Für die Gliederung und Ausführung des übrigen Lehrplans war aber ausschließlich Shukowski maßgebend und verantwortlich, der es als seinen Beruf ansah, bei seinem Zögling den Kreis von Bildungsinteressen möglichst weit zu ziehen, ihn mit Liebe und Verständnis für sein Volk zu erfüllen und aus ihm etwas anderes als nur einen General auf dem Thron werden zu lassen. In der Reformperiode, welche mit dem Regierungsantritt Alexanders II. begann, die Umgestaltung des Justizwesens und die Einführung des Semstwo brachte, um mit der Abschaffung der Leibeigenschaft ihren Höhepunkt zu erreichen, dürfen wir immerhin erkennen, nach welcher Richtung sich der geistige und ethische Einfluß Shukowskis auf den Großfürsten betätigt hat. Zweifellos hat er die Entwicklung moderner Anschauungen und menschlicher Ideen bei ihm liebevoll überwacht und durch den milden Ernst seiner Persönlichkeit allseitig gefördert. Als der Thronfolger im Jahre 1840 großjährig erklärt wurde, befand

sich Shukowski bereits im 57. Lebensjahr und hatte das Empfinden, ein alter Mann zu sein.

Seelische und körperliche Ursachen vereinigten sich, um dieses Gefühl in ihm hervorzurufen. Als er seinen Zögling aus seinem Unterricht entließ, kam es ihm vor, als sei der wichtigste Teil seines Lebenswerkes abgeschlossen. Seinen poetischen Arbeiten war er nicht untreu geworden und seine Übersetzungen und Bearbeitungen trugen ihm in allen Schichten der Gesellschaft warme Anerkennung ein. Aber er mußte es sich selbst sagen, daß es noch höhere Aufgaben für einen Dichter gebe. Er fühlte, daß er sich mit dem Temperament, der Ideenfülle, der Formschönheit eines Puschkin nicht messen konnte, daß Gogol ihn an Kraft der Phantasie weit überrage. Außerdem fühlte er sich in der Einsamkeit seines Junggesellendaseins unbefriedigt, und körperliche Leiden kamen hinzu, um ihn daran zu erinnern, daß er vom Leben wenig mehr zu erwarten habe. Er klagte beständig über Verdauungsstörungen und litt an den Augen. Er begab sich zur Kur nach Ems und trat eine Reise durch Italien bis nach Rom an. Inzwischen war er unermüdlich als Vermittler der deutschen Poesie tätig. Er bearbeitete Fouqués „Undine“ und lieferte eine Übersetzung von Schillers „Jungfrau von Orleans“, abgesehen von vielen ähnlichen Arbeiten, wie einer Reihe von Gesängen aus der „Odyssee“ und „Äneide“. Karl von Seidlitz, der im Jahre 1870 eine Biographie über den Dichter herausgab, schildert ihn in seiner äußeren Erscheinung folgendermaßen: „Wenn er zu Haus im türkischen Schlafrocke mit untergeschlagenen Beinen auf dem Diwan saß, türkischen Tabak aus dem langen, mit Bernstein verzierten Pfeifenrohr dampfte, so sah er wie ein türkischer Pascha aus — wozu seine Physiognomie nicht wenig beitrug. Der breite,

kurze, hochgewölbte Schädel, der gerade Gesichtswinkel, das quadratisch geformte Antlitz mit blaßgelber Färbung der Haut, nicht große, graubraune Augen, ein zur Fettleibigkeit geneigter Körper, Hang zur Bequemlichkeit, Baßstimme — deuteten darauf hin, daß türkisches Blut in seinen Adern floß."

Das in der Jugend versäumte Liebesglück suchte er, obwohl nicht weit von sechzig Jahren, einzuholen, indem er ein neunzehnjähriges Fräulein heiratete, die ihn zum Vater eines Kindes machte. Die Krankheit seiner Frau machte fortan einen beständigen Aufenthalt in Deutschland notwendig, wo er sich immer wohl gefühlt hatte. Allein der Geist der Melancholie, die ihm schon früher das Gemüt verdunkelte, übte einen immer stärker werdenden Einfluß auf ihn aus, obwohl er im Wohlstand und Ansehen von allen niedern Sorgen verschont blieb. Aber er fing an, seine Zeit nicht mehr zu verstehen. Eine empfindliche unzufriedene Art, die Dinge zu betrachten, bemächtigte sich seiner. Er grübelte über die Entstehung fortschrittlicher Ideen und die Beruhigung skeptischer Geister planlos hin und her und fand endlich in dem Glauben an die Heilslehre der Kirche den einzigen Trost seines Alters. In seiner mystischen Seelenstimmung wurde er durch die Berührung mit Gogol, der in einem ähnlichen geistigen Niedergang begriffen war, nur noch kränker gemacht. Halb erblindet beschäftigte er sich mit der Ausarbeitung eines Epos „Ahasver", das er aber nicht vollendete. Am 25. April 1852 starb er im Alter von neunundsechzig Jahren in Baden-Baden. Seine Leiche ruht in russischer Erde, im Petersburger Alexander-Newskikloster neben dem Grabmal seines Freundes, des Historikers Karamsin.

Shukowski war kein Gelehrter im eigentlichen Sinne

des Wortes. Er fertigte Übersetzungen aus Homer an, ohne Griechisch zu verstehen, lieferte also eine Arbeit aus zweiter Hand. Aber er hat Bildung und Geschmack in höhere und niedere Kreise getragen, wo man ihr früher fremd und gleichgültig gegenüberstand. Selbst einem Mann wie dem Kaiser Nikolaus I., der für Sentimentalität und Ästhetik gewiß wenig Sinn hatte, wußte er durch die ruhige Klarheit, Überlegenheit und Taktfestigkeit seines Wesens zu gefallen. Als Dichter kann er kaum auf eine dritte Rangstufe Anspruch machen, weil in seinen Schöpfungen der Hang zur Rhetorik überwiegt und seine Gestaltungskraft unzureichend ist. Wenn er volkstümlich sein will wie in seinen Balladen, gewinnt man immer den Eindruck, als ob seine Russen in Wahrheit Römer oder Germanen seien, denen er nur die nationale Haartracht und Kleidung gegeben habe. Aber trotzdem ist sein Verdienst um die Durchbildung der russischen Sprache und Poesie, um die Schätzung der Kunst als einer hohen nationalen Aufgabe, die er vor den Stufen des Zarenthrones mit Liebe und Begeisterung vertrat, hoch anzuschlagen. Seine türkische Abstammung und seine Fähigkeit, sich in den Geist deutscher Poesie tief zu versenken, ihre Meisterwerke seinen Landsleuten als Vorbilder nahe zu bringen und mit ihrem Geiste das Gemüt des Zarbefreiers Alexander II. zu erfüllen, machen ihn zu einer interessanten Persönlichkeit, die bis auf unsere Tage geistige Spuren in der Entwicklung Rußlands hinterlassen hat.

Krim und Kaukasus in der Literatur.

Das südliche Ufer der Halbinsel, die vom russischen Reich mit einer schmalen Verbindungsstraße ins Schwarze Meer vorgeschoben wird, und das mächtige Hochgebirge, das östlich davon die Grenze zwischen Europa und Asien bildet, sind Stätten uralter Kultur. Ihre Spuren lassen sich sowohl in der Krim wie im Kaukasus bis zu dem Zeitpunkt verfolgen, wo die geschichtlich beglaubigten Tatsachen allmählich ins Schwanken geraten und sich in Vorgänge verwandeln, die von der Phantasie des Volkes frei ausgestaltet werden. Die Sage zog ihre bunten Kreise um die Menschen, die sich an diesen gesegneten Erdstrichen niederließen, und die Poesie füllte ihre Schicksale mit farbigem Leben aus, um sie uns menschlich nahe zu bringen.

Dieser Dämmerschein der Romantik, der die Ansiedelungen am Schwarzen Meer umgibt, hat ihnen von alters her eine besondere Rolle in dem Kulturleben der Menschheit zuerteilt und dem zeitlich und räumlich so Fernliegenden seine Bedeutung für unser Empfinden gesichert. Bereits fünf Jahrhunderte vor unserer Zeitrechnung siedelten sich griechische Kolonisten an einer Bucht des Schwarzen Meeres an, wo sich jetzt in der Nähe Sewastopol erhebt, und überall stoßen wir auf Trümmer, die von dem wechselvollen Leben vieler Generationen Zeugnis ablegen. Nach Jahrtausenden muß man die Zeit bemessen, in der sich zwischen den Bergen des Kaukasus die Völker Asiens und Europas mit den Waffen in der Hand gegenübertraten

und jene seltsame Mischung von Nationalitäten erzeugten, der wir noch heute dort begegnen.

Beide Länder sind von der Natur so ungewöhnlich begünstigt worden, daß das Lob ihrer Schönheiten in allen Tonarten erklingt. Der Gedanke an das Lebensfeindliche des russischen Winters und die menschenleere Steppe verläßt uns vollständig, wenn wir die Landzungen von Perekop hinter uns haben und dem Küstenstrich am Schwarzen Meer entgegeneilen, der sich wie ein üppig blühender Garten vor uns ausbreitet. Während ein schroff abfallendes Kalksteingebirge die Nordwinde abhält, liegt die blaue Flut des Meeres vor uns, das den Namen „schwarz" nur an stürmischen Tagen und bei brauenden Nebeln rechtfertigt, sonst aber tiefblau schimmert und ebenso lieblich wie großartig erscheint. Haine von Pinien, Lorbeern und Zypressen begrüßen uns unter einem Breitengrade, der fast dem von Venedig entspricht, und auf den Bergwänden kocht die Sonne den Saft der Reben in verschwenderischer Fülle. Auf dem Wege von Sewastopol nach Jalta lernen wir eine der schönsten europäischen Bergstraßen mit wundervollen Bildern kennen. Das Panorama entfaltet sich dabei in fortwährender Steigerung, bis die Villen vornehmer Russen und die Lustschlösser der kaiserlichen Familie vor uns auftauchen und die ganze Umgebung von einer sonnigen Heiterkeit und Pracht erfüllt ist, bei der man sich für die lange Wagenfahrt reichlich belohnt fühlt.

Rufen die Ufer der Krim lebhafte Erinnerungen an Italien hervor, so läßt sich der Kaukasus ohne Zwang mit dem Erhabensten und Schönsten vergleichen, was die Schweiz aufzuweisen hat. Freilich fehlt es an den freundlichen Tälern und gefälligen Menschen, den schimmernden Seen und zauberischen Wasserfällen, die uns in den schweizerischen

Alpen so wohltuend berühren. Der Kaukasus macht zumeist den Eindruck des Furchtbaren und Unermeßlichen. Seine höchsten Gipfel, wie der Kasbek und Elbrus, überragen alles, was man in der Schweiz sehen kann und sind auch im Wechsel der Formen großartiger. Ebenso übertreffen nach der Versicherung erster Autoritäten wie Freshfield und Merzbacher die Gletscher an Umfang und Reinheit alles, was man auf europäischem Gebiet sieht, und die Vegetation ist von einer Üppigkeit, von der man sich kaum eine Vorstellung machen kann. Beim Anblick des Kaukasus wird man an gewaltige und tragische Vorgänge, die Fesselung des Prometheus, das Gift der Medea und die Zauberkünste der Circe erinnert. Über die Ufer der Krim ist dagegen etwas von der schönen Menschlichkeit und dem sonnigen Schein der Iphigeniensage ausgebreitet, wie sie Euripides und Goethe in ihren dramatischen Dichtungen ausgestaltet haben. Das St. Georgskloster bei Sewastopol liegt an der Stelle, wo die „regen Wipfel des alten heil'gen, dicht belaubten Haines" rauschten und die Tochter Agamemnons „das Land der Griechen mit der Seele" suchte. Schreiten wir durch den langen Gang des Klosters, so erblicken wir alsbald die Bucht des Schwarzen Meeres mit ihren Terrassen und felsigen Vorsprüngen und erkennen die wundervolle Szenerie der beiden Dramen in allen Einzelheiten. Kap Fiolente ist das alte Vorgebirge Parthenium, von dem sowohl der Griechendichter wie Goethe spricht. Die Landung von Orest und Pylades an der Küste, wo die barbarische Sitte der Skythen jedem Fremden den Tod drohte, und der Sieg, den die verfeinerte Gemüts- und Geistesbildung der Priesterin Dianens über die wilden Naturleidenschaften feierte, treten uns lebendig vor die Seele. Jahrhunderte ziehen in wenigen Minuten durch unsere Phantasie, von der

sagenumflossenen Vergangenheit mit den Stätten griechischer Kultur bis zu den Schrecken des Krimkrieges. Selbst die Popen in den Gängen des weißschimmernden Klosters und die schweigsamen Tataren, denen wir auf der Landstraße begegnen, scheinen im Licht der Poesie zu wandeln, das sich über diese Gegend ergießt und Meer und Küste, die malerisch abfallende Bucht und den grünen Turm der Kirche wie in einen goldenen Rahmen fügt.

Der Gedanke an die alte Kultur, auf deren Spuren wir am südlichen Ufer der Krim wandeln, und der reizvolle Wechsel der Landschaft, in der sich Erhabenes und Liebliches harmonisch vereinigt, haben der Poesie vielfache Anregung gegeben von den formgewandten Gedichten, in denen die Schönheiten dieser Gegend seit dem ersten Viertel des neunzehnten Jahrhunderts gepriesen wurden, bis zu ausführlichen Schilderungen in modernen Novellen und Romanen. Zuerst fanden hochfliegende, stürmische Geister, welche den Hütern der Ordnung gefährlich erschienen, hier in einer Art Verbannung neue Motive der Dichtkunst. Was man ihnen als Strafe auferlegte, wurde ihnen zu reichem, künstlerischem Gewinn, denn der Anblick dieser von der Natur so reich gesegneten Stätten beruhigte ihre Nerven, die durch das aufregende Stadtleben überreizt waren, und befruchtete ihre Phantasie mit neuen Bildern. Vieles von dem, was so lange ihre Seele bedrückt hatte, verlor seine Macht, und der erhebende Ausblick, der sich vor ihnen eröffnete, machte ihre Stimmung frei und empfänglich für große Ideen und Empfindungen.

Alexander Puschkin, der „Vater der russischen Poesie", hat auch hierbei den Ton angegeben und zuerst die Aufmerksamkeit seiner Leser auf diese Gegenden gelenkt. Nach-

dem er wegen seines lockeren Lebens und seiner boshaften Verse auf hochstehende Persönlichkeiten Petersburg verlassen hatte und den Süden aufsuchen mußte, lernte er die Krim von seinem Wohnsitz in Gursuff, einem beliebten Badeort in der Nähe von Jalta, aus kennen und bewundern. Sein Name hat sich in zahlreichen persönlichen Erinnerungen und einer Grotte erhalten. Puschkin wird nicht müde, das Spiel der Wellen am Strand, die dunklen Wälder, die schimmernden Hügel zu preisen, wenn er von diesem „schönheitsreichen Wunderland" spricht. Prächtig gelingt ihm der Ausdruck der Stimmung, von der sich der Reisende durchdrungen fühlt, wenn er von Sewastopol bis zum Dorf Baidar gefahren ist und der Zauber der südlichen Landschaft sich ihm im Anblick des Schwarzen Meeres mit einer Unmittelbarkeit erschließt, die etwas Überwältigendes hat. Die stille Morgenstunde und der steile, hohe Bergpfad, auf dem der Reiter einherzieht, das glänzend grüne, bewegte Wasser, das an dem kahlen Felsen aufschäumt, dies alles weiß der Dichter in wenigen Zeilen mit treffsicherer Anschaulichkeit hervorzuheben und den Leser mitten in die Situation zu versetzen. Zu diesem Hymnus auf die Krim schwingt er sich am Schluß seiner berühmten poetischen Erzählung „Der Springquell von Bachtschissarai" (1822) empor, in welcher er die alte Residenz der Tataren mit ihren Gärten und Schlössern, sowie die Liebe des Chans zu der sagenhaften Polin Marie Potocka schildert. Die schöne Jungfrau, die, von Heimat und Familie getrennt, inmitten der Üppigkeit des orientalischen Lebens traurig dahinsiecht, erscheint wie eine andere Iphigenie, und wenn auch die geschichtlichen Voraussetzungen der Erzählung haltlos sind, lebt ihr Bild doch unauslöschlich in der Phantasie des Volkes. Im Anhang zu seinem bekannten Epos „Eugen

Onägin", wenn von den Reisen des in Weltschmerz versunkenen Helden die Rede ist, kommt Puschkin ebenfalls auf die Krim zu sprechen, um bei dieser Gelegenheit auch des großen polnischen Dichters zu gedenken, der dort geweilt hat:

Geheiligt durch Erinnerungen
Bezaubernd bist du, sonnig Land
Wo einst Dianens Tempel stand —
Und wo Mickiewicz uns gesungen
Dort auf dem Fels, vom Meer umschäumt,
Von seinem Heimatland geträumt.

Adam Mickiewicz hatte sich durch seine Teilnahme an einer Studentenverbindung verdächtig gemacht und stattete der taurischen Halbinsel von Odessa aus, wohin er verbannt wurde, im Herbst 1825 in Gesellschaft seines Freundes, des begabten polnischen Erzählers Grafen Rzewuski, einen Besuch ab. 1826 ließ er dann in Moskau, während er sich zugleich mit Petrarca beschäftigte, achtzehn Sonette über die Krim erscheinen, in denen sich die Natur und Geschichte des Landes wie in einem feingeschliffenen Kristall spiegeln. Wer diese Gegenden bereist und dabei in fröhlicher Gesellschaft glückliche Stunden verlebt hat, wird in dem kleinen Heft einen Schatz von Erinnerungsblättern sehen und sie immer aufs neue nachdenklich und liebevoll betrachten. Sie frischen das Angeschaute farbig auf, bringen das Ferne nahe und finden für tiefe, aber oft schwer auszudrückende Stimmungen ebenso wohllautende wie charakteristische Worte. Zuerst liegt die Akjermansche Steppe vor uns, wo der Wagen im hohen Grase fast versinkt und die weite Ebene beim Blinken des Abendsterns wie das Meer erscheint. Dann beginnt die Fahrt auf dem Schwarzen Meer, wo anfänglich tiefe Stille herrscht, dann ein günstiger Wind sich erhebt

und endlich der Sturm alles in Aufruhr versetzt. Nach diesen ersten Sonetten gibt uns Mickiewicz eine Ansicht des Tschatyr Dagh, der höchsten Erhebung des Jailagebirges, die wegen ihrer eigentümlichen Gliederung den tatarischen Namen, der Zeltberg bedeutet, erhalten hat. Das erwähnte Bachtschissarai, das Grab der Potocka, hat der Polendichter ebenfalls zum Gegenstand dieser Dichtungen gemacht. Den unvergleichlichen Anblick vom Baidartor bringt er mit bezauberndem Gefühlsschwung in dem Sonett zum Ausdruck, das in der Übersetzung von Peter Cornelius mit den Versen anfängt:

> Dem Sturm die Zügel! Meinem Roß die Sporen!
> Daß Tal und Fels und Wald in Windesschnelle
> Vorübergleiten wie im Strom der Welle,
> Bis ich im Wirbel völlig mich verloren.

Aluschta, wo sich noch die Reste einer Befestigung aus Kaiser Justinians Zeiten befinden und von wo die Besteigung des Tschatyr Dagh unternommen wird, schildert uns Mickiewicz wie ein fein empfindender Landschaftsmaler bei Tag und in der Nacht. Den Berg selbst nennt er einen Dolmetsch zwischen Erde und Himmel, der über Volk und Land erlauscht, was der Herr dem Weltall verkünden will. Die alte Ruinenstadt Tschufut Kale, die erst vor wenigen Jahrzehnten von ihrer jüdischen Bevölkerung verlassen wurde, mit dem lieblichen Tal, das wie jenes andere auf heiliger Erde den Namen Josaphat erhalten hat, und Balaklawa, wo sich uns die Erinnerung an Homers Schilderung der Lästrygonen und der Kampf der Engländer und Franzosen gegen die Russen erneut, ziehen an uns vorüber. In dem letzten Sonett „Judas Felsen" vergleicht der Dichter seine stürmischen Leidenschaften mit den Wellen, die den Strand zu vernichten drohen, aber Muscheln,

Perlen und Korallen auf dem Lande zurücklassen. Unter den Kostbarkeiten seiner Poesie nehmen die „Sonette aus der Krim" sicherlich nicht den letzten Platz ein.

Der im Jahre 1875 verstorbene Graf Alexei Tolstoi, der ohne verwandtschaftliche oder geistige Berührung mit dem Patriarchen von Jasnaja Poljana sich als Dramatiker, Balladendichter und Romanschriftsteller einen Namen in der russischen Literatur gemacht hat, ist ebenfalls ein begeisterter Sänger der Krim. Unter seinen Gedichten, die von Jessen übersetzt und 1881 in St. Petersburg veröffentlicht wurden, zeichnen sich die „Krimskizzen" durch die Tiefe des Gefühls aus, das uns oft mit Schwermut erfüllt über die Vergänglichkeit des Daseins, während doch wieder die Natur uns freundlich mit sonnigen Bildern grüßt. Tolstoi nimmt am kleinen wie am großen ein gleich reges Interesse. Das Pflanzen- und Tierleben spielt in seine Phantasie hinein, und der volle Eindruck der Gegenwart hindert ihn nicht, die Blicke auch in die Vergangenheit zu lenken. Seine humane Natur, sein klassisch gebildeter Geist denken immer wieder an Dianens Tempel und seine hehre Priesterin. Wenn der Quell über Stein und Moos perlt und purpurne Rosen zu einem Wall von Zypressen emporklettern, kommt ihm der Unterschied zwischen einst und jetzt zu klarem Bewußtsein. Ehemals stiegen hier bei der Glut des Tages Zentauren zur Flut herab, ein Satyr setzte dem Böcklein nach, die Bacchantin schrie und lachte, und die felsige Wand hallte wider von Flötenspiel und Zimbelschlag bei weinseligen Gelagen. Der Tempel mit der Priesterin, der Göttin Muschelwagen, der über die Flut dahinschwebte, das alles ist längst dahin. Was einst den heiligen Hain bildete, ist durch die Holzaxt gelichtet worden, während feindliche Trompeten schmetterten. Statt

der Erinnerung an die Griechenzeit bemerkt man nur schweigsame Tataren, die ihre Herde weiden. In der jüngsten Zeit sind die Ufer der Krim, wo sich auch die kaiserliche Familie in Livadia prachtvolle Schlösser gebaut hat, als Stätten der Erholung immer mehr in Aufnahme gekommen, und das gesellschaftliche Leben, das namentlich in den Monaten Juli und August dort flutet, hat in der erzählenden Poesie einen starken Widerhall gefunden, obwohl die Schöpfungen der von uns erwähnten Dichter an künstlerischem Wert unerreicht geblieben sind.

Wenn vom Kaukasus die Rede ist, müssen wir zunächst an den „gefesselten Prometheus“ von Äschylos denken, wo die Schmerzensrufe des an den Felsen geschmiedeten Dulders so glühend heiß von Trotz und Leidenschaft hervorbrechen, als wären sie Lavaströme der seitdem erkalteten Vulkane. Die Strafe, die Prometheus dafür erleidet, daß er den „Strahl kunstreichen Feuers“ dem tobenden Flammenmeere unter Schnee und Eis entwendete und dem Menschen schenkte, wird am Schluß dieser Tragödie unvergleichlich geschildert. Das Erbeben der Erde, der Widerhall des Donners, das Zucken des Blitzes, das Rasen der Wirbel und Winde, wobei Äther und Meer ineinander gemischt werden, bilden ein Naturbild von erhabener und ergreifender Schönheit.

Auch in Shakespeares Phantasie lebte die Vorstellung von den Bergkolossen des Kaukasus, wie aus zwei Stellen seiner Dramen hervorgeht. In seinem Jugendwerk „Titus Andronikus“, in dem alle Greuel und Übertreibungen der Handlung die ersten Spuren des Genies nicht verwischen können, hat er eine Erinnerung daran dem Mohren Aaron in den Mund gelegt. Wenn dieser aus Grausamkeit und Verschlagenheit zusammengesetzte Unmensch zu Anfang des

zweiten Aktes auftritt und von seiner Geliebten, der gefangenen Gotenkönigin Tamora, spricht, wie der Kaiser an ihr Gefallen gefunden und sie zu seiner Gemahlin erhöht habe, beschließt er, ihr „zur steilsten Höhe“ nachzuklimmen. Er rühmt sich dabei, daß er sie mit Liebesketten fester an seinen Zauberblick gebunden habe als der Kaukasus den Prometheus zu halten vermochte. Die andere Stelle findet sich in „Richard II.“, in der dritten Szene des ersten Aktes, wo auf Gosford-Aue bei Coventry der Zweikampf zwischen Mowbray, dem Herzog von Norfolk, und Heinrich Bolingbroke ausgefochten werden soll. Bolingbroke wird von Richard II. auf sechs Jahre aus seinem Reich verbannt. Den so schwer Bestraften sucht in seinem Gram Johann von Gaunt zu trösten, der ihm rät, sich die Zeit des Fernseins in seiner Einbildung freundlich auszumalen und sein Leid nicht so schwer zu nehmen. Darauf erwidert ihm Bolingbroke nach der Schlegelschen Übersetzung: „O, wer kann Feu'r dadurch in Händen halten, daß er den frost'gen Kaukasus sich denkt? Und wer des Hungers gier'gen Stachel dämpfen durch bloße Einbildung von einem Mahl? Wer nackend im Dezemberschnee sich wälzen, weil er phantast'sche Sommerglut sich denkt?“

Wie die Krim wurde auch der Kaukasus durch Puschkin in die russische Dichtkunst eingeführt mit der schönen Beschreibung der „Bergesspitzen, schneeumhüllt, die keusch erglühn im Frührotglanze, bekränzt mit dunkelm Wolkenkranze, welche stolzes, wunderprächt'ges Bild!“ Der „Gefangene im Kaukasus“ (1821) behandelt die unglückliche Liebe eines Tscherkessenmädchens zu einem jungen Russen, den sie aus der Gefangenschaft befreit, um sich dann verzweiflungsvoll in den Strom zu stürzen. Auf Menschenwonne und -weh schaut der „doppelhäuptige“ Elbrus herab,

der „bis in des Himmels Blau mit Eiskristallen" geschmückt ist.

Aber der eigentliche Dichter des Landes ist Michael Lermontow, in dessen Werken zahlreiche Quellen poetischer Begeisterung für dieses Land aufsprudeln und die russische Literatur befruchtet haben. Schon als zehnjähriger Knabe lernte er die eigenartige Schönheit der Gegend, die für sein Schicksal so bedeutungsvoll werden sollte, kennen und lieben. Da er an Skrofeln litt, brachte ihn seine Großmutter zur Stärkung seiner Gesundheit dorthin, wo die frische Luft der Berge ebenso günstig auf seinen Körper wirkte, wie die Gewalt des nie geahnten Naturschauspiels seiner Phantasie die Richtung gab, die es zu hohen künstlerischen Zielen tragen sollte. Schon damals zehrte er von jener Empfindung, die er später mit den Worten ausdrückte: „Der Kaukasus ist mir heilig." In der Augen der Welt war es eine Verbannung, die über den flotten Husaren verhängt wurde, als er von den lustigen Tagen in Petersburg und Moskau Abschied nehmen mußte. Aber indem er die Salons der Großstadt mit dem Leben in der kleinen Garnison vertauschte und den Blick auf die schneebedeckten Gipfel des Südens richtete, kam er erst zum vollen Bewußtsein seines Wertes und der Aufgaben, die ihm als Dichter gestellt waren. Zum ersten Male mußte er wegen seines erschütternden Klagegedichtes „Auf den Tod Puschkins" den Kaukasus aufsuchen, weil er sich mit diesen Versen dem Zaren zu Füßen warf und ihn um Rache für die Tötung des Dichters im Duell anflehte. Ein Zweikampf mit dem Sohne des Historikers Barante brachte ihn zum andern und der Haß eines einflußreichen Gegners, des Grafen Benckendorff, zum dritten Male dorthin, wo er 1841 im siebenundzwanzigsten Lebensjahre in

der Nähe von Pjatigorsk bei einem Duell ebenfalls sein Leben lassen mußte.

In den Dichtungen Lermontows strömt die Poesie des Kaukasus dahin, als wäre sie Blut von seinem Blut. Er hat sich den Charakter der Natur und des Volkes so zu eigen gemacht, daß beide ganz zu ihm gehören. Er atmet ihre Luft und fühlt mit ihrer Seele. Sein Blick schweift in die Vergangenheit, in deren Dunkelheit sagenhafte Gestalten verschwimmen, und erfaßt auch die Gegenwart mit realistischer Schärfe und Genauigkeit. Wohl hatte er das Recht, im Jahre 1838 sein Epos „Der Dämon" dem „Fürsten der Erde", wie er den Kaukasus nennt, zu widmen, denn sein Bild schwebt über dem ganzen Gedicht und verklärt die Leidenschaft, die darin lodert. Das Majestätische der Bergzacken erfüllt uns beim Lesen mit Andacht und das Brausen der Flüsse in den Schluchten erschreckt uns. Aber auch paradiesische Gegenden tauchen vor uns auf, „wo Rosen blühen und wo Nachtigallen schlagen". Der von Gott verstoßene Engel, von dem Anblick Tamaras, der Tochter des alten Gudal, berauscht, weiß mit verzehrenden Worten ihre Sinne zu verwirren und ihre Liebe zu gewinnen, während der Fürst von Sinodal mit prächtigem Gefolge herbeizieht, um sie als seine Gemahlin auf sein Schloß zu führen. Tamara stirbt bei der Hingabe an den Dämon, aber ein Engel entreißt ihre Seele dem Bösen und führt sie den Freuden des Himmels zu. Dieses Gedicht, dessen Stoff von Anton Rubinstein zu einer seiner schönsten Opern verwertet ist, endigt mit dem Bild der Vergänglichkeit und des alles hinraffenden Todes.

In den Gedichten Lermontows findet sich die Schilderung einer Schloßruine auf der berühmten grusinischen Landstraße, wo eine andere Tamara gelebt haben soll,

eine dämonisch-leidenschaftliche Königin, die harmlose Wanderer an sich lockte und sie nach genossener Liebesfreude in die brausenden Fluten des Terek stürzen ließ. In einem schönen Gedicht, dessen grusinischer Titel „Mziri“ sich etwa mit „Novize“ übersehen läßt, werden die Empfindungen eines Tscherkessenjünglings geschildert, der sich aus der Enge des Klosterlebens in die verlorene Freiheit der Natur hinausträumt und bei dem die Sehnsucht nach der wilden Pracht der Berge und Wälder zu einer unheilbaren todbringenden Krankheit wird. Das Naturgefühl, das gewaltsam aufgehalten und unterdrückt wird, schäumt dabei über wie ein Bergstrom, den man eindämmen will. In Lermontows berühmtem Roman „Ein Held unserer Zeit“ wird uns ein Bild des modernen Gesellschaftslebens gegeben, wie es sich in einem kaukasischen Badeort aus den verschiedensten Elementen zusammensetzt, von dem blasierten Lebemann Petschorin, dem Helden der Erzählung, durch verschiedene Abstufungen des Naturells bis zu ungezügelten Naturkindern, die sich vom Sturm ihres Temperaments fortreißen lassen. Über alledem braut und brodelt das Wolkenmeer, das sich zwischen den Bergen festgesetzt hat. Lermontows Auflehnung gegen die Heuchelei und Übelstände der Gesellschaft klammert sich immer wieder an die Felsmauern des Kaukasus an, als müßte zwischen ihnen das Heilkraut für die Leiden wachsen, die sein Gemüt niederdrückten und von denen er mit so großer Beredsamkeit zu seinem Volke sprach.

Dem Beispiel von Puschkin und Lermontow folgte auch Graf L. N. Tolstoi, der nach einem Leben voll Saus und Braus, wie er es auf seinem elterlichen Gut in Jasnaja Poljana, sowie in Moskau und Petersburg geführt hatte, nach dem Kaukasus ging, um in eine Artilleriebrigade ein-

zutreten. Er brachte dort vier Jahre zu und erfüllte seine Phantasie mit ganz neuen Bildern im Verkehr mit der Natur, die ihm großartige Eindrücke bot, und den Menschen, denen er in seiner Garnison wie bei militärischen Streifzügen gegenübertrat. Die reifste Frucht seines Aufenthaltes in den Bergen ist die 1862 geschriebene Novelle „Die Kosaken“, in welcher er die Schicksale eines vornehmen Moskowiter Lebemanns Olenin schildert, der sich an den Ufern des Terek niederläßt, um das Zerfahrene, Leichtsinnige und Grüblerische seines Wesens abzustreifen. Er hofft, indem er bei den Kosaken wohnt, mit ihnen auf die Jagd geht und ihre Lebensweise mitmacht, allmählich einer der ihrigen zu werden und innerlich zu gesunden. Ein schönes Kosakenmädchen, Marjanka, erregt seine Aufmerksamkeit, dann eine tiefe Liebesleidenschaft. Aber zu seiner Beschämung muß er erkennen, daß das Kind des Volkes den schmucken Offizier gar nicht versteht und für seine Empfindungen kein Verständnis zeigt. Sie bleibt ihm unerreichbar in ihrer natürlichen Schönheit wie die fernen Schneeberge, die er täglich vor sich sieht. Die „Gleichgültigkeit der Natur“, von der Iwan Turgenjew mit Vorliebe sprach und in welcher er die Erklärung für ihre Erhabenheit in den Augen der Menschen fand, wiederholt sich für Olenin im Herzen des Kosakenmädchens. Beiden gegenüber kommt er sich schwach und verrenkt vor, und mit tieferer Schwermut, als er sie von seiner Ankunft im Kaukasus empfand, verläßt er das Land. Die Romantik Puschkins und Lermontows verwandelt sich bei Tolstoi in realistische Menschen- und Naturbeobachtung, die uns den späteren Schöpfer von „Krieg und Frieden“, sowie „Anna Karenina“ ankündigt.

Ein nicht geringes Verdienst hat sich Artur Leist in

Tiflis durch seine Übersetzung „Georgischer Dichter" (Leipzig, Verlag von Wilhelm Friedrich, 1887) erworben, deren Lieder, Elegien und Sprüche alle Farben und Stimmungen der kaukasischen Landschaft widerspiegeln, Freude und Wehmut des Menschenherzens in vollen Naturtönen ausklingen lassen und die landschaftlichen Schönheiten des Hochgebirges zu einem fesselnden Panorama gestalten. Die bald im Sonnenlicht schimmernden, bald von dichten Nebeln umwallten Gipfel der Berge, die Flüsse, die aus den Schluchten hervorbrechen, das Leben der Hirten in den Tälern bilden die äußere Umrahmung dieser Dichtungen. Alte Sagen und Märchen, die sich in der Phantasie des Volkes bis auf unsere Tage erhalten haben, Heldentaten einzelner Stämme und ihrer Führer werden darin verherrlicht. Frisch und ungezwungen fügt sich dem Schicksal der Nation das Leben des einzelnen in fröhlichem Genießen und schwärmerischer Verliebtheit ein. Gregor Orbeliani, Nachkomme eines alten georgischen Fürstengeschlechts und Zögling der Adelsschule in Tiflis, später im Rang eines Generaladjutanten und Statthalters von Transkaukasien, eröffnet diese Sammlung mit einem ergreifenden Hymnus auf sein Heimatland, seine Tapferkeit, Sangeslust und Gastfreiheit. Dann beklagt er wieder vor dem Bildnis der Königin Tamara im Kloster Bethanien bei Tiflis den Verlust der Freiheit und Selbständigkeit, den Zusammenbruch von so viel Edlem und Großem. Der Muschu, der Lastträger, der nichts als Not und Arbeit kennt, dessen Haare vor Entbehrung und Kummer grau geworden sind, erfüllt ihn mit tiefem Mitleid.

Auch Alexander Tschawtschawadse, ein anderer georgischer Dichter, brachte es bis zum Generalsrang. Seine Lieder sind voll Heiterkeit und Lebensfreudigkeit, Erinnerungen an glückliche Stunden, die durch rosige Mädchen-

lippen und Becher mit funkelndem Wein verklärt wurden. Sein Namensvetter Elias Tschawtschawadse ist gleichfalls ein reich begabter Lyriker und daneben auch vielseitig publizistisch tätig. Nachdenklich und wehmütig steht er an den Ufern seiner Heimatflüsse: des Kur, in dessen Fluten ihm die ehemalige Pracht des Landes begraben zu sein scheint, der Aragwa, wo die Wiege der georgischen Heldengröße stand, und des Alasan, wo sich ihm die Riesengletscher mit dem blassen Licht des Mondes, dem Rauschen der Wasserfälle, dem Flüstern des Waldes und dem Liede des Fuhrmanns auf seinem knarrenden Wagen zu einem einzigen prächtigen Naturbild vereinigt. Wachtang Orbeliani besingt die alte Kirche bei Gelati bei Kutais in Imeretien und gedenkt dabei der Königin Tamara, deren Grab sich dort befindet. Eine Anzahl Volkslieder, deren Verfasser unbekannt geblieben, die aber auf einen einschmeichelnden Herzenston gestimmt sind, beschließen diese Sammlung. Ihr Umfang ist nicht groß, aber ihr Inhalt reich und bildet gewissermaßen einen Auszug von der Poesie des Kaukasus. Manchem unter diesen georgischen Dichtern ist es gelungen, in wenigen Versen eine Anschauung und Empfindung wiederzugeben, die selbst durch lange Beschreibungen nicht besser ausgedrückt werden konnten.

Dann tritt der Sänger des „Mirza Schaffy" in die Gruppe der Männer, denen wir für unsere Kenntnis des Kaukasus wesentlich verpflichtet sind. Friedrich Bodenstedt wurde als junger Mann von noch nicht zweiundzwanzig Jahren durch einen unbestimmten romantischen Drang veranlaßt, nach Rußland zu reisen und sein Talent für fremde Sprachen und Kulturgebiete dort weiter auszubilden. Aus den kleinen Verhältnissen seiner Vaterstadt Peine, wo er 1819 geboren war, hatte er sich emporgearbeitet, die kaufmännische

Tätigkeit, für die er ursprünglich bestimmt war, beiseite geschoben und sich auf den Universitäten Göttingen, München und Berlin für seinen literarischen Beruf vorgebildet. Schilderungen von Freunden hatten ihm verlockende Bilder von slawischen Osten entworfen und ihn ermutigt, gleich mit der alten Hauptstadt, dem Mittelpunkt des Reichs, Moskau, anzufangen. Dort fand er zu Anfang des Jahres 1841 eine Stellung als Erzieher beim Fürsten Michael Gallizin, nachdem er zu Schiff von Lübeck nach Petersburg und dann im Eilwagen — eine Eisenbahn zwischen den beiden Städten gab es damals noch nicht — das Ziel seiner Reise erreicht hatte.

Drei Jahre später erhielt er einen Ruf als Lehrer an das Gymnasium in Tiflis, den er um so lieber annahm, als ihn die Dichtungen Puschkins und Lermontows bereits mit Begeisterung für den Kaukasus erfüllt hatten, wo der Kampf zwischen den Russen und den Eingeborenen in voller Entfaltung begriffen war und vom europäischen Publikum mit größter Aufmerksamkeit verfolgt wurde. Die vierwöchentliche Reise dorthin über Tula, Woronesh, Nowo Tscherkask und Stawropol, endlich von Wladikawkas über die grusinische Heerstraße nach Tiflis bildete die beste Vorbereitung für das Studium des Landes, in dem er bis zum Jahre 1846 blieb. Mit dem Fleiß, der ihn stets auszeichnete, hatte er sich im Kaukasus umgesehen, Beziehungen zu maßgebenden Persönlichkeiten gewonnen und, wo seine eigenen Kenntnisse nicht ausreichten, sich an die Arbeiten von Männern gehalten, die für die ethnographische und geographische Durchforschung des Reiches zu jener Zeit von Bedeutung waren.

So ließ Bodenstedt, als er wieder nach Deutschland zurückgekehrt war, im Jahre 1847 sein erstes Werk über

das Gebirgsland zwischen dem Schwarzen und Kaspischen Meer unter dem Titel „Die Völker des Kaukasus" erscheinen (Berlin, Deckerscher Verlag), dessen zwei Bände ein sorgfältig gesammeltes und gesichtetes Material enthalten. Was er über das Gebirgssystem, die Vegetation, das Klima und die Wegeverbindungen sowie über die Bewohner des Landes sagt, steht selbstverständlich nicht in allen Punkten mit den Ergebnissen der heutigen Wissenschaft im Einklang, brachte aber doch zu jener Zeit in das verwickelte Thema Ordnung und System hinein. Es erweckte in weiten Kreisen zum ersten Male klare Vorstellungen über ein Gebiet, das den Gebildeten bis dahin völlig verschlossen war. Die meisten Leser werden bei der Lektüre eher über zuviel als zuwenig Belehrung geklagt haben, denn bei der Schilderung der aufständischen Bergvölker unter der Führung Schamyls verliert sich die Darstellung allzusehr in Einzelheiten. Überall merkt man aber dem Verfasser an, daß er sich nicht nur mit Eifer und Gewissenhaftigkeit, sondern auch mit voller Herzenswärme und reger Phantasie seines Stoffes bemächtigt hat.

Gleich darauf im Jahre 1847 ließ Bodenstedt ein anderes Werk erscheinen, das ebenfalls seinen Aufenthalt im Kaukasus schildert, aber das Thema in einer viel unmittelbareren Weise behandelt. „Tausend und ein Tag im Orient" (Berlin, R. v. Deckers Verlag) ist eine freie Zusammenstellung von persönlichen und sachlichen Schilderungen, von Erlebnissen und Beobachtungen, von phantasievollen Erfindungen und trockenen Berichten, von Poesie und Prosa. Diese Mischung berührt nicht sonderlich künstlerisch, aber sie gewinnt dem Stoff eine beständig wechselnde Beleuchtung ab, bei welcher das Interesse des Lesers immer frisch erhalten wird.

Bodenstedt hielt sich nicht nur in der Hauptstadt des Kaukasus auf, sondern machte auch verschiedene interessante Ausflüge ins Innere des Landes. Er lernte Eriwan, die Hauptstadt Armeniens mit ihren prächtigen Moscheen, und das uralte Kloster Etschmiadsin kennen, den Sitz des Patriarchen nahe der Grenze zwischen Rußland, Persien und der Türkei, wo in einsamer Größe der Ararat sein schneebedecktes Haupt zum Himmel emporstreckt. Dann trat er eine Reise nach der Ostküste des Schwarzen Meeres an, berührte die Ortschaft Mzchet, die aus der ehemaligen Hauptstadt des Reiches mit ihrer Burg und Kathedrale zu einem armseligen Dorf zusammengeschrumpft ist, ferner die grusinische Kreisstadt Gori und erreichte Kutais, das alte Kolchis, dessen herrliches Klima und üppige Vegetation ihn entzückten. Statt der Eisenbahn, die den Reisenden jetzt ebenso bequem wie im westlichen Europa von Tiflis nach der Hafenstadt Batum bringt, mußte er sich von einem Bauernwagen ohne Federn und — was noch schlimmer ist — von einem Karren, dem Ochsen vorgespannt waren, vorwärtsbringen lassen. Aber sicher hat er dabei mehr gesehen als seine Nachfolger, an deren Auge die originellsten Eindrücke des Kultur- und Naturlebens viel zu schnell vorüberzogen, als daß sie tiefere Eindrücke in der Phantasie zurücklassen konnten. Die Strecke von Kutais bis zu dem Hafen Redut Kale legte er in einer Barke auf reißenden Gebirgsströmen zurück und träumte, während zwei junge Mingrelier die Ruder in die Fluten des alten Phasis senkten und bläuliche Wolken aus seinem Tschibuk emporwirbelten, vom kolchischen Wunderland, vom Palast des Aetes und dem Tempel der Leukothea, von den Zauberinnen Kirke und Medea.

Der schwärmerische Zug, der leicht durchklingt, führt ihn

doch nur selten zu Übertreibungen. Er warnt sogar vor den fehlerhaften Vorstellungen, die man sich bei uns über orientalische Pracht und Herrlichkeit macht, weil die Reisenden weniger das Gewöhnliche als das ausnahmsweise Pomphafte hervorheben. Eine Küstenfahrt nach Suchum Kale und der Ruinenstadt Pitzunda und Gagra, dessen großartige Umgebung die Sage entstehen ließ, daß dort der Felsen des Prometheus gestanden habe, brachte neue Eindrücke und Berührungen mit einem bunten Völkergemisch. Am lebendigsten wirkte Bodenstedt auf unser Publikum durch die Schilderungen von Tiflis selbst. Er hatte die Stadt im Spätsommer und im Winter gut beobachtet und bietet uns interessante Bilder von ihrem Straßen- und Salonleben, von den Sitten und Gebräuchen des Volkes. Er führt uns in die Wohnungen der Tataren hinein und macht uns zum Zeugen einer armenischen Hochzeit, wobei er eine Menge Dinge streift, die für die meisten seiner Leser bis dahin völlig im dunkeln lagen. Der eigentliche Erfolg des Buches lag allerdings in dem Umstand, daß die originelle Figur seines Mirza Schaffy zum ersten Male ihren an Sprüchen und Liedern reichen Mund auftat. Bodenstedt wohnte in Tiflis zu Füßen des Davidklosters, von dessen Höhe man einen umfassenden Rundblick über die Bergschlucht und die zu beiden Seiten der Kura malerisch ausgebreiteten Stadt genießt. Nach einem heiteren Festmahl in der alten Kyrosstadt hatte Bodenstedt das Unglück, von der morschen Galerie seiner Wohnung auf den Hof zu stürzen und sich dabei nicht unbedenklich zu verletzen. Während er seine Genesung abwartete, nahm er bei Mirza Schaffy Unterricht im Tatarischen, da er die Kenntnis dieser Sprache für sein Studium des Kaukasus nicht entbehren konnte. Von diesem Manne, der sich den ersten Weisen

des Morgenlandes nannte, während er annahm, daß die Kindes des Abendlandes noch in Finsternis und Unglauben stecken, erhielt er aber nicht nur Sprachunterricht, sondern auch die Anregung zu seinen Liedern, die in „Tausend und ein Tag im Orient" eingestreut sind und später in der Sonderausgabe eine so weite Verbreitung fanden wie wenige deutsche Bücher.

Was Bodenstedt an Anregungen und Belehrungen über den Kaukasus dem deutschen Publikum bot, leistete einige Jahre später der ältere Alexandre Dumas in anderer Weise für die französischen Leser. War jener als junger Musensohn ohne gesicherte Lebensstellung im Vertrauen auf seinen guten Stern in die weite Welt hinausgezogen, so stand dieser auf der Höhe seines Ruhmes, als er die Reise nach Rußland antrat, über die er ein langatmiges Werk veröffentlichte. In seiner unruhigen, romantisch überhitzten Phantasie sprudelten Theaterstücke und Romane ohne Zahl wie Gießbäche aus einer Bergschlucht hervor, und wie es ihm gelungen war, sich die Bühnen und die Feuilletonspalten großer Blätter in Paris zu erobern, schien es ihm auch ein leichtes, sein frisches, abenteuerliches Darstellungstalent bei der Beobachtung fremder Kulturverhältnisse zur Anerkennung zu bringen. Nachdem er auf diese Weise Nordafrika, Syrien und Ägypten durchstreift hatte, sollte nunmehr das Reich des Zaren an die Reihe kommen.

Im November 1857 reiste er über Astrachan nach dem Kaukasus, und 1859 lag bereits ein Werk in sieben Bänden vor, dessen Inhalt schon durch den seltsamen Titel „Le Caucase depuis Promethée jusqu'à Chamyll" in seiner Tonart charakterisiert wird. Es beruht auf Eindrücken, die mit erstaunlicher Schnelligkeit aufgenommen und mit so großem Geschick zusammengestellt wurden, daß

sich niemand dem eigentümlichen Reiz dieser Darstellung völlig entziehen kann. Er weiß den Stoff nach allen Richtungen zu drehen und zu wenden, so daß man beim Lesen keinen Augenblick zur Ruhe kommt. In den kurzen Absätzen seiner Beschreibungen stellt er seine Behauptungen, auch wenn sie noch so seltsam klingen, mit einer solchen Selbstverständlichkeit hin, daß man im ersten Augenblick an ihrer Richtigkeit nicht zu zweifeln wagt. Die Naivität, mit der er fremdes Material kritiklos verarbeitet, ist ebenso unglaublich wie die Selbstgefälligkeit, mit der er sich in den Mittelpunkt der Begebenheiten stellt. Mit dem Gefühl eines Klaviervirtuosen oder einer Primadonna, deren Auftreten schon lange vorher mit Spannung erwartet wird, zieht er in den Kaukasus ein. Mit Vorliebe bedient er sich der dialogischen Form, um alles wiederzugeben, was er zu Pferd, im Wagen und Schlitten, in der Einsamkeit der Wälder oder am Ufer der Bergströme, in den Salons der Gouverneure wie in den Hütten der Eingeborenen erlebt hat, so daß sein Buch auch äußerlich einem Roman gleicht.

Dumas vergißt niemals, daß er der Dichter des „Grafen von Monte-Christo" und der „Drei Musketiere" ist, und daß diese Erzählungen auch im fernen Kaukasus der gebildeten Gesellschaft geläufig sind. Aber wie es einem Fürsten lästig wird, wenn die Menschen das Portal seines Palastes neugierig umlagern, bittet er seine Gastfreunde, daß sie ihn in der Rolle des berühmten Mannes nicht allzusehr herausstellen möchten. Er fühlt es offenbar, daß der Kaukasus auf ihn gewartet habe, um für die moderne Welt entdeckt zu werden. In allen Dingen wahrt er seine Überlegenheit, und selbst die berühmtesten Zechbrüder Georgiens weiß er im kachetischen Wein niederzutrinken, angeblich — und darin liegt ein besonderer Humor! —

weil er an Wasser gewöhnt und infolgedessen gegen die berauschenden Wirkungen des Alkohols besser als die Eingeborenen geschützt war. Über diese Leistung wurde ihm von der Redaktion der Tifliser Zeitung, wo dies Gelage stattfand, ein besonderes Zeugnis ausgestellt, aus dem wir entnehmen dürfen, daß er den Rebensaft des Kaukasus zwar nicht so schön besingen, aber besser vertragen konnte als Bodenstedt. Beim Abschied vom Kaspischen Meer, wo er in Derbent und Baku weilte, empfindet er den Schmerz der Trennung, als handle es sich um den Abschied von einem schnell gewonnenen Freunde. Er ist glücklicher als Orpheus und Homer, von den modernen Dichtern ganz zu schweigen, die dies Küstenland nicht betreten haben.

Wollte man die Überschwenglichkeiten im einzelnen feststellen, die sich in den Bänden seines Reisewerkes über den Kaukasus finden, so würde man ohne ein langes Register nicht auskommen. Was er von den georgischen Frauen nach den Angaben des Holländers Struys erzählt, verdient im wesentlichen ins Fabelland verwiesen zu werden. In Tiflis nimmt er ein Völkergemisch wahr, bei dem alle Kontinente und Zonen vertreten sind. Einmal behauptet er, daß man im russischen Lexikon das Wort „Waschschüssel" nicht finde und daß mit Ausnahme der großen Städte Wasser nur in den Flüssen, und auch in ihnen nur während der Schneeschmelze vorkomme. Um diese unglaubliche Behauptung zu stützen, erzählt er ferner, daß man ihm allerdings ein einziges Mal ein Waschbecken und zwar ein solches aus Silber gereicht habe, aber äußerst erstaunt gewesen sei, als er auch den Wunsch nach Wasser ausgedrückt habe. Abgesehen von zahlreichen Druckfehlern, die sich in dem Werk finden, sind die russischen Namen und Redensarten, um sie dem französischen Ohr geläufig zu

machen, oft so angegeben, daß man sie im ersten Augenblick gar nicht wiedererkennt. Trotz alledem liest sich das eilig zusammengeschriebene Werk in den meisten Abschnitten gut und man bleibt in der Stimmung, die allerdings ein seltsames Gemisch von Kaukasusschilderung und Dumasbespiegelung ist. Einzelnes wird auch für spätere Forscher, obwohl sie es nur mit der größten Vorsicht benutzen können, seinen Wert behalten, so die Kapitel über Schamyl und die drollige Beschreibung der kaukasischen Nasen. Auch für die poetischen Schilderungen des Landes, die damals vorlagen, hat er ein nicht zu unterschätzendes Verständnis. Namentlich sind es Lermontow und Marlinsky, von deren Schicksalen und Gedichten er viel erzählt. Eine Anzahl von ihnen bringt er sogar in Übersetzungen und stellt sie neben das Beste, was die moderne lyrische Poesie aufzuweisen habe. Wie Bodenstedt reiste er über die grusinische Heerstraße und machte wie dieser die Fahrt über Kutais ans Schwarze Meer, wo er in Poti das Schiff erreichte. Stellt man sich auf den Standpunkt, daß bei einem unbekannten Lande mit reichen Kultur- und Naturschätzen der romantische Erzähler zunächst mehr als der Mann der wissenschaftlichen Arbeit geeignet ist, die allgemeine Aufmerksamkeit auf neue Ziele für Forscher und Touristen hinzulenken, so wird man bei vielen Einschränkungen auch dem Werk von Dumas manches Verdienstliche nicht abstreiten können.

Die erste wissenschaftliche Durchforschung des Kaukasus, seiner Bergriesen und Hochgebirgstäler, seiner Landschaft und Bevölkerung verdanken wir dem 1845 geborenen Engländer D. W. Freshfield, der, wie er uns selbst erzählt, schon im College durch die Lektüre von Äschylos' „Gefesseltem Prometheus" für den Kaukasus begeistert wurde, Sein Fuß betrat zuerst die Höhen der alten, in Schnee

und Eis gehüllten Vulkane, die bis dahin mit ihren geheimnisvollen Schrecken jede Annäherung von Menschen zurückgescheucht hatten. Schon als Schüler des Eton College zeigte er eine auffallende Begabung für alpinen Sport und unternahm eine Besteigung des Montblanc. Nachdem er seine Studien in Oxford beendigt hatte, vereinigte er sich im Alter von dreiundzwanzig Jahren mit zwei gleichgesinnten Genossen, Moore und Tucker, sowie dem Führer Devouassand zu jener bedeutungsvollen Fahrt nach dem Kaukasus, die man mit Recht einen modernen Argonautenzug genannt hat. Die Spitzen des Elbrus und Kasbek wurden durch ihm im Jahre 1868 ihres rätselhaften und geheimnisvollen Charakters entkleidet, der ihnen seit Menschengedenken angehaftet und der Phantasie einen unbegrenzten Spielraum gegeben hatte. Freshfield durchbrach ebenso mutig wie klug eine Kette, die auf diesem Gebiet an der Grenze von Europa und Asien der wissenschaftlichen Erkenntnis gezogen zu sein schien, und legte die Ergebnisse seiner Forschungen in Werken nieder, die von bleibendem Wert sind und der englischen Literatur zur Zierde gereichen.

Freshfield konnte bereits im Jahre 1869 über seine Erlebnisse und Eindrücke, die unsere Kenntnisse der Hochgebirgswelt so wesentlich bereicherten, in seinem Buche „Travels in the Central Caucasus and Bashan“ Rechenschaft ablegen und darin seinen Nachfolgern die Wege für weitere Forschungen zeigen. Der Reisende hatte seine Fahrt mit Ägypten und Palästina begonnen. Dann fuhr er zu Schiff nach Trapezunt und Poti und von hier auf dem Rion, dem alten Phasis, in das Innere des kaukasischen Gebietes, das er allem Widerstand zum Trotz nicht nur einem engeren Kreise von Gelehrten, sondern allen

Gebildeten, die sich für dies Thema überhaupt interessierten, in mustergültiger Weise erschließen sollte. Sein Buch ist vortrefflich geschrieben, trotz der vielen Überraschungen, die er seinen Lesern bietet, ohne Selbstgefälligkeit und Schönrederei, anziehend und spannend ohne romanhafte Ausschmückungen und Übertreibungen, belehrend und berichtigend in jedem Kapitel. Der praktische Sinn des Engländers drückt sich darin aus, daß er für alles, was ihm in den Weg tritt, Interesse zeigt, nichts übersieht und das richtige Wort findet, um das Gesehene anschaulich wiederzugeben.

Als Leitmotiv, möchte man sagen, dient ihm der Vergleich unserer Alpenwelt mit dem kaukasischen Hochgebirge. Er erwärmt uns von vornherein für sein Thema, nimmt ihm das Unnahbare und schwer Faßliche. Er versetzt uns auch dadurch in die frische Stimmung des Selbsterlebten, daß er sich im wesentlichen an die Aufzeichnungen seines Tagebuchs hält und uns Zug um Zug das Aufregende und Erhebende einer solchen Fahrt durch völlig unbetretenes Gebiet, das er sich mit jedem Schritt erst erobern mußte, mitgenießen läßt. Wie einfach und mit einem leichten Anflug von Humor beschreibt er den Eindruck, den er auf die Bevölkerung machte, als er nach der Besteigung des Kasbek wieder im Tal anlangte, wo seine Angaben zunächst keinen Glauben fanden, und wie er dann angestaunt wurde, als an dem glücklichen Verlauf dieser Expedition kein Zweifel mehr aufkommen konnte. Ähnlich erging es ihm, als er nach der mühseligen Expedition auf den Elbrus nach langen Entbehrungen und Gefahren wieder in einem behaglichen Hotelzimmer unter fröhlicher Gesellschaft saß und sich bei Speis' und Trank von den Anstrengungen erholen konnte.

Der ausgezeichnete Forscher ließ dann siebzehn Jahre dahingehen, um die Resultate seiner ersten Reise nach dem Kaukasus mit dem zu vereinigen, was er auf den beiden späteren Expeditionen in diesem Lande gesammelt hatte und das umfangreiche Material nach einem anderen Gesichtspunkt zu ordnen. Handelte es sich in dem erwähnten Werk um Augenblicksbilder, die dem Leser in vieler Beziehung etwas ganz Neues boten und durch ihre Genauigkeit die Wissenschaft wesentlich förderten, so wollte Freshfield nun alles, was er vom Kaukasus wußte, nach einem genauen Plane zusammenfassen und sein Publikum mit Hilfe von Illustrationen in die ferne und den meisten noch so fremde Welt einweihen. Hatte er mit jugendlicher Frische seine erste Reise geschildert und chronologisch seine Eindrücke aneinandergereiht, so beabsichtigte er sich jetzt von einer sachlichen Gruppierung des Themas leiten zu lassen, vom Allgemeinen zum Besonderen überzugehen und als richtiger Bergsteiger zwar zu demselben Gipfel, aber auf anderem Wege, vorzudringen.

So entstanden die beiden großen verschwenderisch ausgestatteten Bände seines Werkes „The Exploration of the Caucasus“, die im Jahre 1896 (Edward Arnold, London and New York) erschienen und für die Erforschung des Kaukasus in anderem Sinne einen Markstein bilden. Freshfield erkannte es mit Recht für notwendig, der Phantasie der Leser nicht nur durch einzelne, zufällig ausgewählte Illustrationen und Karten, sondern durch einen Bilderschmuck entgegenzukommen, der auf der Höhe unserer Technik steht. Dem ernsten Inhalt sollte auch die Ausstattung entsprechen und alles vermieden werden, was an ein Prachtwerk für den Weihnachtstisch erinnern könnte. Für diese Illustrationen wurde in Vittorio Sella ein wirklicher Künst-

ler gewonnen, der sich mit der kaukasischen Welt genau vertraut gemacht hatte und Geschmack und Urteil genug besaß, um zu wissen, worauf es einem Mann wie Freshfield ankommen mußte. Die groß ausgeführten Vollbilder der Bergspitzen, Gletscher und Pässe, die Aufnahmen von einzelnen Gebirgsketten wie von der Höhe des Elbrus sowie die Wiedergabe von Volkstypen sind schwer zu übertreffende Meisterleistungen und schließen sich in glücklicher Weise dem Text an, um den Eindruck der einzelnen Schilderungen allseitig zu vertiefen und nachhaltig zu gestalten. Über einzelne Gebiete hat Freshfield außerdem eine Gruppe von Mitarbeitern zu Worte kommen lassen, die sich dabei als Spezialforscher gut einführen und über Klima, Bodenbeschaffenheit, Temperatur und ähnliches verdienstvolle Mitteilungen machen. Freshfield hat sich mit diesem Werk innerhalb der modernen Alpenforschung ein Denkmal errichtet, das für ferne Zeiten an sein ruhmreiches Vordringen in die Schrecknisse und Schönheiten des Kaukasus erinnert und nicht wieder vergessen werden kann.

Der fachwissenschaftlichen Schilderungen des Kaukasus, die in großer Anzahl vorliegen, kann an dieser Stelle nur flüchtig gedacht werden. Sie behandeln das Land und seine Bevölkerung von verschiedenen Gesichtspunkten in Form einer allgemeinen Übersicht, geschlossener Essays über Einzelgebiete oder endlich, was für das große Publikum am anziehendsten ist, als Reisebeschreibungen, die aus den frisch empfangenen täglichen Eindrücken hervorgegangen sind und die Leser nicht nur belehren, sondern durch persönliche Erlebnisse auch unterhalten und zur tieferen Beschäftigung mit dem Gegenstand anregen. Als die Kraft der kaukasischen Bergvölker nach dem Aufstand Schamyls gebrochen war und das Land dem großen russi=

schen Reiche einverleibt wurde, drangen Forscher und Reise-schriftsteller auf den Wegen, die durch die Gewalt der Waffen freigelegt waren, in das Innere des Kaukasus ein und ließen dem kriegerischen Eroberungszuge einen friedlichen im Dienst der Wissenschaft folgen. Oft kamen sie von weit her, um sich in eine Umgebung, die ihnen ursprünglich selbst fremd war, immer tiefer einzuleben und endlich eine zweite Heimat zu finden, mit deren Sprache, Sitten und Gebräuchen sie vollständig verwuchsen.

Das charakteristische Beispiel einer solchen glücklichen Verpflanzung im Dienste der Wissenschaft bildet Dr. Gustav Radde, der in seiner Vaterstadt Danzig als Apothekerlehrling gewiß nicht ahnen konnte, daß er sich dereinst in Tiflis zu einer unserer ersten Autoritäten auf dem Gebiete der Kaukasusforschung entwickeln und durch die Begründung eines großartigen Museums seinen Namen berühmt machen würde. Im Jahre 1863 begann er in bescheidenem Umfang in einer Mietswohnung eine Sammelstelle für die Erzeugnisse des Kaukasus zu schaffen und mit ebenso großer Begeisterung für die Sache wie geschäftlicher Klugheit die Aufmerksamkeit einflußreicher Persönlichkeiten auf sein Unternehmen zu lenken. Unermüdlich und durch keinerlei Schwierigkeiten abgeschreckt schritt er auf seinem Wege vorwärts und klopfte überall an, um mit der natürlichen Liebenswürdigkeit seines Wesens weitere Kreise für seine Idee zu erwärmen, sowie zur Erhaltung und Bereicherung des Geschaffenen weitere Hilfsmittel aufzubringen. Jetzt erhebt sich an der schönsten Straße von Tiflis gegenüber dem Palais des Generalgouverneurs ein großes zweistöckiges Gebäude mit Vorder- und Hinterhaus nebst einem kleinen Garten, wo seine Sammlung in prächtigen Räumen untergebracht ist und eine Anschauung von dem Reichtum

des Kaukasus gibt, wie man sie lebendiger, vielseitiger und belehrender sonst nirgends empfangen kann. Raddes eigentliche Forschungen bezogen sich zumeist auf das Tierleben in den Hochgebirgsgegenden, die er Jahrzehnte hindurch bereist und in anziehender Weise beschrieben hat. Als Leiter dieses Museums war er jedoch bestrebt, den Kaukasus auf allen Gebieten der Wissenschaft gleichmäßig zur Anschauung zu bringen, gewissermaßen eine Enzyklopädie für dieses Land und seine Erforschung zu schaffen. Zoologie und Geologie zeigen dem Besucher im unteren Stockwerke Ethnographie, Botanik und Entomologie, im oberen Stockwerk alles, was auf der Erde schweift und in ihren Tiefen schlummert, auf den Höhen der Berge sprießt und blüht und in den Flüssen als schuppige Brut gedeiht. In dem schönen Treppenhaus grüßen uns die Wandgemälde von Franz Simm mit den Sagen des Prometheus, der Argonauten, des Georgierfürsten David II. und der legendenhaften Königin Tamara. Radde, dessen literarische Arbeiten die Wissenschaft wesentlich bereichert haben, gebührt für alle Zeiten ein Platz im Vordergrunde der Männer, die uns den Schleier von dem Mysterium des Kaukasus gelüftet haben.

Seine gelehrten Arbeiten waren zumeist in wissenschaftlichen Zeitschriften erschienen oder in russischer Sprache abgefaßt, die ihre weitere Verbreitung hinderten. Am bekanntesten sind seine „Vier Vorträge über den Kaukasus" geworden, die im Jahre 1874 als Ergänzungsheft zu Dr. A. Petermanns „Geographischen Mitteilungen" veröffentlicht wurden. Raddes Leben und Entwicklungsgang waren von einem Schimmer der Romantik umgeben, den man auch im persönlichen Verkehr mit ihm empfand. Ein phantastischer Zug hatte ihn erfaßt, sich aus dem engen und

beschränkten seines ursprünglichen Berufes in eine weit umfassende Sammler- und Gelehrtentätigkeit im fernen Osten, auf den uralten Kulturstätten der Menschheit, hinüberzuschwingen. Über die „Sammlungen des kaukasischen Museums“ hat er ein groß angelegtes, fünfbändiges Werk in russischer und deutscher Sprache veröffentlicht, das auch vortreffliche Abbildungen aus den verschiedenen Gebieten seiner Forschungen enthält (Tiflis, Typographie der Kanzlei des Landeschefs). Im März 1903 brachte der Telegraph die betrübende Nachricht, daß Radde gestorben sei, und zwei Wochen später empfing ich den fünften Band seines Werkes, der den archäologischen Teil in der Bearbeitung der Gräfin Uwarow enthielt, mit einem Begleitschreiben des verhältnismäßig schnell Dahingeschiedenen. Er teilte mir darin mit, daß er seit einiger Zeit krank sei, daß sein Zustand aber nichts Gefährliches habe. Inzwischen war er schon auf dem Boden, den er sich und der Wissenschaft erobert hatte, und auf dem Besitztum seines Wohltäters, des Großfürsten Nikolai Michailowitsch, beigesetzt worden.

Wir hatten uns im April 1901 in Tiflis kennen gelernt, als die Hamburg-Amerika-Linie auf der Lustyacht „Prinzessin Victoria Luise“ ihre erste Vergnügungsreise nach der Krim und dem Kaukasus veranstaltete. Der erste Eindruck, den man von seiner Persönlichkeit empfing, hatte etwas Groteskes. Radde war ein korpulenter, in seinen Bewegungen schwerfälliger Herr, der sich aus seiner hohen Stellung als russische Exzellenz, als Schöpfer und Leiter des kaukasischen Museums in Tiflis nur wenig zu machen schien und sich selbst als „Danziger Pomuchelskopf“ bezeichnete. In Wahrheit wußte er aber ganz genau, daß gerade die Ungezwungenheit seines Wesens und die Lebhaftigkeit, die aus seinem breiten, nicht eben schönen Gesicht

sprach, auf seine Umgebung den besten Eindruck machten. Das galt namentlich von den Gästen des deutschen Kaisers, die sich damals an Bord der Hamburger Lustyacht befanden und die Fahrt von Batum nach Tiflis mitgemacht hatten. Er erwartete sie im Speisesaal des gemütlichen „Hotel London“ und verkehrte mit ihnen, vor allem mit dem Erbprinzen Philipp Ernst von Hohenlohe, wie mit guten alten Bekannten, hatte sich auch über jeden im voraus genau orientiert und wußte alle individuell zu behandeln. Die Unterhaltung nahm denn auch bald einen so urgemütlichen Charakter an, daß Radde nach einer Stunde mit krähender Greisenstimme ein paar deutsche Volkslieder anzustimmen begann. Während die übrigen sich, von der zwölfstündigen Eisenbahnfahrt ermüdet, bald darauf zurückzogen, hielt er als letzter an der Wirtstafel aus.

An einer der schönsten Stellen des kleinen Kaukasus, in dem namentlich im Sommer vielbesuchten Borsham, konnte sich Radde in seine deutsche Heimat zurückträumen, wenn er auf die grün bewaldeten Höhen blickte, die eine auffallende Ähnlichkeit mit Partien aus dem Schwarzwald haben. Der Großfürst, der in der Nähe von Borshom ein im Renaissancestil aufgebautes Schloß Likani besitzt und ein ungewöhnliches Interesse und Verständnis für alle künstlerischen und literarischen Bestrebungen zeigt, stand in einem wahrhaft freundschaftlichen Verhältnis zu Radde. Den greisen Gelehrten, der das zweiundsiebzigste Lebensjahr erreicht, müssen wir uns auf diesem Fürstensitz denken, wie er, nach einem Blick auf die herrliche Hochgebirgswelt, bei einer Flasche Rüdesheimer und von den Wolken seiner Havannazigarre eingehüllt, sich über den Schreibtisch neigt, um nach Vollendung seiner wissenschaftlichen Arbeiten seine Lebenserinnerungen niederzuschreiben. Hoffentlich hat er sie zu Ende geführt,

denn er hatte nicht nur viel gesehen und bedeutende Menschen kennen gelernt, sondern war auch ein Erzähler, bei dessen Beschreibungen die Stunden wie im Flug vorbeieilten.

Auf seinen Spuren, oder doch durch ihn und sein Beispiel wesentlich beeinflußt, haben dann andere Gelehrte das Material, das ihnen immer reichlicher zuströmte, zu sichten und zu ergänzen gewußt. Auch C. von Hahn, Professor am ersten Gymnasium in Tiflis, darf mit Genugtuung von sich sagen, daß er dort seine zweite liebe Heimat gefunden, seinen Herd und sein Glück begründet habe. Als großfürstlicher Erzieher nach dem Kaukasus berufen, fand er im Laufe der Jahre immer mehr Freude an den Schönheiten der Gebirgswelt und wurde zu einem rüstigen, unermüdlichen Wanderer, der sowohl den Drang als auch den Beruf in sich fühlte, anderen von seinen Beobachtungen Mitteilungen zu machen. So entstanden im Laufe der Jahre 1892—1900 die drei Bände seiner Studien, die unter dem Titel „Aus dem Kaukasus", „Kaukasische Reisen und Studien" und „Bilder aus dem Kaukasus" veröffentlicht wurden. Klar und unbefangen blickt er in diese fesselnde Welt, um sie in farbigen Bildern festzuhalten. Ihn interessiert sein Thema nach allen Seiten. Die Völkergruppen sondern sich bei ihm nach bestimmten Gesichtspunkten. Religion und Rechtspflege finden ihre Berücksichtigung. Flüsse und Gletscher weiß er mit eindringlicher Schärfe zu charakterisieren. Es ist anscheinend ein zufälliges Zickzack, das wir mitmachen, aber der Inhalt dieser Bände baut sich doch systematisch auf und enthält zum mindesten wertvolle Beiträge und Beobachtungen für weitere Untersuchungen.

Das klassische Buch über den Kaukasus haben wir

Deutschen 1901 aus der Feder Gottfried Merzbachers erhalten, der nach sorgfältigen Studien und Vorbereitungen das Hochgebirgsland in den Jahren 1891 und 1892 nach verschiedenen Richtungen bereiste. Der Zweck seines Unternehmens bestand darin, solche Gebiete kennen zu lernen, zu denen der Fuß des Touristen den Weg sonst niemals findet, und die wegen Beschaffenheit des Gebirges und der Naturwüchsigkeit der Bevölkerung der Beobachtung des Alpensteigers die größten Schwierigkeiten bereiten. In Merzbacher bewundern wir eine ungewöhnlich vielseitige Begabung für dergleichen Forschungsreisen und ihre literarische Verwertung. Er ist ein Mann von ausgebreitetem Wissen, der die Arbeiten seiner Vorgänger genau kennt und kritisch benutzt hat, der ohne Überhebung mancherlei unrichtige Überlieferungen zerstört und den Beweis erbringt, daß die auf Tatsachen beruhende Wahrheit viel interessanter ist als das Flimmernde der Romantik, mit welcher man die Wirklichkeit aufputzen wollte.

Sein Werk „Aus den Hochregionen des Kaukasus, Wanderungen, Erlebnisse, Beobachtungen" (Leipzig, Verlag von Duncker & Humblot) besteht aus zwei starken Bänden von fast 2000 Seiten und bietet keine leichte Lektüre. Die Gipfel, Pässe, Täler und Ortschaften, die darin beschrieben werden, dürften den meisten Lesern zunächst fremd sein, während andere Abschnitte des Werkes schon durch den Stoff selbst viel Anziehendes haben und so frisch und unmittelbar einsetzen, daß man dem ausgezeichneten Führer mit wirklicher Freude zu seinen Rastpunkten folgen wird. Er zeigt sich im besten Sinn als eine Doppelnatur, als ein streng sachlicher Beobachter, der alles nur irgendwie Erreichbare zusammenfassen will und vor keiner Mühe und Entbehrung zurückschreckt, um Neuland zu entdecken, und

dann wieder als ein schwärmerischer, künstlerisch veranlagter Mann, dessen Feder sich in den Pinsel eines Landschaftsmalers großen Stils verwandelt. Gegen zweihundert Illustrationen nach Photographien, die an Ort und Stelle aufgenommen worden sind, sowie drei treffliche Karten, bei denen die Angaben des russischen Generalstabes als Richtschnur dienten, suchen die Beschreibung in Anschaulichkeit und Leben umzusetzen. Wie Merzbacher namentlich für Freshfield eine unbegrenzte Bewunderung zeigt, so führt er die Arbeit des Engländers fort, indem er sich auch über die Ethnologie und Landeskunde des Kaukasus ausführlich ausläßt, genaue Vorschriften über die Ausrüstung bei einer solchen Expedition in das Innere des Kaukasus gibt und dadurch seinen Nachfolgern die Wege wesentlich ebnet.

Merzbacher ist ein Gelehrter von reich ausgebildetem praktischem Verstand und großem persönlichem Mut. Aber in ein wirkliches Verhältnis zu ihm kommt man doch erst durch seine Empfindungswärme und den Schwung seiner Phantasie, mit welcher er die Stadtmenschen aus der Enge ihrer Straßen und Häuser in die erhabene Schönheit der Gottesnatur hinausführt. Neben der Unendlichkeit der Sandwüste, dem unbegrenzten Gewoge des Ozeans sind ihm die unabsehbaren Eis- und Schneefelder, die Höhen des Kaukasus und dann wieder die in den Tälern hausenden Völkergruppen mit den Resten einer uralten Kultur zur Schule tiefster Erkenntnis geworden. Das Glück, das er in der weltfremden Einsamkeit unter zahllosen Gefahren genossen hat, stellt er höher als das Behagen, das ihm die verfeinertste europäische Kultur gewähren konnte. Im Kaukasus hat er das Gefühl gehabt, unserer großen Lehrmeisterin, der Natur, unendlich näher gekommen zu sein als sonst irgendwo.

Merzbacher geht von dem Grundgedanken aus, daß der wissenschaftlich geschulte Forscher im Gebiete der europäischen Alpen kaum noch etwas Neues entdecken könne, und daß er sich nach jungfräulichem Boden umsehen müsse, um seine Geschicklichkeit und seinen Drang nach Erkenntnis zu erproben. Gleich zu Anfang des Werkes erhalten wir eine glänzende Parallele zwischen den Alpen und dem Kaukasus. Im Lande des Prometheus und der Argonauten finden wir allerdings nicht die freundlich einladenden Täler und Dörfer, wo der Fremde nach ermüdenden Wanderungen überall auf gastliche Aufnahme rechnen darf, nicht die Alpenseen und Wasserfälle, deren Anblick unauslöschliche Bilder in der Erinnerung zurückläßt, wie in der Schweiz. Der Kaukasus kennt keine Sennhütten, er gewährt kaum den idyllischen Reiz weidender Herden, und das Wesen der Menschen, mit denen man zusammentrifft, erscheint ungastlich und rauh, weil man ihre Sprache nicht versteht. Weder die gewöhnlichen Transportmittel noch Wege und Brücken findet man auf den Pässen und Höhen, auf denen man von allen Beziehungen zur menschlichen Kultur durchaus abgeschnitten ist. Ohne eine amtliche Empfehlung, welche die Ortsvorstände verpflichtet, dem Reisenden Holz, Lasttiere und Träger zu liefern, kommt man überhaupt nicht vorwärts, da es keine Wirtshäuser oder andere allgemein zugängliche Einrichtungen für Unterkunft und Verpflegung gibt. Was die Ernährung betrifft, so sind Hühner und Eier knapp, süße Milch und Butter sehr selten. Ein aus Gerste oder Hirse zubereiteter Pudding vertritt die Stelle unseres Brotes, das, wenn es vereinzelt vorkommt, schlecht und dem europäischen Magen nicht bekömmlich ist. Erträglich findet man das Fleisch, da im Kaukasus ein junges Schaf, das $1^1/_2$—4 Rubel kostet, sich ebenso zum

Kochen wie Braten eignet und eine gute Suppe gibt. Die Ausrüstungsgegenstände müssen vorher auf das sorgfältigste gewählt werden, da man in Gegenden kommt, wo Zwirns-faden und Kerze, Knopf und Zündholz, Schuster und Schneider, Apotheke und Arzt unbekannte Dinge sind. Ein Dolmetsch, der sich in dem bunten Gemisch der Bergvölker verständigen kann, ist unentbehrlich, aber anderseits empfiehlt es sich auch nicht, den Eingeborenen allzusehr zu vertrauen, die an Unzuverlässigkeit Unglaubliches leisten. Merzbacher hatte sich daher zwei Tiroler Führer mitgenommen, die mit ihren Hünengestalten und der charakteristischen Kleidung ihrer Heimat überall das größte Aufsehen erregten.

Für die Überwindung dieser Schwierigkeiten wird man aber durch die überwältigenden Schönheiten des Kaukasus reichlich belohnt. Seine Hochgipfel überragen die höchsten Spitzen der Alpen und wirken auf das Auge gewaltiger, weil sie aus der Talsohle unvermittelt zu den Kammlinien emporsteigen. Die Verteilung von Fels, Firn und bewachsenem Terrain schildert Merzbacher als wundervoll. Nach seinen Beobachtungen sind die Gletschertäler des Kaukasus ausgedehnter, reiner und schöner als die europäischen und haben außerdem den Vorzug, daß die Pflanzenwelt unmittelbar an die starren Eismassen heranrückt und sie oft mit lieblichen Alpenblumen schmückt ohne das breite Gebiet von ödem Gestein, das in der Schweiz meist dazwischen liegt. Die Flora ist viel mannigfaltiger als in der Schweiz und den italienischen Alpentälern. Der Forscher spricht von einer kaum glaublichen Menge der Arten, von einer beispiellosen Farbenpracht und Fülle der Gräser und Blumen, zwischen welchen ein Mann sogar hoch zu Roß verschwindet, von erstaunlichen Baumriesen und undurch-

dringlichem Buschwerk von Schlinggewächsen, die alles überwuchern und den Wald in den Tiefen und auf den Höhen in ein unabsehbares Meer von Grün verwandeln. Die Schluchten und Felsklammen sind einzig und werden nach der Versicherung des Verfassers weder von der Via mala noch von der Taminaschlucht und der Lichtensteinklamm erreicht.

Für den Leser, der ein empfänglicher Naturfreund ist, ohne die Alpenforschung im einzelnen zu beherrschen, dürften die Kapitel am ergiebigsten sein, in denen der Verfasser seine Expeditionen auf den Elbrus und Kasbek beschreibt. Ohne von der Linie des Tatsächlichen und persönlich Erlebten abzuschweifen, packt er den Leser doch durch die furchtbare Majestät dieser Bergriesen, die an Höhe selbst den Montblanc um mehrere hundert Meter überragen. Was Worte überhaupt zu leisten vermögen, um uns unvergleichliche Natureindrücke vor die Seele zu zaubern, ist hier in vollendeter Weise erreicht. Der Autor greift bis zu den alten Sagen zurück, deren Kern darin liegt, daß diese Höhen den Menschen ewig verschlossen sind, etwas Unberührtes und Heiliges darstellen und den Übergang zu dem Göttlichen und Ewigen bilden. Er zeigt sich auch mit dichterischen Schöpfungen wie den Poesien Puschkins und Lermontows wohlvertraut, und schmückt seine Darstellung gern mit Zitaten aus den Liedern und Elegien georgischer Dichter in der erwähnten Übersetzung von Artur Leist. Wir glauben, wenn wir seiner Darstellung folgen, die frische Erregung nachzufühlen, die ihn und seine Begleiter durchdrang, als sie die Städte verließen und die Einzelgehöfte und Hütten auf ihrem Wege erblickten, um aufwärts zu steigen zu der gewaltigen Einsamkeit, die sich um sie ausbreitete.

Zuerst lernen wir den Doppelgipfel des Elbrus kennen, der wie sein Bruder, der Kasbek, vulkanischen Ursprunges ist. Einem furchtbaren Gewitter, das der Führer der Expedition unter einem Felsen allein bis zum Anbruch des Tages beobachtete, folgte das feierliche Schauspiel eines klaren, sonnendurchglänzten Tages. Dann versperrte eine dichte Nebelschicht den Weg und stimmte die Reisenden zur völligen Mutlosigkeit herab, bis das Schauspiel der Höhen und Gletscher sich ihnen in seiner vollen Schönheit darbot. Die Wanderung zur äußersten Höhe, wo man sich infolge des rasenden Sturmes nur noch durch Gebärden verständigen konnte, und der Gesamtblick über das ungeheure Gebiet von Schnee und Eis, das sich ihnen eröffnete, treten dem Leser lebendig nahe. Man glaubt, die schwirrenden Eisnadeln, die den kühnen Steigern wie mit flammender Lohe Gesicht und Nacken brannten, selbst zu spüren, und macht alle Empfindungen der Beklommenheit, Angst und Befriedigung über das erreichte Ziel in sich durch.

Ebenso malerisch und glücklich in allen Einzelheiten ist in dem Werke die Beschreibung der grusinischen Heerstraße, die von Wladikawkas über den Rücken des Kaukasus nach Tiflis führt. Merzbacher faßt sein Urteil dahin zusammen, daß diese Straße von der Voralpenstadt im Norden bis zu der vielbesungenen Hauptstadt des Kaukasus im Süden die Pracht des vergletscherten Hochgebirges zwar nur an wenigen Stellen erschließe, auch keine Seen und Wasserfälle zeige, aber doch zu den schönsten Bergstraßen gezählt werden müsse, und an Reichtum und Erhabenheit der Bilder nur von wenigen ähnlichen Alpenübergängen Europas übertroffen werde. Die Besteigung des Kasbek gibt dem Verfasser dann wieder Gelegenheit zu einer glänzenden Schilderung, die eine wahrhaft dich-

terische Wärme ausströmt und als ein Kunstwerk für sich betrachtet werden muß. Der Kaukasus verliert für die Leser dieses Werkes viel von dem Unfaßbaren, Abschreckenden und Unbestimmten, das ihm in den Augen mancher Gebildeten noch immer anhaftet, und wir lernen seine Naturwunder, wenn wir uns von Merzbacher führen lassen, verstehen, bewundern und lieben.

Stimmungsbilder aus St. Petersburg.

März 1902.

Der Wunsch, die Schöpfung Peters des Großen an der Newa in der stillen Fastenzeit kennen zu lernen, führte mich wieder einmal mit der Eisenbahn bis zum sechzigsten Breitengrade und in eine Schnee- und Eislandschaft, von der man in unseren Gegenden gar keine Vorstellung hat. Gleich hinter Eydtkuhnen begann eine empfindliche Kälte, und zu beiden Seiten der Eisenbahnstrecke tanzten glitzernde Flocken um uns her, die ein unendliches weißes Tuch, so weit das Auge reichte, zu beiden Seiten des Zuges über die Ebene ausbreiteten. Mit dem immer dichter fallenden Schnee spielte in reizender Weise das Feuer, das aus der mit Holz geheizten Lokomotive in wilder Hast herausflog und sich für das Auge der Passagiere in lauter glühende Schlangen verwandelte. Selbst auf dem Schnee glimmten die brennenden Stücke noch eine Weile fort, so daß sie des Nachts wie herabgefallene Sterne aussahen. In Gatschina, eine Stunde vor Petersburg, kündigte der Schaffner einundzwanzig Grad Kälte an, und in der Zarenresidenz selbst sah man lauter vermummte Gestalten in Pelzen, dicken Handschuhen und Tüchern, die um die Ohren gewickelt waren und das Antlitz fast unkenntlich machten. Und das alles Mitte März! Eines so gleichmäßig scharfen Winters, der beinahe ohne Unterbrechung fünf Monate gedauert hat, können sich in der nordischen Palmyra nur wenige Leute erinnern, obwohl die Kälte dort als etwas Selbstverständliches angesehen und dem Tauwetter mit

Schmutz und darauffolgendem Glatteis in jeder Beziehung vorgezogen wird. Der Frost gewinnt außerdem vielen Dingen einen andern und keineswegs schlechteren Charakter ab. Er schafft für die Schlitten eine ideale Pflasterung, denn über den festen Schnee saust man mit den munteren Petersburger Pferden ganz anders hinweg, als es selbst der willigste Kutscher mit seinem rädernen Gestell über die spitzen Steine zu tun vermag.

Auf der Newa entwickelt sich ein Verkehr, der sich mit den Passagier- und Frachtdampfern, den Segelböten und Kähnen im Sommer durchaus vergleichen läßt. Das Eis ist so festgefroren, daß man gar nicht daran denkt, wie weit seine Tragkraft wohl reichen könne, sondern sich mit Menschen und Lasten, mit Wagen und Pferden genau so wie auf dem festen Lande bewegt. Der mächtige Strom verwandelt sich für unser Auge einfach in eine riesige Schneefläche, auf welcher der Verkehr eine Anzahl Straßen gezogen hat. Man braucht im Schlitten fünf, zehn oder noch mehr Minuten, um von dem einen Ufer der Newa zum andern zu gelangen. Der Boden ist gerade so durchfurcht und schmutzig grau wie auf einer Chaussee. An einzelnen Stellen, möglichst nahe den Uferstraßen, sind kleinere Gebiete umhegt und für die Schlittschuhläufer eingerichtet worden. In der Mitte des Stromes sind ein paar Dutzend Männer tätig, die rechtwinklig zugeschnittenen Stücke grünlich schimmernden Eises aus den offengehaltenen Löchern herauszuheben, auf Wagen zu schaffen und als Vorrat für den Sommer in die Keller zu fahren. An zwei Stellen führt gegenwärtig eine elektrische Bahn über die Newa, vom Senatsplatz, dort, wo sich Falconets berühmtes Denkmal Peter des Großen erhebt, zur Kunstakademie, und vom Winterpalais auf die Petersburger Seite. Die Schienen

werden aufs Eis gelegt und frieren darauf fest an. Die Masten mit den Drähten, die den elektrischen Strom aufnehmen, rammt man ebenso leicht in die Eis- und Schneemasse, und der ganze Apparat für den Verkehr ist fertig. Auf dem Eise brennen in regelmäßigen Abständen elektrische Lichter und auf der Mitte des Stromes hat sich in einer Holzbude, aus welcher leichter Rauch aufwirbelt, der Streckenwärter, der für die Aufrechterhaltung der Ordnung sorgt, häuslich niedergelassen. Die Wagen sehen zwar nicht sonderlich schön aus, man kommt auch nicht gerade schnell über das Eis vorwärts, aber es geht doch besser, als wenn man den Umweg über die Nikolai- oder die Alexanderbrücke nehmen müßte. Einen dritten festen Übergang über die Newa wird allerdings Petersburg im nächsten Jahre mit der massiven Troitzkibrücke erhalten, zu welcher der Präsident Felix Faure bei seinem Besuche in Petersburg im Sommer 1897 den Grundstein legte und deren eiserne Bogen sich bereits eindrucksvoll über den Fluß wölben.

Die vergangene Woche war angeblich die stillste im ganzen Jahre, weil sie den Anfang der Fasten bezeichnet, in welcher keine Theater und Konzerte stattfinden dürfen. Eine solche Ruhepause entspricht nicht nur den Anforderungen der Kirche, sondern nach dem tollen Leben der Butterwoche auch einem rein menschlichen Erholungsbedürfnis. Die Schaubuden der „Maslanitza" auf dem Semenowplatz wurden während meiner Anwesenheit gerade abgeschlossen und abgebrochen, aber von der gleichmäßigen Ruhe und Starrheit des russischen Lebens, von der man so oft fabeln hört, war wenig zu merken. Die Stimmung vor Ostern, wie wir sie fanden, war nur eine Vorbereitung für eine Unmasse von Schaustellungen aller Art, die von allen Seiten auf die genußfrohe Menge an-

stürmten. Pünktlich, wie immer, war Philipp Bock mit seinem sorgfältig zusammengestellten Ensemble von namhaften deutschen Künstlern eingetroffen, um den Petersburgern einen Überblick über die Novitäten des letzten Jahres und besonders unsern Landsleuten eine Entschädigung dafür zu bieten, daß ihnen ein ständiges deutsches Theater leider entzogen ist. Dies deutsche Unternehmen ist aus der genauen Kenntnis der dortigen Verhältnisse hervorgegangen, da Philipp Bock, ein richtiger Berliner, bereits länger als ein Menschenalter hindurch in der nordischen Hauptstadt tätig ist, den Geschmack des Publikums genau kennt und auch die Schwierigkeiten nicht unterschätzt, die er in jedem einzelnen Jahr zu überwinden hat. Im übrigen schwirrten die Anzeigebogen der Petersburger Blätter bereits von Schauspielen in allen Sprachen bis zur japanischen, die durch Frau Sada Yacco vertreten war. Statt einer Theatervorstellung genoß ich bei dieser Gelegenheit aber einen Straßentumult, der wegen der Umgebung und der dabei auftretenden Personen weit interessanter war, als irgend etwas, das den Mitspielenden aus dem Kasten über dem Orchester eingeblasen wird. Freilich fehlte es auch bei dem Tumulte der Studenten auf dem Newski-Prospekt, von dem die Rede sein soll, nicht an einer sorgfältigen Vorbereitung, wie beim Theater, von dem sich jedoch jener hoffentlich dadurch unterscheidet, daß keine allzu häufigen Wiederholungen stattfinden.

Bereits vor einigen Wochen hatten die Petersburger Studenten in Verbindung mit allerlei zweifelhaften Elementen, die ihnen aus den unteren Volksklassen zuströmten, einen Putsch veranstaltet, der wie ein dummer Jungenstreich begann, aber derartig ausartete, daß die Polizei sich genötigt sah, ihn gewaltsam niederzuschlagen. Der Vorgang

berührte um so peinlicher, als die lärmenden und ärgerlichen Auftritte sich in einer Umgebung abspielten, die dazu am wenigsten aufreizen konnte, in einem neuen, großartigen Gebäude, das erst im verflossenen Jahre vollendet und zu dem Zweck errichtet war, die breiteren Schichten an anständige Unterhaltung zu gewöhnen. Wenn man über die Troitzkibrücke die Newa überschreitet, dort, wo der Fluß seine größte Breite erreicht, und auf der Petersburger Seite die Festung mit der Peter-Paul-Kathedrale und den Kaisergräbern links liegen läßt, gelangt man in die Anlagen des Alexanderparkes. „Hier ist des Volkes wahrer Himmel," namentlich an Sonn- und Festtagen, an denen ein langes Programm billiger Vergnügungen heruntergespielt wird. In der Mitte des Halbkreises, den die Bäume und Büsche, Spazier- und Fahrwege dieses Parkes bilden, erhebt sich ein riesiges Bauwerk, das von einer imponierenden Kuppel überragt wird und dessen beide Flügel sich weit ausdehnen. Es ist das Volkstheater Kaiser Nikolaus II., mit dessen Begründung ein gerade für Petersburg und Rußland überhaupt bedeutungsvoller Schritt zur Anregung und Befriedigung geistiger Interessen unternommen worden ist. Wenn fast in allen Großstädten gehaltvolle Bühnenvorstellungen einen Genuß bilden, den sich große Schichten des Publikums wegen der hohen Eintrittspreise versagen müssen, so ist der Besuch der Theater in der Residenz des Zaren für die meisten vollends unerschwinglich. Schauspiel und Oper waren bis vor kurzem an der Newa ein Luxusartikel für die gebildeten Klassen. Um so mehr mußte der Versuch, dergleichen Darbietungen dem Volk zugänglich zu machen und mit ihnen einen Damm gegen die Verlockungen des Tingeltangels und der Schnapsbuden zu ziehen, Beachtung und Dank verdienen.

Das „Narodni Dom“ in Petersburg bildet ein Unternehmen, das unseres Wissens sonst nirgends in Europa vorhanden ist und für die Erziehung des Volkes von hervorragender Bedeutung zu werden verspricht. Das Baumaterial war durch das eiserne Hauptgebäude der russischen Ausstellung in Nishnij-Nowgorod vom Sommer 1896 im wesentlichen geliefert. Die einzelnen Teile wurden auseinandergenommen, von der Wolga an die Newa geschafft und in einer Gegend, die von der Volksunterhaltung von jeher bevorzugt war, auf einem massiven Fundament neu aufgebaut. Der wie ein Dom aufragende Mittelbau, der die Eintrittshalle bildet, fällt dem Spaziergänger schon von weitem auf. Das Ganze überrascht zwar nicht durch eigenartige Formen, wirkt aber mit dem gelblich-braunen Ton, der sich ebenso angenehm von der Luft, wie von den Bäumen des Alexanderparkes abhebt, durchaus wohltuend auf das Auge. Im Innern hat die Kunst, Massen zu bewältigen, ihnen einen behaglichen Aufenthalt zu gewähren und ihren Geist zu beschäftigen, ohne Zweifel ein Meisterstück fertig gebracht. In den sechsunddreißig Parkettreihen des Theaters, die weit genug voneinander stehen, daß man auch bei besetztem Hause zwischen ihnen bequem hindurchgehen kann, haben gegen tausend Menschen Platz. Darüber zieht sich zu beiden Seiten eine mächtige Galerie hin, die mit einer Reihe Bogenausschnitte in den Zuschauerraum vortritt und Stehplätze enthält, von denen man die Bühne ebenfalls übersehen kann. Eine solche Galerie zieht sich auch über die ganze Breite des Eingangs hin, wo sie Sitzplätze enthält und noch von einem zweiten ähnlich eingerichteten Raum überragt wird. Im ganzen lassen sich in dem Hause bequem dreitausend Menschen unterbringen. Die Eintrittspreise sind je nach der Lage der Plätze ganz

verschieden. Sie schwanken im Parkett zwischen zwei Rubel und sechzig Kopeken, auf der Galerie zwischen siebzig und dreißig Kopeken. An Sonn- und Feiertagen sinkt dieser Preis jedoch regelmäßig auf die Hälfte herab, so daß man sich schon nach unserem Gelde für nicht mehr als dreißig Pfennige den Genuß verschaffen kann, einer durchaus annehmbaren Schauspiel- oder Opernaufführung beizuwohnen. Dieses Riesentheater bildet aber nur eine Hälfte des ganzen Gebäudes, dessen anderer, ebenso großer Teil als Wandelhalle und Erfrischungsraum gedacht ist, so daß die Zuschauer sich während der Pausen darin bequem ergehen können. Der Ausschank von Spirituosen ist streng verpönt, sonst aber zu überaus mäßigen Preisen alles zu haben, was man sich an Getränken und Speisen nur denken kann. Endlich schließt sich für den Sommer daran auch noch ein großer Garten, in dem für Zerstreuungen und Belustigungen verschiedenster Art gesorgt ist.

„Brot und Spiele", mit denen sich das römische Volk beruhigen ließ, haben aber in Petersburg nicht hingereicht, die Bewegung, die sich neuerdings unter den Studenten in Verbindung mit den Arbeitern entwickelt, zum Stillstand zu bringen. Es scheint vielmehr, als ob die freiere Beweglichkeit, die dadurch in die Massen gekommen ist, die Unzufriedenen nur noch dreister gemacht hat. Vor den Bildern des russischen Kaisers und der Kaiserin haben sich in der Kuppelhalle zwischen dem Theater und dem Erfrischungsraum unflätige Szenen abgespielt, denen schnell ein Ende gemacht werden mußte, wobei es ohne brutale Mittel nicht abging. Ebenso peinlich berühren die Flugblätter revolutionären Inhalts, die jetzt wieder in größeren Massen verbreitet werden, ohne daß sich ihre Urheber ermitteln lassen. Sie werden nicht mehr, wie früher, in Ge-

heimdruckereien hergestellt, sondern durch Schreibmaschinen und auf Hektographen in tausenden von Abzügen vervielfältigt. Uns haben selbst ein paar von diesen Blättern vorgelegen, die äußerlich dadurch auffallen, daß die Schrift schräg gesetzt ist. Der Inhalt dieser Proklamationen wendet sich nicht nur gegen das herrschende Regierungssystem, sondern gegen die Dynastie als solche und ist in einzelnen Wendungen nicht wiederzugeben. Eine Verbindung von Studenten und Arbeitern, wie sie augenblicklich zu bestehen scheint, erfordert naturgemäß strenge Gegenmaßregeln, zumal die Bewegung wie in früheren Zeiten von längerer Hand vorbereitet zu sein scheint. In den südlichen Teilen Rußlands bis nach Charkow dringen gefährliche Einflüsse vor und der Norden nimmt sie weiter auf, so daß in der Residenz des Zaren sich Szenen abspielen, die das öffentliche Leben wiederholt in eigentümliche Bewegung und Erregung brachten.

Ein solches Schauspiel bot Petersburg auch an einem Sonntag und veränderte die Physiognomie der Stadt für eine Weile so sehr, daß man glauben konnte, es würde sich jeden Augenblick auf den Straßen ein aufsehenerregendes Ereignis abspielen. Zwei Tage vorher wurde die Erinnerung an das furchtbare Attentat, dem Kaiser Alexander II. durch die Dynamitbomben der Nihilisten zum Opfer gefallen war, trotzdem einundzwanzig Jahre darüber hinweggegangen sind, im Volke wieder lebendig. Der Zar und die Zarin, sowie sämtliche in Petersburg anwesende Großfürsten hatten sich in der Peter-Pauls-Kirche, wo die Herrscher aus dem Hause Romanow seit Peter dem Großen beigesetzt sind, eingefunden und der Totenfeier für den Monarchen beigewohnt, der ein so schreckliches Ende fand, obwohl er seinem Volke die Kette der Leibeigenschaft

gelöst hatte. Die Stelle am Katharinenkanal, wo er mit zerrissenem Leibe im Schlitten nach dem Winterpalais gefahren wurde, um gleich darauf zu verscheiden, sollte mit ihren blutigen Spuren durch eine prachtvolle Sühnekirche für ewige Zeiten verdeckt werden. Nachdem zwanzig Jahre seit der Grundsteinlegung verflossen sind, naht sich das mächtige Gebäude allmählich seiner Vollendung, wenn es auch in seinem unteren Teile vom Gerüst noch nicht befreit und in seiner innern Ausschmückung ebenfalls noch nicht fertig ist. Aber seine charakteristischen Teile ragen bereits frei empor und lassen ahnen, welchen seltsam-phantastischen Eindruck diese Kathedrale mit dem üppigen Reichtum ihrer Farben und Formen hinterlassen wird. Es konnte zunächst bedenklich erscheinen, ein Gotteshaus, das aus dem nationalen Gedanken des Sühnebedürfnisses für ein schändliches Verbrechen hervorgegangen ist, zwischen die verhältnismäßig schmalen Straßen eines Kanals einzuzwängen. Aber die Ausführung hat bewiesen, daß die perspektivische Berechnung richtig war und daß die Wirkung dieser für Petersburg ganz neuen Architektur genau so ausfällt, wie sie beabsichtigt ist. Bei dem Bau dieser in Form eines griechischen Kreuzes gehaltenen Kathedrale hat man nämlich auf den altrussischen Stil zurückgegriffen, wie er sich in Moskau erhalten hat und dort auch auf monumentale Neubauten mit Erfolg angewendet wird. Bei der Isaakskirche hat man in Petersburg die Vorhalle des Pantheon in Rom im Auge gehabt und ihr die Portiken mit den dreireihigen Monolithsäulen nachgebildet. Bei der Kolonnade der Kasanschen Kathedrale wird man an eine Nachahmung der Peterskirche in der ewigen Stadt erinnert, wenn auch diese Kopie nur die große Überlegenheit des Originals erkennen läßt. Die Sühnekirche sollte dagegen

an die Blütezeit des russischen Kunstgeschmacks gemahnen, wie er sich im fünfzehnten und sechzehnten Jahrhundert im Herzen des Landes herausgebildet hat, als byzantinische und türkische Einflüsse für den Kunstgeschmack des Reiches maßgebend waren.

Unwillkürlich kommt dem Spaziergänger, der in die Nähe der Sühnekirche in Petersburg gelangt, das in Ananas- und Zwiebelformen wirr durcheinander gegliederte und in allen nur denkbaren Farben leuchtende Rätselgebilde russischer Architektur, die Basiliuskirche in Moskau in den Sinn, die sich wie ein ungeheurer bunter Vogel mit ausgebreiteten Flügeln auf dem Abhang des roten Platzes niedergelassen hat. Ähnlich wirken auch die sechs Kuppeln und der über hundert Meter hohe Glockenturm der Petersburger Kirche, an der immer eine Reihe von Ornamenten über die andere gesetzt ist, so daß das Auge nirgends zur Ruhe kommt. Da spielen die durchbrochenen Fenster, bald groß, bald klein und seltsam ausgezackt, die hervorspringenden Gesimse, die goldenen Kreuze, die Kuppeln, die alle verschieden in den Farben und oft selber wieder mehrfarbig in bunten Streifen, gelb, blau, grün, sowie in Kassettierungen ausgeführt sind, wie Schöpfungen der Willkür und Laune, frei durcheinander, zumal die Häuser in dieser Gegend aus dem Rahmen des Gewöhnlichen nirgends heraustreten. Betrachtet man das Bauwerk aber aus der Entfernung, etwa von den Anlagen des Michaelplatzes oder dem Marsfelde aus, so muß man zugeben, daß in allem Launenhaften doch eine gewisse Ordnung zu finden ist und der Bau eine originell phantastische Stimmung ausdrückt. Auch von den Säulengängen der Kasanschen Kathedrale sieht man ihn herüberschimmern, und an dieser Stelle sowie an der gegenüberliegenden katholischen Katharinakirche ent-

wickelten sich die Studenten- und Arbeiterunruhen am betreffenden Sonntage, der einen schönen, frischen, aber keineswegs unangenehmen Wintermorgen der Residenz bescherte und die Spaziergänger zu vielen Tausenden auf den Newski-Prospekt trieb. Es wurden allerlei Brandreden gehalten, rote Fahnen geschwenkt und zahlreiche Verhaftungen vorgenommen, wobei man sich natürlich zunächst mit dem traurigen Gedanken beschäftigte, wie viele Menschen, die von irgend einer Seite aufgehetzt sind, sich bei solchen Gelegenheiten unglücklich machen. Anderseits fehlte es aber auch nicht in komischen Episoden. Ein Mann gebärdete sich wie toll, schrie ununterbrochen „Preßfreiheit!“ und „Nieder mit der Zensur!“ und als man ihn ins Gewahrsam brachte und fragte, ob er lesen könne, antwortete er ganz unbefangen: „Nein!“ Die ganze Angelegenheit nahm aber doch einen unangenehmen Charakter an, denn man durfte um keinen Preis den Krawall weiter um sich greifen lassen, sondern mußte ihn schnell unterdrücken.

Einen seltsamen Anblick gewährte es für den Ausländer, als ein Zug von vier- oder fünfhundert Hausknechten, immer zu Zweien, über die vornehmste Straße Petersburgs geschritten kam, um, wenn es nötig sein sollte, die Ordnung aufrecht zu erhalten oder gar mit den Fäusten dreinzuschlagen. Diese „Dworniks“, die man des Nachts, in ihren Pelz eingehüllt, vor jeder Haustür kauern sieht, stehen in Rußland in einem ganz anderen Verhältnis zum Hauseigentümer, wie bei uns die Portiers, denn jene müssen, obwohl vom Wirt bezahlt, sich gleichzeitig auch der Polizei auf Verlangen zur Verfügung stellen, dürfen ihr keine Auskunft verweigern und können, wie bei den jetzigen Studentenunruhen, zu ihrer Unterstützung jeden Augenblick in Anspruch genommen werden. Diese Zivilgarde der Polizei

machte bei ihrem Aufmarschieren jedenfalls eine verteufelt ernste Miene und wirkte wie ein einziger, aus Armen und Beinen zusammengesetzter Mechanismus, der richtig aufgezogen ist und genau so in Tätigkeit gebracht werden kann, wie es sein Erfinder wünscht. Als die lange Schlange von Tür- und Torwächtern mit den stumpfen Gesichtern, den in die Stirn gedrückten Mützen und den fast bis auf die Erde herabreichenden Kaftans sich über den Newski-Prospekt wälzte, wurde die Straße zu beiden Seiten eine Weile hindurch ganz abgesperrt. Dann wurde der Sicherheitsdienst von einzelnen Trupps Kosaken, jeder etwa fünfundzwanzig Mann stark, übernommen, die auf ihren flinken Pferden die breite Perspektive von dem Anitschkowpalais bis zur Polizeibrücke, wo sich die Unruhestifter namentlich aufzuhalten pflegen, unaufhörlich auf und ab ritten.

Man kann nicht sagen, daß die Leute, die ihren Sonntagsspaziergang machten und durch die Gerüchte von dem Krawall natürlich äußerst zahlreich auf die Straßen gelockt wurden, in ihrem Vergnügen irgendwelche Störung erlitten. Es geschah ihnen nichts, aber man hatte doch jeden Augenblick das Gefühl, daß irgend etwas recht Unangenehmes sich ereignen könnte. Alle Fenster waren mit Leuten besetzt, die neugierig die sich hin und her schiebende Menschenmenge beobachteten. Auf dem Newski-Prospekt selbst wurde unaufhörlich getuschelt, gefragt und erzählt, und sogar in den Nebengassen, die in ihn münden, konnte man erregte Gruppen beobachten, die miteinander flüsterten. Wer eine Sensation im großen Stile erwartete, kam also kaum auf die Kosten, aber die Luft war bei alledem schwül und unbehaglich. Die Gäste im „Hotel de l'Europe" an der Ecke des Newski-Prospekts und der Michailowskaja ließen sich allerdings dadurch bei ihrem guten Frühstück in keiner

Weise stören, sondern blickten durch die Fenster auf die Straße, als ob es sich um eine bloße Kinderei handle, über die es viel zu reden gar nicht lohne. Aber die andern, die nicht so schnell satt wurden, schienen die Sache keineswegs auf die leichte Achsel zu nehmen, und die Händler schlossen eiligst ihre Ladenfenster und Türen, um nicht behelligt oder geschädigt zu werden. Die völlig mit sich Zufriedenen rührten sich überhaupt nicht aus dem Hause, sondern warteten auf das, was ihnen von guten Freunden und Bekannten zugetragen wurde. Da die Zeitungen über dergleichen Vorgänge nichts bringen dürfen, setzt die sagenbildende Phantasie des Volkes sofort ein, indem sie die Bedeutung des Krawalls übertreibt, und unter diesem Einfluß stehen leider auch viele Nachrichten, die über solche Begebenheiten außerhalb Rußlands verbreitet werden. Immerhin ist man sich in allen urteilsfähigen Kreisen darüber klar, daß die Fäuste der Dworniks und die Knuten der Kosaken wohl für den Augenblick die Ruhe wiederherstellen, aber die erregten Geister der akademischen Jugend und der Arbeiter nicht dauernd beschwichtigen können.

Hätten wir uns während der großen Fasten genau an die Vorschriften gehalten, welche die russische Kirche über den Küchenzettel verhängt, so wären wir in einer üblen Lage und ausschließlich bei Schmalhans zu Gast gewesen. Offiziell ist nämlich für die Zeit zwischen der Butterwoche und Ostern aus dem Bereich der Hausfrau alles verbannt, was aus dem Tierreich stammt. Sowohl den feisten Vierfüßlern im Stall, wie dem, was auf dem Hof flattert oder durch die Lüfte fliegt, wird in diesen Wochen von der Geistlichkeit ausdrücklich Schutz zugesichert. Aber die Beschränkung auf eine lange Reihe von Suppen, Pilzen, Rüben und Ragouts, das Verbot von Milch und Eiern ist bei der Erinnerung

an die Braten und Kuchen, mit denen sich die Mittagstafel vorher bei der „Maslanitza“ bedeckte, ein so trauriger, daß die Fastengesetze, wenigstens für die besitzenden Klassen, meist nur auf dem Papier stehen und nach Möglichkeit umgangen werden. Für uns wenigstens kehrte in der ersten Fastenwoche die Erinnerung an den russischen Karneval in Gestalt eines Nationalgerichts wieder, das nur in dieser Zeit zubereitet wird, dann aber sieben Tage hintereinander auf der Tafel erscheinen muß. Wir meinen die berühmten Blinni, deren bloße Erwähnung bei jedem Russen ein Gefühl von Wohlbehagen erweckt, und mit denen er sich für die Entbehrungen der Fastenzeit im voraus stärkt. Man versteht darunter dünne Eierkuchen oder, wie man in Ostpreußen sagt, Flinsen, von der Größe eines Kompottellers, über die man zerlassene Butter gießt, während man mit Kaviar oder Stücken geräucherten Lachs über die Zunge gleiten läßt. Diese Mischung schmeckt in der Tat vorzüglich und ein halbes Dutzend von solchen bräunlich gebackenen Fladen zu verspeisen, wird nur als eine Durchschnittsleistung für einen ordentlichen Appetit und Magen angesehen. Doch müssen die Blinni nicht zu weich gebacken sein, sondern sich bequem in einzelne Teile zerlegen lassen. Sie dürfen auch nicht kalt werden, sondern wollen im heißen Zustande genossen sein. Es gibt außerdem noch andere Vorschriften bei der Vertilgung der Nationalspeise, die der echte Russe genau beachtet, damit sich diese Verbindung von Mehlteig, Butter und Fisch im Magen nicht zu einem festen Kloß zusammenbacke, sondern darin ein Gefühl von Behagen hinterlasse. Man darf dazu vor allem nichts trinken, und der erfahrene Hausherr sorgt schon selbst dafür, daß die Diener während dieses Vorspiels zum Diner die gefüllten Flaschen und Karaffen unberührt lassen. Zunächst muß eine kräf-

tige Fleischbrühe langsam ausgelöffelt werden und als Beruhigungsmittel im Magen wirken. Erst dann darf die Reihe von anderen Gerichten, die in der Fastenzeit eigentlich verboten sind, aber gerade deshalb um so angenehmer munden, aufmarschieren und auch dem Wein kräftig zugesprochen werden.

In behaglicher Stimmung saßen wir bei diesem Mahl in dem glänzend eingerichteten Heim des Herausgebers und Verlegers der „Niwa", A. F. von Marcks, der bei der Leitung seiner weit verbreiteten illustrierten Wochenschrift mit ersten Schriftstellern und Künstlern in regelmäßiger Verbindung steht und wertvolle Erinnerungen an sie mit ebensoviel Liebe wie Geschmack in seiner Wohnung vereinigt hat. Wird ein solches Haus, wie in diesem Falle, durch eine kluge und aufmerksame Frau geleitet, die es versteht, die Unterhaltung in fesselnder Weise zu beleben, so erstreckt sie sich ungezwungen über so weite Anschauungskreise, daß man beständig etwas Neues und Interessantes zu hören bekommt. Das Gespräch knüpft Fäden an, die sich über das ganze Gebiet des ungeheuren russischen Reiches ausspinnen. Der Neffe des früheren Generalintendanten der kaiserlichen Theater und jetzigen obersten Leiters der Kunstsammlungen der Eremitage J. A. Wssewoloshkij, ein tüchtiger Arzt, ist soeben mit einem von grimmiger Kälte geröteten Gesicht, wie nach einer Hochgebirgstour im Sommer, aus dem Gouvernement Olonez, östlich von Finnland und dem Ladogasee, nach Petersburg zurückgekehrt. Eine Bärenjagd hatte ihn in völlig unwirtliche Gegenden des nördlichen Rußlands geführt und er war, ermüdet und schlaftrunken nach den Anstrengungen dieses Ausflugs, in seinem Schlitten beinahe von seinem Kutscher mit dem Beil erschlagen worden. Zum Glück bemerkte er noch rechtzeitig

die verdächtig ausholende Bewegung des Bauern und konnte ihm seinen geladenen Revolver vorhalten, worauf der Übeltäter sich höflich entschuldigte und gerade so tat, als ob nichts vorgefallen wäre. Die Kreuze an der Landstraße, auf der sich meilenweit kein Mensch und keine Ansiedelung zeigten, deuteten in unheimlicher Weise darauf hin, daß man besser tut, sich für eine solche Jagd zu einer größeren Gesellschaft zu vereinigen, um der Verschlagenheit der dortigen Bevölkerung gegenüber nicht in Lebensgefahr zu kommen. Ein anderer erzählt von seinen Reisen nach der Wolga, wo er Besitzungen hat, ein dritter von seiner Fahrt auf der sibirischen Eisenbahn, die er bis Irkutsk in einem behaglichen Coupé der internationalen Schlafwagengesellschaft benutzt hat, um dann weniger angenehm auf den Dampfern der Schilka und des Amur in die östlichen Gebiete Asiens weiter vorzudringen und in Wladiwostok die Küste des Stillen Meeres zu erreichen. Zwar ist der letzte Teil dieser Reise vorläufig noch umständlich und beschwerlich, aber schon legt sich der Schienenstrang in weitem Bogen um die felsigen Ufer des Baikalsees und das Dampfroß dringt durch die bisher verödeten Strecken der Mandschurei immer weiter vor. Noch zwei Jahre, so versichern uns fachkundige Leute, und die Verbindung mit China und seiner Hauptstadt Peking wird glatt hergestellt sein. Der russische Verkehrsminister Fürst Chilkow, dem die Ausführung des kolossalen Unternehmens in erster Linie zu danken ist, bleibt unermüdlich tätig, alle Hindernisse, die noch entstehen könnten, zu beseitigen und diese längste Bahnstrecke der Welt programmäßig zu vollenden.

Da Tolstois vielbesprochener Roman „Auferstehung" zuerst russisch in der „Niwa" erschienen war und ihr Heraus-

geber uns mehrere Bilder des Dichters und seiner Familie zeigte, die ihm gewidmet sind, wendete sich die Unterhaltung unwillkürlich diesem Gegenstande zu. Herr Marcks hatte das Manuskript der Erzählung, das ihm aus Moskau zugeschickt war, in seiner Druckerei vollständig absetzen lassen, so daß der Autor, der schon damals leidend war, die Korrektur des Ganzen nach Stimmung und Laune in aller Ruhe vornehmen konnte. Wochen- und monatelang wurden aber die ersten Fahnen des Bürstenabzuges, die der Dichter durchsehen sollte, in Petersburg vergeblich zurückerwartet und es war unmöglich, mit dem Druck zu beginnen. Endlich brachte der Postbote vom Grafen Tolstoi die dringend erbetene Sendung. Aber wie groß war das Erstaunen des Empfängers, als er sich überzeugte, daß von der ersten Fassung des Romans auch nicht eine einzige Seite stehen geblieben, vielmehr tatsächlich alles umgestoßen und ein ganz anderes Manuskript eingeliefert war, das nun aufs neue in die Hände der Setzer kam. Wiederum ging die Korrektur nach Moskau ab und wiederum kam sie durchstrichen nebst einer zum zweitenmal völlig veränderten Fassung des Romans bei der Redaktion der „Niwa" an. Endlich glaubte man aller Sorgen überhoben zu sein und den Lesern die mit so großer Spannung erwartete Dichtung in den fortlaufenden Nummern dieser Wochenschrift bieten zu können. Aber auch dabei hatte man die Rechnung ohne den Wirt gemacht. Nachdem etwa ein Drittel von der „Auferstehung" erschienen war, unterblieb die Zusendung weiterer Kapitel anderthalb Monate hindurch, und kaum war diese Stockung glücklich überwunden, so trat eine andere ein. Während ihres Erscheinens hatte sich der Dichter nämlich entschlossen, von seiner Erzählung noch einen dritten Teil niederzuschreiben und darin die Schicksale der Maßlowa

auf der Reise nach Sibirien, wohin sie zur Ansiedelung verurteilt worden war, und des Fürsten Nechljudow, der sie dorthin begleiten und heiraten wollte, ausführlich zu schildern. Tolstoi, der die ersten Entwürfe zu seinen Erzählungen wie im Fieber und ohne Rücksicht auf die Ausarbeitung des einzelnen niederschreibt, muß stets lange warten, bis seine Phantasie zur Ruhe kommt und der Stoff die Fassung annimmt, in der er alles gesagt zu haben glaubt. Wenn Zola in den Manuskripten seiner Romane oft seitenlang nicht ein einziges Wort verändert, wimmeln die von Tolstoi geschriebenen Blätter von Strichen, Randbemerkungen und Zwischensätzen, je nachdem ihm an dieser Stelle die Ausdrucksform nicht genügt oder an jener ein neuer Gedanke einfällt, der die Situation wirksam beleuchtet. Man möchte sagen, daß man an seinen Korrekturen die ganze Art seiner geistigen Gymnastik beim Schaffen, das blitzähnliche Aufleuchten seiner Phantasie wie die Strenge seines nachprüfenden Verstandes genau erkennen kann.

Während wir uns hierüber unterhielten, stellte es sich heraus, daß einer unserer Tischgenossen dem Grafen Tolstoi in langjähriger Freundschaft zugetan und in der Lage war, über den Roman „Auferstehung" Mitteilungen zu machen, von denen niemand etwas wußte. Es war der Senator Koni, einer der tüchtigsten Juristen, die gegenwärtig in Rußland leben, ein Mann von ungewöhnlicher Arbeitskraft und in seinem ganzen Wesen von so vielseitigen Kenntnissen und Interessen bestimmt, daß man schon wiederholt daran gedacht hat, ihn von seiner jetzigen wichtigen Stellung zu einer noch einflußreicheren Tätigkeit im Rahmen des Ministerkomitees vorrücken zu lassen. Die Befriedigung persönlichen Ehrgeizes scheint aber für diesen

Mann weniger maßgebend zu sein als das Bewußtsein, im Sinne seiner humanen Weltanschauung auch außerhalb seines Amtes, frei und unbeeinflußt durch fremde Anweisungen, Gutes zu schaffen. Er hat sich auch als Literarhistoriker und Kritiker einen angesehenen Namen verschafft und gehört zu den Persönlichkeiten, auf deren Rat und Urteil man bei allen Fragen der Volksbildung und Wohlfahrtseinrichtungen großen Wert legt. Wer sich als Fremder in Petersburg aufhält, um dort Land und Leute zu studieren, wird einen besonderen Vorzug darin erblicken, wenn es ihm vergönnt ist, diesen ausgezeichneten Kopf in seiner Wohnung am Newski-Prospekt kennen zu lernen. In ihr spielte sich vor etwa fünfzehn Jahren ein Vorgang ab, der für die Entstehung des Romans „Auferstehung" von entscheidender Bedeutung wurde und wegen der äußeren Umstände erzählt zu werden verdient.

Koni darf sich rühmen, dem Grafen Tolstoi nicht nur die erste Idee, sondern auch den ganzen Stoff zu der erwähnten Erzählung in großen Zügen gegeben zu haben. Es war in einer Abendstunde, als der jetzige Senator, der damals noch als Staatsanwalt wirkte, unvermutet den Besuch des Dichters erhielt. Tolstoi war in seinem einfachen Arbeiteranzuge erschienen, hatte aber nicht den herrschaftlichen Aufgang, sondern die hintere, vom Hof zur Küche führende Treppe benutzt, weil er annahm, daß der Dwornik ihn für einen Bauern halten und ihm nur auf diesem Wege das Betreten des Hauses gestatten würde. Die beiden Freunde feierten das Wiedersehen in einem langen und lebhaften Meinungsaustausch, und bei dieser Gelegenheit erzählte Koni seinem Gast von einem seltsamen Erlebnis, das er vor kurzem in seiner juristischen Praxis gehabt hatte. Ihm war die Aufgabe zugefallen, die Verurteilung einer

Prostituierten zu beantragen, die man wegen eines Diebstahls angeklagt hatte. Während der Beweisaufnahme meldete sich bei ihm einer der Geschworenen und bat um die Erlaubnis, die Angeklagte allein sprechen zu dürfen. Als ihm eine solche Unterredung als unzulässig verweigert wurde, ersuchte er den Staatsanwalt, der Person, für die in ihrer moralischen Verkommenheit sonst niemand ein Interesse zeigte, einen verschlossenen Brief zu übergeben. Koni konnte dem Geschworenen auch diesen Wunsch nicht erfüllen, eröffnete ihm aber, daß er ihm den Inhalt des Schreibens mitteilen möge und daß er dann sehen wolle, ob er sich zur Weiterbeförderung an die Angeklagte eigne. Nach einigem Zögern und Besinnen gestand der Betreffende, der ein studierter Mann war, in einem der Ministerien diente und den besten Gesellschaftskreisen angehörte, daß er das verlorene Weib heiraten wolle. Als Koni, der seinen Ohren kaum traute, sein Erstaunen darüber ausdrückte und fragte, was ihn zu diesem Entschluß veranlasse, erhielt er zur Antwort, daß der Geschworene in der Person ein früher unbescholtenes Mädchen wiedererkannt habe, das im Hause seiner Verwandten als Stütze der Hausfrau tätig war. Er allein sei an ihrem Unglück schuld, denn er habe damals ihre Unerfahrenheit mißbraucht und sie verführt. Er sehe darin ein Verbrechen, das er nur gutmachen könne, indem er die Angeklagte heirate. Koni versuchte es vergebens, im Hinblick auf das spätere Leben der Angeklagten, das Unmögliche einer solchen ehelichen Verbindung zu betonen. Er stand aber einem unbeugsamen Entschluß gegenüber, der dem Sühnebedürfnis eines über seine Schuld zerknirschten Übeltäters gleichkam. Dieser unterließ fortan keinen Schritt, um seine Absicht durchzuführen, obwohl er selbstverständlich von Freunden und Verwandten immer wieder

auf das Unbegreifliche seines Vorhabens aufmerksam gemacht wurde. Als er dem Gericht mit seinen immer wiederholten Gesuchen lästig wurde, wendete er sich an den Justizminister und schließlich an mehrere Großfürsten. Die Betreffende wurde dann seinen Augen irgendwie entzogen. Das Erstaunliche an dieser Handlungsweise war, daß sie nicht etwa dem Gehirn eines unklaren und mystisch verworrenen Kopfes, sondern eines Mannes entsprang, der sonst niemanden als wunderlicher Heiliger auffiel, sondern genau wußte, was er tat. Nur unter dem Druck eines unerträglichen moralischen Zwangs wurde er auf diese Weise das Urbild zum Fürsten Nechljudow, den Tolstoi in seiner Weise später weiter ausgestaltete.

In gleicher Weise hat er es mit der Figur der Maßlowa getan, die in Wirklichkeit die Tochter eines Pächters in Finnland war und ihrem Vater, als dieser sich einer Operation unterwerfen mußte, nach Petersburg begleitete. Als sie in ihm ihre einzige Stütze verloren hatte, suchte sie sich schlecht und recht durch Arbeiten auf der Nähmaschine durchzuschlagen, bis sie in einem herrschaftlichen Hause eine Stellung annahm und dabei der Verführung zum Opfer fiel, auf die Straße gesetzt und schließlich in ihrem elenden Dasein von der Polizei gefaßt wurde. Tolstoi lauschte seinem Freunde Koni, der ein ausgezeichneter Erzähler ist, mit gespannter und sich beständig steigernder Aufmerksamkeit bis spät in die Nacht hinein, während über ihnen eine Hochzeit gefeiert wurde und die Paare bei Spiel und Tanz in fröhlichster Stimmung waren. Mittlerweile hatte es sich trotz der vorgerückten Stunde im Hause herumgesprochen, daß Tolstoi eingetroffen sei. Die Herren im Frack und die Damen im Ballkostüm stellten sich heimlich auf der Treppe auf, um ihn zu sehen, wenn er herunter-

kommen würde. Aber es dauerte noch lange, bis sich ihr Wunsch erfüllte und der in seinem Arbeiterkittel seltsam ausschauende Mann, völlig in seine Gedanken vertieft, den Heimweg antrat. Nach seiner eigenen Angabe hat Tolstoi den Rest dieser Nacht keine Minute geschlafen, sondern sie ausschließlich dazu benutzt, sich über den Stoff, der ihn so tief ergriff, Notizen zu machen. Immerhin verging noch eine Reihe von Jahren, bis der Roman zur Ausführung kam. In ganz ähnlicher Weise wurde auch das Trauerspiel „Macht der Finsternis" in seinen wesentlichen Vorgängen nach dem Leben gestaltet. Tolstoi erhielt von der schauerlichen Begebenheit durch einen Staatsanwalt in Tula Kenntnis und hielt sich Zug um Zug an die Prozeßakten, die er sich kommen ließ.

Ein günstiger Zufall ermöglichte es mir, den Spuren des Grafen Tolstoi noch weiter, und zwar bis in die unmittelbare Gegenwart, zu folgen. Das geschah an der Hand von Mitteilungen, die ich meinem liebenswürdigen Freunde Professor Leon Berthenson, dem Ehrenleibarzt des Zaren in St. Petersburg, verdanke. Trotz seiner großen Praxis und seiner wissenschaftlichen Arbeiten, unter denen namentlich ein kürzlich erschienenes Werk über die europäischen Bäder eine Fülle von Gelehrsamkeit enthält, findet man bei ihm immer eine offene Tür, einen gastlichen Tisch und einen Salon, in dem sich die interessantesten Persönlichkeiten der russischen Residenz begegnen. Man muß ihn beobachtet haben, wie er am Morgen seine umfangreiche Korrespondenz erledigt, die Patienten in seinem Krankenhause behandelt, ein Dutzend Besuche macht, Freunde bei sich empfängt, einen Vortrag hält und abends frisch und munter, als ob er nichts vollbracht hätte, auf einem Ball erscheint, um zu wissen, wie viel man an einem Tage bei

richtiger Zeiteinteilung leisten kann. Besonders erfreut sich Berthenson als ärztlicher Berater in Schriftsteller- und künstlerischen Kreisen mit Recht großen Rufes. Wie er von Iwan Turgenjew während dessen schwerer und tödlicher Krankheit zu Rate gezogen wurde, zögerte er auch keinen Augenblick, die lange Reise von Petersburg nach der Krim anzutreten, als Graf Tolstoi den Wunsch äußerte, sich von ihm untersuchen zu lassen. Seit dem vorigen Herbst weilte der Dichter nämlich an der russischen Riviera, weil er sich bei seinem körperlichen Befinden nicht mehr die Kraft zutraute, den rauhen Winter in Moskau oder auf seinem Gute Jasnaja Poljana bei Tula zu ertragen. Er folgte der Einladung der Gräfin Panin, die eine begeisterte Verehrerin seiner Schriften ist und ihm auf ihrer Besitzung Gaspra ein Wohnhaus unmittelbar am Ufer des Schwarzen Meeres zu seiner und seiner Familie ausschließlicher Benutzung zur Verfügung stellte.

Das Gut liegt nicht genau bei Jalta, wie man vermuten mußte, weil von dieser Stadt die telegraphischen Mitteilungen über die Krankheit des Dichters ausgingen, sondern ist ungefähr zwölf Kilometer davon entfernt, an der berühmten wundervollen Küstenstraße, in der ein ausgesprochen italienisches Klima herrscht und zwischen Eichen und Buchen, die an deutsche Wälder erinnern, Pinien und Zypressen, Lorbeer-, Granat- und Feigenbäume in reicher Fülle gedeihen. Der schmale Küstensaum wird durch ein fortlaufendes, bis über tausend Meter aufsteigendes Kalksteingebirge gegen die Nordwinde geschützt und in seiner Senkung zum Meere von der Sonne wohltuend durchwärmt, so daß sich namentlich an der unteren Straße von Alupka bis Jalta die reizendsten Ansiedelungen, von prachtvollen Schlössern der kaiserlichen Familien bis zu den Villen und

Wohnhäusern reicher Aristokraten, aneinander reihen. Um das Gut der Gräfin Panin zu erreichen, wo der schwer leidende Dichter augenblicklich weilt, muß man von Jalta mit dem Wagen in südlicher Richtung an Livadia, wo Kaiser Alexander III. gestorben ist, und der Schloßruine von Oreanda vorbei etwa anderthalb Stunden fahren. Beim Kap Ai-Todor, das mit seinem Leuchtturm an der Stelle eines römischen Kastells und den alten Befestigungsmauern am Meere einen höchst malerischen Eindruck hinterläßt, wendet sich die Landstraße nach Westen und wir erreichen alsbald den kleinen Ort Koreis, in dessen unmittelbarer Nähe der gefeierte Dichter seit Monaten beständig zwischen Tod und Leben schwebt. Er trifft dort oft mit seinem Gesinnungs- und Leidensgenossen Maxim Gorki zusammen, der sich trotz seiner Jugend in wenigen Jahren zu einer der stärksten Begabungen innerhalb unserer modernen erzählenden Literatur entwickelt hat. Das Schicksal scheint mit diesem Poeten, dessen Werke aus einer ganz persönlichen Anschauung hervorgegangen sind und wenig gekannte Gebiete des russischen Lebens künstlerisch bearbeiten, ein grausam ironisches Spiel zu treiben. Es krönt ihn in einem Alter, in dem die meisten Schriftsteller einen mehr oder weniger harten Entwicklungsgang durchzumachen haben, mit einer von aller Welt anerkannten Berühmtheit und verwickelt ihn zugleich in die unheimliche Studenten- und Arbeiterbewegung, innerhalb deren er als staatsgefährliche Persönlichkeit polizeilich überwacht wird, denn sein Aufenthalt in der Krim ist keineswegs als freiwillig zu betrachten. Vor kurzem wurde uns von dort eine Ansichtspostkarte übersendet, auf der er mit Tolstoi zusammen abgebildet ist. Der junge schmächtige Gorki erscheint darauf mit dem bleichen, schmalen Antlitz, auf dem sich bereits

alle Leiden und Leidenschaften eines bewegten Menschenschicksals ausdrücken, neben dem alten Dichter von „Krieg und Frieden" und „Anna Karenina", der mit dem langen, weißen Bart einem Patriarchen und Propheten gleicht, wie der Schüler neben dem Meister, wie der Sohn neben dem Vater. Die Saat, die der Greis für die moralische und religiöse Erziehung seines Volkes ausgestreut hat, scheint in dem jüngeren kräftig aufzusprießen und vielfältige Frucht zu verheißen. Gorki ist soeben von der Akademie der Wissenschaften in St. Petersburg zum Mitglied erwählt worden, und zugleich kündigt die dortige Regierung an, daß eine solche Ernennung einem Manne gegenüber, dessen öffentliches Auftreten dem Staat als Verbrechen erscheine, null und nichtig sei. Das Märtyrertum, das in Rußland über alle großen Dichter verhängt ist, scheint darnach ein neues Opfer verlangen zu wollen.

Inzwischen träumt Tolstoi auf dem schmalen Grenzgebiet zwischen Leben und Tod von seinen Weltverbesserungsplänen, von der Ausrottung aller niederen Leidenschaften, von der Ertötung des Egoismus, und vergißt, daß das Leben zu allen Zeiten ein Kampf zwischen Gut und Böse gewesen und die selige Ruhe, nach der er sich sehnt, nicht auf, sondern nur unter der Erde zu finden ist. Professor Berthenson erzählt uns, wie er seinen Patienten in der Krim gefunden habe. Die Gefahr bestand vor allem darin, daß sein Magen dem Körper den Dienst versagte und eine große Herzschwäche sich eingestellt hatte. Es war schon ein Erfolg, als Tolstoi die ausschließlich vegetarische Ernährungsweise, an der er bis zu seiner Erkrankung eigensinnig festgehalten hatte, aufgab und auf Zureden seines Arztes kräftigende Nahrungsmittel und Getränke zu sich nahm. Eier, Milchkaffee oder gar Champagner, die ihm seit langer Zeit unbekannte

Dinge waren, läßt er jetzt wenigstens als Medikamente gelten. Der freundliche Wirt holt für uns aus seinem Schreibtische eine Anzahl soeben aufgenommener Photographien des Dichters hervor. Mein Gott, wie ist der Ärmste abgemagert und verwittert, wie sieht er leidend und traurig aus! Das Haus, in dem er sich in der Krim aufhält, trägt einen schloßähnlichen Charakter. Die Terrasse, auf der wir ihn bei seinem ersten Frühstück erblicken, führt unmittelbar aufs Meer hinaus. Am meisten hat uns aber ein Bild ergriffen, das Tolstoi zeigt, wie er inmitten hoher, kahler Felsen am Strande sitzt, seinen Spazierstock in die Erde drückt und den Blick fragend und zweifelnd auf die endlos heranrollenden Fluten richtet. Da scheint er mit den Elementen geheimnisvolle Zwiesprache zu halten, sich in dem feinen Äther des Unpersönlichen und Wunschlosen zu wiegen und den Übergang vom Leben zum Sterben als etwas durchaus Natürliches, ja fast Wünschenswertes zu empfinden. Man meint, er leide nicht für sich, sondern für die Menschheit und den Erlösungsgedanken, den er ihr bringen möchte, und sein Leben scheine zu verklingen wie sanft dahinschmelzende Musik, unterzutauchen und zu verschwinden wie die Sonne, die den Fluren der Krim alle Wonnen des Frühlings gebracht hat und sich vor seinen Augen langsam am Horizont zum Meere hinabneigt.

D. W. Grigorowitsch.

Im Juli 1888 hatte Kaiser Wilhelm II. wenige Wochen nach seiner Thronbesteigung zu Schiff die Reise nach Peterhof angetreten, den Zaren Alexander III. besucht und mit staunenswerter Frische und Ausdauer die ununterbrochene Reihe von Festlichkeiten mitgemacht, die bei dieser Gelegenheit mit echt russischer Gastfreundschaft und verschwenderischer Pracht in der schönen Sommerresidenz wie in Petersburg selbst ihm zu Ehren veranstaltet wurden. Für den deutschen Kaiser war in Peterhof eine Reihe von Gemächern in dem alten, hochgelegenen Schloß, dessen Ursprung noch auf Peter den Großen zurückweist, mit erlesenem Geschmack eingerichtet. Die herrlichen Anlagen des weitausgedehnten Parks prangten im üppigen Sommerschmuck. Auf den breiten Terrassen, die sich zu der weithin glitzernden, an das Meer erinnernden Mündung der Newa hinabsenken, rauschten die Wasserfälle und Springbrunnen, während die Aufzüge und Festlichkeiten aller Art dem Auge eine Reihe unvergeßlicher Bilder boten. Den Schluß bildete der Zapfenstreich und die Parade in Krasnoje Sselo, vielleicht das Schönste und Originellste, was wir bei dieser Gelegenheit zu sehen bekamen.

Schon der Auszug vom Bahnhof zum Lagerfeld hätte die Phantasie eines Titian begeistern können. Draußen scharrten die milchweißen Rosse, die dazu bestimmt waren, in einem doppelten Viergespann die Kaiserin und die Großfürstinnen zum Lager zu bringen, ungeduldig den Boden.

Daneben war der ganze kaiserliche Konvoi mit den Militärattachés der verschiedenen Nationen aufgestellt, die in der Mannigfaltigkeit ihrer Trachten, ihrer Erscheinung und ihrer Pferde für das Auge von höchster Lebendigkeit und Anschaulichkeit waren. Von ferne klangen die Lieder der russischen Sänger zu uns herüber und erstarben allmählich in dem Hurrarufen bei dem Nahen der Mitglieder der kaiserlichen Familie.

Dann der feierliche Moment, wenn das Gebet von Bortniansky, dem Schöpfer der Kirchenmusik und des Chorgesangs unter Katharina II., angestimmt wurde, das auch in die Musik zum preußischen Zapfenstreich übergegangen ist. Als diese Töne verklungen waren, stieg aus dem Hintergrunde des Lagers eine Rakete zum Himmel und gleich darauf antwortete ihr eine Salve, die an drei verschiedenen Stellen von den Truppen abgegeben wurde. Alle Häupter entblößten sich, ein Soldat trat vor und sprach ein Gebet, und in diesem Augenblick machten alle die Tausende, die im Lager versammelt waren, vom Kaiser bis zum letzten Packknecht, die Bewegung des Kreuzes, indem sie mit der rechten Hand von der linken nach der rechter Schulter und vom Kopf auf die Brust hinab bei lautloser Stille zwei sich schneidende Linien markierten. Es war ein hochbedeutsamer, in seiner schlichten Feierlichkeit ganz unvergeßlicher Eindruck.

Der Zapfenstreich und die am Tage darauf folgende Parade hatten aber bei uns, die wir diese schnell wechselnden Eindrücke mit der Feder festhalten sollten, die Kräfte ziemlich erschöpft. Wir dachten der Worte aus dem „Clavigo“: „Wenn es vorbei ist wollen wir uns laben.“ Ein lieber, längst schon verstorbener Gastfreund Tretjakow, der mit seinem Bruder die bekannte, in Moskau befindliche

Galerie begründet hat, erwartete mich auf seiner in Peterhof befindlichen Villa. Dort traf ich eine Reihe der interessantesten Persönlichkeiten der Petersburger Gesellschaft, wie Anton Rubinstein und den Bildhauer Antokolsky. Mit besonderer Freude erfüllte es mich, auch den Romanschriftsteller Grigorowitsch wiederzusehen, dessen Bekanntschaft ich im Winter des vorausgegangenen Jahres in St. Petersburg gemacht hatte. Die Nachricht von seinem im Januar 1900 unseres Stils erfolgten Tode bringt mir die Hauptzüge seiner literarischen Bedeutung und seines persönlichen Charakters wieder frisch in Erinnerung.

In D. W. Grigorowitsch betrauert die russische Literatur den letzten Vertreter einer Richtung, die dem Geistesleben der sarmatischen Ebene die tiefsten Spuren aufgedrückt und innerhalb weniger Jahre dem Lande eine Reihe von Talenten ersten Ranges geschenkt hat. Diese Periode ist längst abgeschlossen und nur noch aus historischen Gesichtspunkten völlig zu verstehen, aber sie wird immer eines der denkwürdigsten und interessantesten Kapitel in der Bildungsgeschichte Rußlands ausmachen. In der Mitte der vierziger Jahre arbeiteten sich auf dem Gebiet der Novelle und des Romans eine Anzahl von Dichtern, von denen man bisher niemals etwas gehört hatte, deren Namen man aber nicht wieder vergessen konnte, fast gleichzeitig zur öffentlichen Beachtung und Anerkennung durch. Die Philosophie des Westens, namentlich die Hegelsche, hatte damals alles in Fluß und Bewegung gebracht und die führenden Geister gezwungen, Staat und Gesellschaft, Natur und Volkstum mit anderen Augen als bisher zu betrachten. Man suchte nach einem Übergang zwischen dem stolzen Idealismus, der in den Dichtungen Puschkins und Lermontows seine Fahnen enthüllt hatte und dem ver-

schärften Wirklichkeitssinn des modernen Naturalismus. Gogol bildete den Ausgangspunkt für die jungen Dichter, die vaterländisches Leben von verschiedenen Richtungen, aber immer originell und glänzend zu schildern wußten. Der Verfasser der „Toten Seelen“ und des „Revisor“ hatte die Methode geliefert, die man nur auf neue Stoffe anzuwenden brauchte, um die Literatur um einen bedeutungsvollen Schritt vorwärts zu bringen. Die neu auftauchenden Talente zeichneten sich dadurch aus, daß ihre Beobachtung von ungewöhnlicher Frische und Unmittelbarkeit Zeugnis ablegte und mit Vorliebe den ärmeren Volksklassen zugewendet war. Zuerst erschien Graf Sollohub mit seiner meisterhaft erzählten Geschichte „Tarantaß“. Das folgende Jahr brachte das Erstlingswerk von Dostojewski, „Arme Leute“, den rührenden Roman in Briefen, worin ein armer alter Beamter seine unglückliche Liebe zu einem jungen Mädchen schildert. Gewissermaßen als Pathe bei der Veröffentlichung dieser Dichtung hatte sich des Autors Schulkamerad Grigorowitsch eingefunden, der sie aus Dostojewskis Munde kennen lernte und davon so entzückt war, daß er sie Nekrassow vorlas. Beide Männer waren von der schlichten Wahrheit der Erzählung so ergriffen, daß ihnen die Tränen in die Augen traten. Sie holten den Dichter zwischen später Nacht und grauendem Morgen aus dem Bett, um ihn zu seiner Arbeit Glück zu wünschen.

Es bleibt bezeichnend für den Charakter von Grigorowitsch, daß das erste, was wir literarisch von ihm hören, die neidlose Anerkennung und Förderung eines andern war, daß er gewissermaßen mit der Feder in der Hand, weniger an sich als an seinen alten Schulfreund dachte. So hat er sein ganzes Leben lang immer neben Größeren gestanden, freundlich zu ihnen emporgeblickt und niemals Verbitterung

darüber empfunden, wenn ihn die andern aus der Schule des „Natürlichen", wie man die Schriftsteller aus den vierziger Jahren nannte, alsbald überholten. Nur auf einen Ruhm mochte er nicht verzichten, der ihm auch in jeder Beziehung gebührt. Grigorowitsch was es, der die Dorfgeschichte in Rußland einführte, wenn es ihm auch nicht vergönnt war, auf diesem Gebiete das Höchste zu leisten. Im Jahre 1843 waren die ersten Schwarzwälder Dorfgeschichten von Berthold Auerbach in Deutschland erschienen. George Sand, die ebenfalls ihr Augenmerk auf die Bauernidyllen ihrer Heimat gerichtet hatte, wurde von ihrem Sekretär Müller-Strübing auf die Erfolge des deutschen Volkserzählers aufmerksam gemacht und schrieb nun ihre „französischen Georgiken", wie sie ein Kritiker geistreich genannt hat, von denen die beste „La mare au diable" 1846 herausgegeben wurde. In demselben Jahre veröffentlichte Grigorowitsch seine kleine Geschichte „Das Dorf", die heute zwar durch Besseres überholt, aber nicht vergessen ist und einen deutlich erkennbaren Einschnitt in die literarische Entwicklung Rußlands bewirkt hat. Erst ein Jahr später, 1847, trat der freilich ungleich bedeutendere Iwan Turgenjew mit „Chor und Kalinitsch", der ersten unter seinen unübertrefflichen „Skizzen aus dem Tagebuche eines Jägers" vor das Publikum, um dieser Gattung der Dichtkunst sofort den Stempel der Klassizität aufzudrücken. Dies chronologische Verhältnis, das den früher Gekommenen nicht größer und den später Aufstrebenden nicht kleiner erscheinen läßt, ist zuweilen übersehen worden. Es läuft aber wohl auf eine arge Übertreibung und einen falschen Vergleich hinaus, wenn ein russischer Kritiker Skabitschewskij so weit geht, Grigorowitsch einen literarischen Kolumbus der Bauern Rußlands und Turgenjew ihren Amerigo Vespucci

zu nennen. Von der kraftvollen Dichtergeneration jener Zeit wurde Gontscharow, der damals durch seine „Gewöhnliche Geschichte" sich als starkes Talent verriet, am ältesten, denn er starb 1891 als neunundsiebzigjähriger Greis. Der am 3. Januar 1900 verschiedene Grigorowitsch hat es fast auf ein ebenso hohes Alter gebracht, während Turgenjew, Alexander Herzen und Nekrassow, die wir ebenfalls dieser Gruppe von Dichtern einreihen müssen, schon viel früher von ihrem Wirken abberufen wurden.

In Kreisen, wo Künstler und Schriftsteller verkehrten, konnte man sicher sein, auch Grigorowitsch zu finden, denn aus Neigung und Phantasie gehörte er beiden Sphären an, so daß er sich manchmal die Frage vorlegte, ob er bei rechtzeitiger Ausbildung nicht vielleicht ein bedeutenderer Maler als Schriftsteller geworden wäre. An der Ausgiebigkeit seines poetischen Talents mußte man fast irre werden, da er es nach einem immerhin sehr bemerkenswerten Anfang und nach Leistungen, denen es an Beifall nicht fehlte, volle dreißig Jahr unterdrücken konnte und dann erst als alter Mann nicht gerade hervorragend ausklingen ließ. Als Schriftsteller wie als Freund und Gesellschafter zeichnete er sich durch sein feines, mildes, für den heutigen Geschmack allerdings etwas altmodisches Wesen aus. Ein besonderer Umstand kam hinzu, der die allgemeine Aufmerksamkeit auf ihn lenkte. Er hatte nicht nur in seiner Erscheinung, sondern auch in seiner Sprache und seinen Bewegungen eine überraschende Ähnlichkeit mit Turgenjew, so daß man über den Nachweis einer Blutsverwandtschaft zwischen beiden Schriftstellern keineswegs in Erstaunen versetzt worden wäre. Seine kräftige hohe Gestalt mit den schweren Bewegungen und den wenigen, aber immer bedeutenden Gesten, den zugleich klugen und gutmütigen

Augen und der weichen melancholischen Stimme rief den Eindruck eines Mannes hervor, der nicht nur in Rußland, sondern in der europäischen Gesellschaft überhaupt Bescheid wußte, der eine vielseitige Bildung in sich aufgenommen und verarbeitet hatte und dessen humanem Empfinden alles Einseitige, Übertriebene und Fanatische in tiefer Seele verhaßt war. So sehr er seine Heimat liebte, mochte er doch, wenn die ersten warmen Sonnenstrahlen in seine Petersburger Wohnung fielen, nicht länger an der Newa bleiben, sondern empfand eine unwiderstehliche Neigung, sich auf deutscher Erde, in einem milderen Klima und von andern künstlerischen Eindrücken umgeben, wieder aufzufrischen. Er besaß in Weidlingau-Hadersdorf bei Wien eine kleine Villa, die er sich zweckmäßig aber bescheiden nach seinen Wünschen und Bedürfnissen eingerichtet hatte, um dort die Sommermonate zu verleben wie in einer richtigen Petersburger „Datsche", wo er sich in seinem kleinen Garten ergehen, mit seinen Hunden spielen oder an seinem Schreibtisch allerlei Gedanken nachhängen konnte, falls ihn nicht einer seiner Freunde aus Rußland auf der Durchreise besuchte und auf ein paar Tage mit seinem Fremdenzimmer vorlieb nahm. In diesem stillen und behaglichen Winkel hat er auch seine literarischen Erinnerungen niedergeschrieben, in denen er seinen Entwicklungsgang und die Entstehung seiner Schriften ohne viel Ruhmredigkeit erzählt, vor allem aber von seinen Beziehungen zu bedeutenden Zeitgenossen, deren Freundschaft er genoß, in anziehender Weise berichtet. Nach Wien kam er oft, wobei er große Strecken Wegs gern zu Fuß zurücklegte, weil er die dortigen Fiaker nicht leiden mochte, die nach seiner Beobachtung ihre Pferde mit der Peitsche zu schlecht behandelten. Er liebte die österreichische Kaiserstadt wegen der präch-

tigen Architektur ihrer Ringstraße, ihrer lieblichen Umgebung und ihrer lebensfrohen Bevölkerung, ohne sich eigentlich viel gesellschaftliche Verpflichtungen aufzuerlegen. So blieb er immer mit deutscher Kultur in engem Zusammenhang und war innerlich bei seinem anspruchslosen Leben ein freier Mensch, auch wenn er sich nicht ausschließlich auf seinen literarischen Ruhm stützen konnte und einen Halt in verwandter geistiger Tätigkeit suchen mußte.

Im Jahre 1859 fragte das Marineministerium bei ihm an, ob er sich nicht einer von der Regierung unternommenen Reise um die Welt anschließen und darüber eine Beschreibung liefern wollte, in ähnlicher Weise, wie es Gontscharow, der Verfasser des „Oblomow", aus gleichem Anlaß in seinem inhaltreichen Buch „Die Fregatte Pallas" getan hatte. Grigorowitsch bedachte sich kurze Zeit und nahm dann das Anerbieten an, da er sich von dem Studium fremder Länder und Völker eine bleibende Erweiterung seines Gesichtskreises und eine erfrischende Anregung seiner Phantasie versprach. Aber der Mensch denkt und die Regierung lenkt. Der Dampfer konnte erst im August in See gehen und plötzlich kam der Befehl, daß er nicht die beabsichtigte Reise um die Welt machen, sondern sich dem russischen Geschwader anschließen müsse, das zu jener Zeit im Mittelländischen Meere kreuzte. So kam Grigorowitsch nicht, wie er gehofft hatte, bis nach Amerika und Japan, sondern nur an die Küste von Frankreich, Spanien, Griechenland und Kleinasien. Aber der Aufenthalt in Athen, Jerusalem und Palermo und andern Städten erwies sich für den Autor ebenfalls als sehr fruchtbar und gab seinem künstlerischen Empfinden eine weit größere Sicherheit, seiner Anschauung eine tiefere Perspektive, als er bei dem ausschließlichen Aufenthalt in Rußland oder auf einer

bloßen Sommerreise gewinnen konnte. Er hatte sich um die Stellung eines Sekretärs der Petersburger Eremitage, jener berühmten, von Katharina begründeten und von ihren Nachfolgern immer mehr erweiterten Kunstsammlung beworben, die auf manchen Gebieten wie in der niederländischen Malerei und der altgriechischen Kleinkunst geradezu einzige Schätze enthält. Der Dichter wurde durchaus entgegenkommend behandelt und nur vor seiner definitiven Anstellung mit der Anfertigung einer genauen Beschreibung der einzelnen Abteilungen beauftragt, die dann als Führer für das kunstliebende Publikum beim Besuch der Eremitage verwendet werden konnte. Grigorowitsch erfaßte seine Aufgabe mit großer Gewissenhaftigkeit und vollendete die Arbeit unter dem Titel „Spaziergang in der Eremitage", womit er einen für das Studium dieses Museums geradezu unentbehrlichen Wegweiser lieferte. Kaum war er jedoch damit fertig, als er zu seiner unangenehmen Überraschung die Mitteilung erhielt, daß die Stelle des Sekretärs, die er schon in der Tasche zu haben glaubte, nicht ihm, sondern einem Verwandten des Direktors dieser Sammlungen, Gedeonow, verliehen worden sei. Zum Glück entschädigte ihn die „Gesellschaft zur Beförderung der Kunst" in Petersburg für diese Enttäuschung, indem sie ihn zu ihrem Sekretär machte. Als solcher hat er eine überaus erfreuliche Tätigkeit entwickelt und bei den erfolgreichen Bestrebungen dieses Vereins, die sich auf Kostümstudien aller Art, auf die Herausgabe von Prachtwerken, die Einrichtung einer Zeichenschule und ähnliches bezogen, eine maßgebende Rolle gespielt.

Dem weichen Naturell dieses Mannes fehlte es immer an einer bestimmten Richtung, innerhalb deren er auf ein sicheres Ziel fest und sicher hätte lossteuern können.

Er war 1822 in Simbirsk geboren und verlor seinen Vater schon als fünfjähriger Knabe, so daß seine Erziehung fast ganz weiblichem Einfluß überlassen wurde, zum Teil seiner Mutter, einer Französin, meist aber seiner Großmutter, deren Mann während der Schreckenszeit der französischen Revolution guillotiniert worden war. Die alte Dame war eine maßlose Bewunderin Voltaires und eine so herrische Natur, daß sie in dem Hause keinen andern Willen als den ihrigen duldete. Dmitri Wassiljewitsch verlebte seine Kindheit an der Oka, wurde aber so erzogen, als ob man ihn für eine Pariser Lehranstalt vorbereiten wollte. Mit acht Jahren hatte er noch kein russisches Buch in Händen und seine Muttersprache war nur im Verkehr mit Bauern und Dienstboten geübt. Es war ein schlechter Schüler und fiel nur durch eine überraschende Begabung im Zeichnen auf. Mit dreizehn Jahren kam er auf die Ingenieurschule nach Petersburg, deren strenge Disziplin seinen innern und äußern Menschen zum Guten veränderte und ihn im Verkehr mit gleichstrebenden Menschen höhere Maßstäbe und Ziele erkennen ließ. Wie erwähnt war Dostojewski sein Kamerad, außerdem der später als Verteidiger Sebastopols und im russisch-türkischen Krieg berühmt gewordene General Totleben. Walter Scott, Schiller, Hoffmann und Cooper waren die Schriftsteller, die er hauptsächlich verschlang. Als er einmal auf der großen Morskaja in Petersburg den Großfürsten Michael Pawlowitsch zu grüßen vergaß, war es mit seinem Studium an der Ingenieurschule aus, die er mit der kaiserlichen Kunstakademie vertauschte. Der ehemalige Kadett versuchte sich nun als Zeichner und Maler und vertiefte sich in das Studium Brüllows, dessen kalt konstruiertes Bild „Der letzte Tag in Pompeji" so recht der Ausdruck einer nüchternen und ideelosen Zeit war. Gleich-

zeitig hatte es Grigorowitsch der Zauber der Bühne angetan, und zwar in so hohem Grade, daß er ernstlich daran dachte, Schauspieler zu werden. Ein Versuch, den er in dem alten französischen Effektstück „Duell unter dem Kardinal Richelieu" machte, fiel jedoch so wenig glücklich aus, daß er von diesem Wahn, wenn auch keineswegs von seiner Vorliebe für die Welt der Kulissen geheilt wurde. Er erhielt eine Stelle in der Kanzlei der Generalintendantur in Petersburg, sah sich in lebhaften Verkehr mit Schauspielern, Sängern und Schriftstellern gebracht und ließ sich dadurch zu einer unruhigen und flüchtigen Produktion anregen, die keine ernste Begabung erkennen ließ.

Ein zufälliger Eindruck setzte sich in seiner Phantasie so tief fest, daß er darin den Stoff für seine erste bedeutendere Arbeit erblicken konnte. Er lernte bei seiner Mutter eine kranke junge Frau kennen, die man gegen ihren Willen mit einem rohen Menschen verheiratet hatte. Auch den Ehemann hatte man zwingen müssen, gerade dieses Mädchen zur Frau zu nehmen, und er rächte sich für den Zwang, indem er sie bei jeder Gelegenheit, nüchtern oder betrunken, mißhandelte. Die Ärmste, die außerdem an der Schwindsucht litt, erklärte, daß ihr das Sterben leichter als das Leben sein würde und beklagte nur das Los ihres zweijährigen Töchterchens. Grigorowitsch hörte diese Geschichte und sah darin den Keim zu seiner Erzählung „Das Dorf", die 1846 herauskam. Das Elend der Leibeigenschaft hatte er bei seinem Leben auf dem Lande in unzähligen Fällen kennen gelernt. Er hielt den Zustand der Sklaverei auf die Dauer für unerträglich und wollte an einem in die Augen springenden Beispiel zeigen, wie sie zu Verhältnissen führt, die jeder Vernunft und jeder menschlichen Empfindung Hohn sprechen. Das Motiv der

Novelle besteht darin, daß eine Gutsherrin eben auf ihrem Dorf ankommt und angenehm unterhalten sein will. Sie hat nie in ihrem Leben eine Bauernhochzeit mit angesehen und verspricht sich viel Spaß davon. Dies genügt ihrem aufmerksamen Gatten, um einem Landmädchen, das im herrschaftlichen Hause arbeitet, den Befehl zu geben, sie möge einen Bauern, dessen Wesen ihr unangenehm ist, sogleich heiraten. Zwei Jahre darauf erschien eine andere Dorfgeschichte „Anton der Unglücksvogel", worin die rohe Gewalttätigkeit des Gutsverwalters, der sich nur von seinen übermütigen Launen leiten läßt, einen armen Bauern durch die Härte der Arbeit, die ihm auferlegt wird, und das Demütigende des Drucks zugrunde richtet. Vieles ist in diesen Novellen hübsch erzählt, und die menschenfreundliche Absicht, von der sich ihr Verfasser leiten läßt, erweckt auch persönlich unsere volle Sympathie. Sein Unglück ist nur, daß gleich hinter ihm ein ungleich größerer Dichter, Turgenjew, kommen mußte, der sowohl in der Naturbeobachtung wie in der charakteristischen Mannigfaltigkeit seiner Figuren so Unvergleichliches leistet, daß seine reifsten Schöpfungen auf diesem Gebiete bis auf den heutigen Tag von niemandem übertroffen worden sind.

In den Jahren 1853 bis 1855 ließ Grigorowitsch zwei größere Romane erscheinen, „Die Fischer" und „Die Übergesiedelten", die Ende der fünfziger Jahre auch deutsch übersetzt wurden und trotz einer gewissen Neigung zur Breite und Weitschweifigkeit ebenfalls durch die gewählten Stoffe Interesse erwecken. In der ersten dieser beiden Erzählungen wird uns das Leben der Bauern an den malerischen Ufern der Oka, oft in feinen und anmutigen Strichen, geschildert und im Gegensatz dazu die harte Arbeit in der Fabrik in melancholischer Beleuchtung nahegerückt.

In der zweiten Geschichte handelt es sich darum, daß eine Bauernfamilie aus einer Gegend, wo sie sich infolge der Fruchtbarkeit des Bodens leidlich durchschlägt, in ein trostloses und unergiebiges Gebiet übersiedeln soll. Der Gutsherr trifft diese Verfügung nicht etwa aus Hartherzigkeit, im Gegenteil! er ist sogar gutmütig und voll ehrlicher Teilnahme an dem Schicksal seiner Leibeigenen. Er hat sich nur niemals ernstlich um sie gekümmert, versteht ihr Leben und ihre Bedürfnisse nicht, und als er zum beschämenden Bewußtsein seiner Unwissenheit und Gleichgültigkeit kommt, ist der alte Bauer an den Folgen der törichten Übersiedelung bereits zugrunde gegangen. Zu den schönen menschlichen Zügen in dem Charakter des verstorbenen Dichters gehört es auch, daß er Turgenjew, dessen Größe sein Ansehen so sehr in den Schatten stellte, bis zu dessen Ende in treuer Freundschaft zugetan blieb. Er wird in seinen literarischen Erinnerungen nicht müde, von der Güte und Hilfsbereitschaft seines lieben Iwan Sergewitsch zu erzählen, von den Ansprüchen, die fortdauernd an ihn und seine Börse herantraten, von dem Undank, mit dem er oft für seine Freigebigkeit belohnt wurde, von seiner Bereitwilligkeit, erlittenes Unrecht zu verzeihen und zu vergessen, und von der Lustigkeit, die den sonst so ernsten und vornehmen Mann erfüllte, wenn er auf seinem Gute Jasnaja Poljona auf die Jagd fuhr, Nachbarn bei sich sah oder auf einer schnell errichteten Liebhaberkomödie als Schauspieler mitwirkte, um die Welt und sich selbst köstlich zu verspotten. Als Vorgänger und späterer Gefolgsmann von Turgenjew, als feiner Kunstkenner und nicht zuletzt wegen seiner „Sitten-Freundlichkeit" wird Gregorowitsch von den Freunden der russischen Literatur nie ganz vergessen werden.

